This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

LANE MEDICAL LIBRARY STANFORD
P111 .B52 1922 STOR
Vom Gemeinschaftsleben der Jugend : Bett
24503358790

Dr. Siegfried Bernfeld

Vom Gemeinschaftsleben der Jugend

Internationaler
Psychoanalytischer Verlag

LANE
MEDICAL LIBRARY
Gift
Dr, A. von Borosini

A. Borodin

112660

LANE
MEDICAL

LIBRARY
Gift
Dr, A. von Borosini

112660

QUELLENSCHRIFTEN ZUR SEELISCHEN ENTWICKLUNG
BAND II

VOM GEMEINSCHAFTSLEBEN DER JUGEND

BEITRÄGE ZUR JUGENDFORSCHUNG

HERAUSGEGEBEN
VON
DR. SIEGFRIED BERNFELD

LANE LIBRARY

INTERNATIONALER PSYCHOANALYTISCHER VERLAG
LEIPZIG / WIEN / ZÜRICH
1922

112669

Alle Rechte,
besonders das der Übersetzung in alle Sprachen vorbehalten.

Copyright 1922
by „Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Ges. m. b. H.“ Wien, I.

YALE LIBRARY

Gesellschaft für Graphische Industrie, Wien, III. Rüdengasse 11.

B52
1922

Inhalt:

Die Psychoanalyse in der Jugendforschung. Von Dr. Siegfried Bernfeld . . . 1
Ein Freundinnenkreis. Von Dr. Siegfried Bernfeld 12
Ein Schülerverein. Von Gerhard Fuchs 58
Ein Knabenbund in einer Schulgemeinde. Von Wilhelm Hoffer 76
„Knurrland". Versuch der Analyse eines Kinderspieles. Von Gerhard Fuchs . . 145
Die Initiationsriten der historischen Berufsstände. Von Erwin Kohn 188

Die zum vorliegenden Band vereinigten Aufsätze sind Arbeiten aus dem Jüdischen Institut für Jugendforschung und Erziehung (Vorsitzender: Dr. Siegfried Bernfeld).

Alle Arbeiten lagen im März 1921 abgeschlossen vor. Die Berücksichtigung des für die bearbeiteten Themen grundlegenden Buches von Prof. Freud: Massenpsychologie und Ichanalyse, war daher den Autoren leider nicht möglich. Sonst hätte manche Formulierung eine präzisere Gestaltung erhalten können.

Gift of Dr. Bassini 10.25.48

112660

Die Psychoanalyse in der Jugendforschung

Von **Dr. Siegfried Bernfeld**

Die Sammlung von Beiträgen zur Jugendforschung, die hiermit der Öffentlichkeit übergeben wird, stellt in einigen klar umschreibbaren Beziehungen einen vielleicht nicht bedeutungsvollen, aber ersten Versuch dar und bedarf der Rechtfertigung vor der Jugendforschung und der präzisen Formulierung vor der Psychoanalyse, damit Mißverständnisse möglichst vermieden und das Versuchsartige der Prüfung und Bewährung — wie wir hoffen — unterzogen werden könnten. Darum sei gestattet, die Untersuchungen statt mit einer kurzen Einleitung mit einer ausführlichen Erörterung einiger grundsätzlicher und methodischer Fragen einzuleiten.

Es waren gewiß bloß stoffliche Gründe, aus denen nach und nach ein eigener Wissens- und Forschungskreis „Jugendkunde" von Psychologie und Pädagogik abgegrenzt wurde. Trotzdem man zuweilen versucht, dieses Gebiet durch den Namen Pädologie scharf zu bezeichnen, kann von einer Wissenschaft dieses Namens, sofern man nur das Wort Wissenschaft in einem theoretisch präzisen Sinn nimmt, nicht gesprochen werden. Denn es gibt keine Forschungs-, Denk- oder auch bloß Darstellungsmethode, die ausschließlich der Jugendkunde zukäme, und keine, die für alle jugendkundlichen Problemstellungen genügte. Jugendkunde ist vielmehr die Zusammenfassung der Ergebnisse verschiedener Wissenschaften, soweit sie über das gleiche Objekt, den unerwachsenen Menschen, etwas auszusagen vermögen. Es sind vor allem drei Wissenschaften, die Physiologie, die Psychologie und die Soziologie, von denen ein Segment in den Bereich der Jugendkunde fällt. Und wenn man der Soziologie den Rang einer Wissenschaft streitig machen möchte, so sind es Geschichte (Kultur-, Rechts-, Wirtschafts-, Pädagogiegeschichte) und Völkerkunde, die statt ihrer zu nennen wären; spricht man die Sozialpsychologie als eigene Wissenschaft an, so wäre auch sie zu den fundamentalen Wissenschaften der Jugendkunde zu zählen. Weniger umfang-

reich sind die Segmente, die aus Anthropologie und Biologie genommen sind. Demnach sind es eine reiche Fülle von Methoden, die zur Vermehrung und Vertiefung unseres Wissens und Verständnisses in bezug auf das Phänomen Jugend dienen. Sie alle zusammen zu fassen, zu beschreiben und ihre Grenzen anzugeben, hat bisher noch niemand versucht, weil bisher eine in diesem Sinne ausgreifende Darstellung (ja, von unbedeutenden Versuchen abgesehen, selbst Programm der Jugendkunde) fehlt. Es sei daher auch im folgenden von den physiologischen, soziologischen und historischen Methoden ebenso wie von den anthropologischen und biologischen völlig abgesehen und ausschließlich die Frage erörtert, wieweit die bisher üblichen Methoden der Psychologie hinreichen, jene Tatsachen und deren Beziehungen festzustellen und verständlich zu machen, deren intensives Studium gleichermaßen eine theoretische und praktische Forderung der Jugendkunde und der Pädagogik ist.

So wie man begann, die Ergebnisse der Psychologie — seit Herbart — ernstlich auf ihre Tauglichkeit zu pädagogischen Anwendungen zu prüfen, erwies es sich, daß die vorhandenen Erkenntnisse zu keinerlei konkreter Förderung dienlich sein können. Zwischen dem Postulat: die Psychologie ist eine Grundwissenschaft der Pädagogik und den konkreten Formulierungen blieb eine Kluft, die durch keinerlei Empirie ausgefüllt war, denn die Feststellungen der allgemeinen Psychologie waren zu allgemein für das Bedürfnis dessen, der über das Seelenleben der Kinder Erfahrungen erhalten wollte, zu nichtssagend, um mehr bieten zu können als einen vagen Rahmen für vage Postulate. Die Psychologie wußte nichts über das Kind, nichts, das an Sicherheit und Wahrheitsgehalt die naive Beobachtung, die naiven Erfahrungen des Erziehers übertroffen hätte. Die Psychologie selbst hatte damals noch keine Ansätze, über das naive, das autistische Denken hinauszuwachsen.

Fast gleichzeitig mit den Versuchen, die allgemeine Psychologie durch kritische Beobachtung, strenge Empirie und direkte Experimente auf eine neue, zum erstenmal wissenschaftliche Basis zu stellen, zeigt sich bei Preyer — um einen geläufigen Namen auf Kosten der historischen Genauigkeit zu nennen — das Bemühen, mit den gleichen Forschungsmitteln die psychologischen Kenntnisse über das Kind zu vermehren. So mannigfaltig sich diese kinderpsychologischen Studien entwickelten und so wenig sie völlig von anderen methodischen Bestandteilen isoliert geübt werden und wurden, ist es doch nötig, sie in freilich nur abstrakter Schärfe zu charakterisieren. Ihr auffälligstes Merkmal ist das Experiment oder genauer das Instrumentarium. Und doch

heißt es die jugendkundliche Methodik völlig mißverstehen, wollte man diesem äußerlichen Merkmal irgend eine wesentliche Bedeutung zumessen. Experimentieren heißt kontrollierbare Bedingungen setzen. Dies ist ein methodischer Teilcharakter jeder wissenschaftlichen Bemühung, deren Anwendbarkeit allerdings bei psychologischen Untersuchungen gewissen, bereits von Wundt zureichend formulierten, Beschränkungen unterliegt. Das Instrumentarium spielt dabei eine verhältnismäßig nebensächliche Rolle. Aber die Einführung des Instrumentes, ob dieses nun in einem genauen Protokoll, (bis zur Verwendung von Phonograph und Kinematograph) in einer Stoppuhr oder einem umfangreichen elektrisch betriebenen Apparat besteht, ist Symptom für eine dem autistischen — naiven — Denken und Forschen weltenferne Sachlichkeit, Objektivität, Realitätstreue. Die Ergebnisse des naiven Denkens enthalten allemal einen beträchtlichen Anteil von Inhalten, die nicht aus der Realität genommen sind, sondern Zutaten: aus Wünschen, Vorurteilen, Verallgemeinerungen, Phantasien, Ungenauigkeiten, Irrtümern usw. entspringend, die dem Ich entsprechen, seinen Erlebnissen und Trieben. Und diese persönliche Gleichung ist unbestimmt. Alles wissenschaftliche Denken bemüht sich, die persönliche Gleichung so niedrig zu halten wie möglich und den unvermeidlichen Rest so genau zu bestimmen wie möglich. Diesem Zweck dienen alle seine Methoden — sie dienen ihm wenigstens zugleich mit — sie mögen im übrigen Instrumente verwenden oder nicht. Die Einführung des wissenschaftlichen Denkens in die Kinderpsychologie geschah durch die „experimentellen" Methoden, ist aber seitdem unverlierbares Besitztum der Psychologie (und somit der Jugendkunde) und nicht Spezifikum jener Methoden.

Was man gemeiniglich mit dem Wort „experimentelle" Methoden — apologetisch oder polemisch — zu treffen vermeint, ist eine derselben: die psychische Maßmethode — oder, da es deren mehrere gibt — die Maßmethoden. Die genaue Messung verlangt Apparate, daher gehört bis zu einem gewissen Grad zu den Maßmethoden eine gewisse Anzahl von Meßapparaten und deren Hilfsinstrumenten. Aber messen kann man nur in Zeit und Raum, und nur Quantitäten, die auf eine Einheit zurückführbar sind. Von hier aus ergeben sich für die Anwendung psychischer Maßmethoden eine Fülle von Problemen und Beschränkungen. Sie sind im strengen Sinn an das motorische System der Psyche gebunden und können auch hier nur einen im Grunde unbefriedigenden Grad von Genauigkeit erreichen. In der Jugendkunde ist ihr Umkreis noch eingeschränkter, da gerade die für Kindheit und Jugend

112660

spezifischen seelischen Prozesse sich der Messung weitgehend und von einem gewissen Alter an völlig entziehen. Der Vierzehnjährige unterscheidet sich, um ein Beispiel zu nennen, in fast allen meßbaren Funktionen psychisch vom Erwachsenen gar nicht mehr. Für die messende Kinderpsychologie gehört er demnach bereits in den Aufgabenkreis der allgemeinen Psychologie. Wollte man wegen der scheinbaren ausschließlichen Wissenschaftlichkeit der Maßmethoden — die sie nur gewissen Ähnlichkeiten mit physikalischen Methoden verdanken — das Erkenntnisziel nach den Erkenntnismöglichkeiten dieser Methode stecken, so hieße das, den bedeutendsten Teil der Jugendkunde für immer autistischem Denken überlassen. (Wie ja auch mancher „exakte" Autor, sobald er genötigt ist, eine Bemerkung über außermeßbare psychische Vorgänge der Kinder zu machen, rettungslos naivem, unkritischem Urteilen verfällt.) Um aber jedes Mißverständnis auszuschließen, sei es ausdrücklich hierhergesetzt: Ebenso verkehrt wäre es, sich der Maßmethoden nicht an ihrem legitimen Ort zu bedienen; das hieße ebenfalls auf Erkenntnismöglichkeiten verzichten, die offen stehen.

Die Maßmethoden sind eine Art Spezialfall der wissenschaftlichen Beobachtung[1]. Sie ist die getreue, möglichst vollständige Fixierung des Wahrnehmbaren eines psychischen Phänomens. Auf das „getreu" ist der gleiche Wert zu legen, wie auf das „möglichst vollständig". Das Ideal wäre absolut getreu und restlos; und auf den Grad der Annäherung an dieses Ideal kommt es an. Ein hervorragendes Beispiel solcher naturwissenschaftlich-genauer und vollständiger Beobachtung mit dem Bemühen, sie getreu zu fixieren, ist Preyers „Seele des Kindes". Wenn das Forschungsobjekt von der Forschungsabsicht nichts wissen kann, darf oder will, ist die wissenschaftliche Beobachtung die ausschließliche direkte Methode. Daher ist ihr Anwendungsgebiet in der Jugendkunde außerordentlich groß. Das kleine Kind kann von den Absichten des Forschers nichts wissen, verstehen; das größere darf es aus vielen Gründen und Rücksichten oft nicht; das größere Kind und der Jugendliche wollen es häufig genug nicht. Es ist kein Zufall, wenn in allen diesen

[1] Es bedarf kaum des Hinweises, daß das meiste hier Gesagte ebenso oder treffender zuerst von den grundlegenden Methodikern der Psychologie, von Wundt, Stern, Krüger, um drei zu nennen, formuliert wurde. Die Einfügung der Psychoanalyse in diese Feststellungen und Erörterungen wird unseres Wissens in dieser Weise hier zum erstenmal versucht; eine ausführliche Einfügung der Psychoanalyse in die Psychologie bietet Pfister in „Kampf um die Psychoanalyse."

Fällen ein Verfahren angewendet wird oder angewendet werden könnte, das der biologischen oder tierpsychologischen Behaviourmethode ähnlich ist. Es handelt sich darum, Vorgängen, die für den Fremdbeobachter nicht wahrnehmbar sind, und vom Erlebenden nicht mitgeteilt werden (wollen, können), durch umfassende Beobachtung alles Wahrnehmbaren indirekt nahe zu kommen, sie zu bestimmen oder zu erraten. Dies Verfahren ist umso wichtiger, als sein Wert nicht bloß davon abhängt, wie weit es gelang, jenem zu Erschließenden nahe zu kommen, sondern vielmehr das Beobachten selbst — wenn es nur genau und vollständig genug geübt wurde — Tatsachen, Beziehungen, selbst Regeln feststellen läßt.

Die Selbstbeobachtung hat in der Jugendkunde weniger Raum als sonst in der Psychologie. Wie weit die Introspektion eine vollgültige wissenschaftliche Methode ist, mag noch strittig sein, daß ihr aber irgend ein Platz im System der Forschungsmethoden zukommt, ist unzweifelhaft. Es ist bei ihr wesentlich schwerer, die Bedingungen einzuhalten, die das autistische Denken dem wissenschaftlichen annähern, aber manches Beispiel hat bewiesen, daß auch dies Schwere weitgehend gelang. Und jedenfalls ist die Introspektion das einzige Verfahren, das uns unmittelbare Erfahrung vom psychischen Leben vermittelt. In der Jugendkunde hat sie ein zweifaches Anwendungsgebiet. Ohne introspektive Erinnerung bleibt uns alles, was wissenschaftliche Beobachtung vom Kinde und dem Jugendlichen festzustellen vermag, letztlich unverständlich, oder wir sind in Gefahr, es im Sinne des erwachsenen Seelenlebens aufzufassen. Das kann eine treu bewahrte Erinnerung an die eigene Jugend und Kindheit verhindern. Leider gehört sie zu den Seltenheiten. Eher findet sie sich bei Dichtern als bei Psychologen. Von hier aus ergibt sich ein sehr schwerwiegender Einwand gegen die Resultate der Jugendforschung; sie sind allermeist unter der Wirksamkeit der Amnesie, der erfahrungsgemäß die Erinnerungen an die Kindheit und bis zu einem gewissen Grad auch an die Jugend unterworfen sind, gewonnen oder wenigstens gedeutet. Ernsthaft in Betracht gezogen wird dieser Faktor so gut wie niemals, erwogen wird er aber mindestens in der Psychologie des Säuglings. Die wissenschaftliche Selbstbeobachtung könnte die Funktion übernehmen, da schon die Rückgängigmachung der Amnesie nicht völlig gelingen will, doch wenigstens Schlüsse aus Fehlerinnerungen zu verhindern und die Bedeutung dieser unvermeidlichen Fehlerquelle näher zu bestimmen. Die Selbstbeobachtung des Kindes und Jugendlichen hat einen nicht völlig zu vernachlässigenden

methodischen Wert. Die Einhaltung der wissenschaftlichen Grenzen ist dabei freilich nicht zu erwarten, obzwar es nicht ausgeschlossen ist, Kinder eines verhältnismäßig frühen Alters zu überraschend gewissenhafter Selbstbeobachtung zu erziehen. Aber diese mitgeteilte Selbstbeobachtung ist eine der wenigen Quellen, die uns für die Erkenntnis der kindlichen Seele fließen. Im Grunde beruht auf ihr ein größerer Teil der heutigen Kinderpsychologie als auf allen anderen zusammen genommen. Denn zu den Dingen, die am Kinde vor allem studiert werden, gehören seine sprachlichen Mitteilungen, die reaktiven und die spontanen. Die biographischen Monographien, wenn sie nur das zweite und die folgenden Lebensjahre mitbehandeln, beruhen mehr auf des Kindes Worten als auf seinen motorischen Äußerungen. Und gar die umfangreichen Untersuchungen nach der Fragebogenmethode, die Aussageexperimente, Tests und dergleichen sind beinahe ganz auf sie gebaut. Selten nur wird die Grundlage in Zweifel gezogen, daß es sich dabei schlechthin um Mitteilung von kindlichen Selbstbeobachtungen handelt, einerlei, ob das Kind erzählt, „ich habe geträumt, daß", oder ob es von den Motiven seines Handelns oder seinen Gefühlen erzählt. Was den Aussagen des Kindes an wissenschaftlicher Zuverlässigkeit mangelt, kann bloß durch getreue und vollständige Sammlung und Berücksichtigung derselben korrigiert werden, vollständig in bezug auf das einzelne Kind so gut wie auf die Gesamtheit.

Die Lebensäußerungen motorischer Natur in der frühesten Kindheit, die sprachlichen Äußerungen in der späteren, sind das auffälligste Forschungsmaterial, darum sind sie allein einigermaßen erforscht. Genaue Studien über die motorischen Äußerungen des sprachfähigen Kindes, etwa vom dritten Lebensjahr an, fehlen fast völlig. Das Laboratorium, die Schule und die Wohnstube der Kleinsten, sind die beinahe ausschließlichen Beobachtungssituationen der heutigen Jugendkunde. Es ist zweifellos, daß der zunächstliegende Fortschritt unserer Wissenschaft in der Ausdehnung der wissenschaftlichen Beobachtungsmethoden — das Wort in seinem weiten Sinn genommen — auf größere Kreise der seelischen Äußerungen liegen muß. Was Eltern, Ärzte, Kinderfräulein, Jugendführer, was jeder, der mit Kindern und Jugendlichen verkehrt, an naiven Erfahrungen besitzen, muß durch methodische Beobachtung der Wissenschaft eingemeindet werden. Es handelt sich dabei freilich um Äußerungen des kindlichen (und jugendlichen) Seelenlebens, die vor dem Erwachsenen, oder doch den meisten Erwachsenen, geheimgehalten werden, und in ihrer Gegenwart nicht oder bloß andeutungsweise entstehen,

ausgelebt werden. Die Untersuchungen über das künstlerische und literarische Schaffen Jugendlicher, die seit einigen Jahren in immer wachsender Zahl vorgenommen werden, bedeuten hier einen wichtigen Anfang. Die vorliegenden Arbeiten über einen Freundinnenkreis, einen geheimen Schülerverein, einen Knabenbund, ein Kinderspiel bringen Materialien, die für die Jugendkunde eine gewisse Erweiterung ihres methodisch festgestellten Wissens bedeuten; die weiteren Bände dieser Beiträge zur Jugendforschung werden Tagebücher, Briefe, literarische Produktionen, Phantasien und dergleichen Äußerungen kindlichen und jugendlichen Seelenlebens zur Quelle jugendkundlicher Forschung zu machen versuchen.

Diese Erweiterung ist nun freilich keine neue Methode, sondern bloß ein neues Anwendungsgebiet. Aber sie macht uns eindringlich darauf aufmerksam, daß mit dem Messen und dem wissenschaftlichen Beobachten, dem Fremd- und Selbstbeobachten, dem direkten und dem indirekten die Aufgaben und Wege der Jugendforschung nicht erschöpft sind. Das Feststellen der Beziehungen zwischen den Tatsachen muß der Feststellung der Tatsachen folgen. Und auch hier ist es im wesentlichen ein Denk- und Forschungsvorgang, der den verschiedenen angewandten Methoden — von der Vergleichung und Statistik bis zu den feinsten Rang- und Korrelationsrechnungen zugrunde liegt. Das Aufeinanderfolgen oder gleichzeitige Auftreten von festgestellten und genau beobachteten Tatsachen muß sich als allgemein oder als zahlenmäßig oft eintretend erweisen, damit eine regelmäßige oder gesetzmäßige Beziehung zwischen ihnen festgestellt sei. Und auch hier kommt es darauf an, daß der naive Eindruck, das Meinen und Vermuten, das von Affekten, Wünschen, Abneigungen gelenkt ist, von dieser persönlichen Gleichung befreit werde. Diesem Zwecke dienen alle Bemühungen, statt des vagen Eindruckes der Häufigkeit deren Grad zu messen, statt des auffallendsten — also dem Forscher affektiv wichtigsten — Elementes alle in ihren gegenseitigen Beziehungen zu beachten, mit Vermutungen nicht sich zu begnügen, sondern sie zum Anlaß der Nachprüfung zu nehmen. Hier aber gelangt jede jugendkundliche Forschung bald an die Grenze ihres empirischen Bemühens und sie wird genötigt, grundsätzliche Annahmen zu machen, die sie selbst nicht zu bewahrheiten vermag, sondern die sie aus ihren Grundwissenschaften, der Psychologie, Sozialpsychologie, Physiologie, Soziologie, je nachdem übernimmt. Spezifisch jugendkundliche Grundannahmen, Hypothesen, Axiome — im strengen Sinn des Wortes — gibt es derzeit nicht, weil die Jugend-

kunde keine Wissenschaft für sich ist, aber es kann wohl sein, daß auf ihrem Boden solche über den Begriff der Entwicklung, der Anlage und dergleichen erwachsen. Manchen Ansatz dazu weist insbesondere die Kinderpsychologie und das junge Studium der inneren Sekretion beim Unerwachsenen auf. Bei dieser Übernahme von Grundannahmen hat die Jugendkunde weitgehende Freiheit. Sie darf versuchen, jede auf ihrem Gebiet anzuwenden, einerlei, welche Rolle sie in ihrer Mutterwissenschaft spielt. Und hat nur zweierlei strengstens zu beachten: ob die jugendkundlichen Tatsachen (und deren erwiesene Beziehungen) die gedachte Annahme als unvollziehbar erweisen, und ob die Annahme das Erkenntnisziel der Jugendkunde fördert. Dabei wird ausdrücklich die Selbstverständlichkeit auszusprechen sein, daß es für die Jugendkunde nur e i n psychologisches Erkenntnisziel — denn es ist hier nur von dem psychologischen Teil der Jugendforschung die Rede — geben kann: das Verständnis der Inhalte, Formen, Motive und Kräfte der seelischen E n t w i c k l u n g.

Die eben beendete allgemeine Erörterung, die vielleicht manchem Leser zu ausführlich, anderen zu aphoristisch erschienen sein mag, ermöglicht nun, ganz kurz und prägnant das eigentliche Thema dieser Einleitung zu behandeln. Wir haben uns nach zwei Seiten hin zu rechtfertigen, da die folgenden Beiträge sich der psychoanalytischen Methode bedienen, und dies im Kreise der Jugendforschung, wenn auch nicht mehr so verbrecherisch wie vor etlichen Jahren, so doch noch immer reichlich ungewohnt, befremdlich und bedenklich erscheint, und weil wir uns andererseits nicht nur der psychoanalytischen Methode bedienen, sondern zugleich auch einer Reihe anderer, und dadurch unsere Arbeiten sich ein wenig von dem gewohnten Bild einer psychoanalytischen Untersuchung unterscheiden.

Der überwiegende Teil der bisher erschienenen Arbeiten zur angewandten Psychoanalyse bringt analytische Beiträge zu einem Problem, das mit anderen Methoden — so weit es eben möglich war — bearbeitet worden war, um zu zeigen, was die Psychoanalyse zur Lösung des Problems beizutragen vermag, und um die analytische Forschung selbst zu bereichern, zu fördern. Die vorliegenden Arbeiten sind keine Förderungen der Psychoanalyse, und keine analytischen Ergänzungen zu bereits bearbeiteten Problemen, sondern, wie der Untertitel andeutet, schlechthin Beiträge zur Jugendforschung. Sie versuchen ihr Thema mit allen Methoden zu behandeln, auch mit der Psychoanalyse. Wobei sich freilich zeigt, daß die Verwendung der Psycho-

analyse entscheidende Fortschritte im Verständnis der jeweiligen Probleme ermöglicht.

Mit jenen Vertretern der Jugendkunde sich auseinanderzusetzen, die gegen die Anwendung der Psychoanalyse protestieren, erscheint unnötig, weil diese Art der Stellungnahme ebenso veraltet wie unwissenschaftlich ist. Uns ist die Psychoanalyse ein Bestandteil der Psychologie schlechthin, trotzdem die Psychologie selbst, freilich nur noch die deutsche und französische, dies nicht immer wahr haben will, und trotzdem wir selbst wohl wissen, daß nicht alle inhaltlichen und methodischen Entdeckungen der Psychoanalyse endgültig über jeden Zweifel erhaben festgestellt sind. Wir haben den psychoanalytischen Teil der Psychologie mit denselben oben genannten Kriterien zu messen wie alle anderen Teile. Die bisherigen Resultate der Kinderpsychologie und Jugendforschung widersprechen in nichts den Annahmen der Psychoanalyse. Und deren Verständnis wird durch sie sehr wesentlich gefördert. Erstens ist die Psychoanalyse der einzige Versuch, die Tatsache der Entwicklung und die Inhalte des kindlichen Seelenlebens konkreter verständlich zu machen, als durch die Feststellung der Anlage und der Einwirkung der Umwelt geschieht, und nur die Psychoanalyse hat bisher auch das kindliche Affekt- und Gefühlsleben in umfassender Weise behandelt. Zweitens erheischen die Annahmen der Psychoanalyse eine eindringende Beachtung von bisher völlig vernachlässigten Details der kindlichen und jugendlichen Seelenäußerungen und der auf sie einwirkenden Umwelt. Sie erweitert also den Kreis des zu Beobachtenden recht beträchtlich. Drittens ist es bisher der Psychoanalyse allein gelungen, die Amnesie, der die frühen Kindheitsjahre verfallen, wenigstens in einem gewissen Maße aufzuheben und so jene entscheidenden Erlebnisperioden der Selbstbeobachtung zugänglich zu machen, die erst den Maßstab bietet, an dem die Beobachtungen an kleinen Kindern zu messen, zu beurteilen, zu verstehen sind. Schließlich bedeutet die Psychoanalyse einen eminenten Fortschritt vom autistischen zum wissenschaftlichen Denken. Der psychoanalytisch geschulte Forscher hat es gelernt, zahllose Einengungen und Färbungen, mit denen Konvention, Moral, geläufige Meinungen und Wertungen und vor allem die ihm selbst unbewußt gewesenen eigenen Wünsche und Verdrängungen, seine eigene Sexualkonstitution und seine Ichwünsche und -Ideale sein Denken trübten, zu erkennen und zu überwinden, er ist reifer als andere zur Anerkennung der Realität, sein Denken, dessen Probleme und Ergebnisse, sind einem völlig

vorurteilsfreien Forschen näher, seine persönliche Gleichung ist genauer bestimmbar und ihr Einfluß geringer.

Es mag Erstaunen erregen, und in die Kategorie des bekannten Dogmatismus und Fanatismus der Analytiker eingereiht werden, wenn mit diesem Satz die Psychoanalyse, der man Unwissenschaftlichkeit und Dilettantismus vorwirft, nun gar als die wissenschaftliche Methode gepriesen wird — und doch ist nichts von unkritischer Begeisterung weiter entfernt als diese Einsicht. Wer je die Analyse als Forschungsmethode angewandt hat, ihre Ergebnisse auf derselben Ebene prüfend, auf der sie gewonnen wurden, und wer den selbstverständlichen Schritt wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit machte, der Selbstbeobachtung die überaus unangenehme und schwierige Aufgabe zuzumuten, sich des analytischen Weges zu bedienen, weiß, daß die Analyse Empirie, strenge Beobachtung und vorsichtigste Setzung von Beziehungen ist, und daß sie einen — gar nicht leichten und raschen — Kampf mit all dem beinhaltet, was wir hier, immer unter bloßer Beachtung der Beziehung zum Forschungsprozeß, das autistische, das affekt- und nicht objektbestimmte Denken genannt haben (nach Bleulers Vorgang). Der große Widerspruch, der zwischen der Meinung der Freunde und Feinde der Analyse über deren Wert herrscht, mag wichtige — unzweifelhaft affektive — Gründe haben. In einem, freilich recht äußerlichen Punkt, scheinen die Gegner richtige Argumente zu verwenden: es fällt sehr schwer, sich aus den analytischen Publikationen den Eindruck zu holen, daß sie auf Empirie, auf strenge Beobachtung und vorsichtigste Setzung von Beziehungen aufgebaut sind. Denn alle jene Sicherungsmittel gegen autistisches Denken, die wir wissenschaftliche Methode nennen und die aus guten Gründen auch der Darstellung der Forschungsresultate beigegeben zu werden pflegen, fehlen im allgemeinen den analytischen Untersuchungen. Vor allem wohl deshalb, weil der Analytiker deutlich spürt, daß die Analyse selbst eine unvergleichlich sicherere Bewältigung der ungebührlichen Einmischung des Affektlebens ins Denken ist, als alle scheinbare Wissenschaftlichkeit. Wir halten dies für nicht völlig berechtigt, wenn es sich um wissenschaftliche — und nicht therapeutische — Untersuchungen handelt, und gar erst, wenn nicht ein analytischer Beitrag, sondern schlechthin ein Beitrag zur Psychologie gegeben werden soll. Darum haben wir versucht, in den Publikationen zur Jugendforschung, die dieser Band eröffnet, soweit es irgend nötig oder möglich war, jene Kautelen der Untersuchung und Darstellung einzuhalten, die man gewohnt ist, nicht allein

als hinter einer wissenschaftlichen Studie wirksam zu spüren, sondern in ihr selbst deutlich und vorwiegend gepflegt zu sehen. Ein Versuch, dessen Nachteil, dem gewohnten Bild analytischer Arbeiten fremdartig gegenüberzustehen, wohl aufgewogen wird durch den Nutzen, dem Kampf gegen die Analyse ein Argument zu entziehen.

Ein Freundinnenkreis

Von **Dr. Siegfried Bernfeld**

I. Material und Methode der Untersuchung

Die Anregung zu der nachstehenden kleinen Arbeit verdanke ich einigen Gesprächen mit Fräulein Elly A.[1], die mir gelegentlich Mitteilungen über einen Kreis junger Mädchen machte, dem sie in der Schule angehört hatte. Auf mein Ersuchen übergab sie mir alle noch in ihrem Besitz befindlichen Materialien aus jener Zeit, sammelte bei den ehemaligen Freundinnen die erhalten gebliebenen Briefe, gab ihre Erinnerungen zu Protokoll und vermittelte mir die Bekanntschaft mit vieren von den ehemaligen Kreismitgliedern, die mir gleichfalls ihre Erinnerungen zu Protokoll gaben.

Auf diese Weise kamen Briefe, Postkarten, ein Tagebuchblatt und Sitzungsprotokolle in meinen Besitz. Dieses Material verteilt sich in folgender Weise auf die fünf Teilnehmerinnen:

Elly A.: Ein Tagebuchblatt
Ein Brief
Drei Sitzungsprotokolle.

Friederike B.: Zwei Briefe und Karten
Ein Sitzungsprotokoll.

Margarete Nal. . . .: Fünf Briefe u. Karten
Ein Sitzungsprotokoll.

Margarete D.: Sechzehn Briefe u. Karten
Ein Sitzungsprotokoll.

Helene E.: Fünfzehn Briefe
Acht Karten.

Die Besitzerinnen der Briefe haben die Korrespondenzen, soweit es nicht schon die Briefschreiberinnen getan hatten, für mich datiert. Die Überprüfung ergab aber eine bis auf zwei Jahre sich erstreckende Unsicherheit dieser Angaben; so war eine genaue Untersuchung der Briefe nötig, und es gelang, unter Berücksichtigung von Poststempel, Adressen, Papier, Schrift, Inhalt alle auf ungefähr eine Woche genau zu datieren.

Die Protokolle sind stenographische Niederschriften der Mitteilungen der Teilnehmerinnen, denen vorher erklärt wurde, daß ich mich für die Geschichte jenes Kreises im Zusammenhang mit jugendkundlichen Forschungen interessiere, und daß

---

[1] Die Namen sind hier selbstverständlich durch frei erfundene ersetzt.

ich sie bitte, möglichst ausführlich zu erzählen, was ihnen von ihrem Kreis und dessen Teilnehmerinnen erinnerlich sei, wobei Reihenfolge, Disposition usw. ihnen überlassen sei. An die zusammenhängende Erzählung schlossen sich einzelne Fragen von mir, die zusammen mit den Antworten stenographisch aufgenommen wurden.

Dieses Material wurde nun aufs sorgfältigste nach gewissen Schlagworten und Gesichtspunkten geordnet, und zwar so, daß jeder Zusammenhang der Briefe, Protokolle usw. zunächst zerstört wurde, und nur die den einzelnen Personen zukommenden Stellen beisammen blieben, ein Verfahren, wie es etwa mit dem Antwortenmaterial einer Enquete zur statistischen Auszählung ihrer Ergebnisse angewandt würde. Zählungen wurden ebenfalls vorgenommen, aber sie boten — wie nicht erstaunlich — kein irgendwie interessantes Resultat. So ergab sich ein sehr deutlicher Überblick, der die genaue Feststellung der Tatsachen, soweit sie überhaupt in unserem Material enthalten waren, und eine spätere Revision und Kontrolle ermöglichte. Dieser mühevollen Bearbeitung des Rohmaterials hatte sich in freundlicher Weise Frau Dr. phil. Anna Kulka unterzogen. Ich danke ihr auch an dieser Stelle für ihre Mühe.

Im folgenden wird auf Grund dieses Materials zunächst eine Darstellung der paarweisen Beziehungen der Teilnehmerinnen zueinander, hierauf des Kreises und seiner Entwicklung als Ganzes versucht, wobei wir, uns streng an das vorliegende Material haltend, eine Beschreibung geben, die so genau und vollständig ist, als das Material und seine besonderen Bedingungen gestatten. Voran geht eine kurze äußere Geschichte des Kreises und einige Daten über die fünf Teilnehmerinnen. Dieser Beschreibung fügen wir einige Bemerkungen an, die mit der von der Spärlichkeit des Materials gebotenen Vorsicht unter Heranziehung der Ergebnisse der entwicklungspsychologischen und psychoanalytischen Forschung, die Einfügung der Resultate unserer Untersuchung in einen größeren psychologischen Zusammenhang andeuten sollen.

II. Die äußere Geschichte des Kreises

Die siebzehn- bis achtzehnjährigen Mädchen Elly A., Friederike B., Margarete D., Helene E. und Margarete N. sind in intimer Freundschaft zusammengeschlossen. Sie besuchen eine Nähschule, um ihre hauswirtschaftliche Ausbildung mit diesem Zweige zu beginnen. Die sechs Klassen eines Wiener Mädchenlyzeums haben sie gemeinsam durchgemacht und sind nun die einzigen länger Bekannten unter ihren neuen Kameradinnen in der Nähschule. Während der Schulstunden, in den Pausen, stecken sie möglichst viel beisammen; außerdem treffen sie sich regelmäßig ein- oder zweimal wöchentlich abwechselnd in ihren Zimmern zu Hause, um „Dummheiten" zu machen, zu tanzen, zu lachen, sich zu unterhalten. Während der Ferien unterhalten sie einen Briefwechsel. Zu Beginn des nächsten Winters besucht keine mehr die Schule. Elly, Margarete D. und Margarete N. arbeiten anfangs zusammen in einem

Kinderheim; dann trennen sie sich auch hier. Elly und Margarete N. bereiten sich zu einer Prüfung vor. Der Kreis trennt sich noch nicht vollkommen. Sie kommen noch ziemlich häufig zusammen, aber nicht so innig wie früher, obzwar sie sich noch immer sehr freuen, einander beisammen zu sehen. Umso inniger wird aber die Freundschaft zwischen Friederike und Margarete N. Margarete D. bleibt mit Elly sehr lange befreundet, doch kommt aus vielen äußeren Gründen kein reger Verkehr zustande. Was ihm an Häufigkeit fehlt, gewinnt er an Ernst. Margarete D. und Helene verkehren viel miteinander, aber sie können sich nicht darüber täuschen, daß ihre Beziehungen weniger wichtig und nahe sind wie früher. Elly und Friederike sehen sich oft und gern, aber eigentlich durch Vermittlung von Friederikes Schwester, die in einem technischen Interesse mit Elly verbunden ist. Elly und Margarete N. lernen sich auf einer Skipartie persönlich sehr viel näher kennen und sind überdies durch das gemeinsame Interesse — die Prüfung — verbunden. Der Kreis der Siebzehn- bis Achtzehnjährigen hat sich im großen und ganzen aufgelöst in Paare von Achtzehn- bis Neunzehnjährigen.

Wenn es demnach scheinen möchte, als wäre dieser Kreis der Siebzehn- bis Achtzehnjährigen durch die zufällige Tatsache ihres gemeinsamen Schulbesuches und eines begreiflichen Zusammenschlusses der bereits länger bekannten Kameradinnen entstanden, so erweist sich dies bei näherer Betrachtung nicht als richtig. Die Beziehungen der fünf Mädchen zueinander reichen beträchtlich weiter zurück. Elly und Margarete D. waren in der dritten und vierten Volksschulklasse zusammen gewesen, sie waren damals neun und zehn Jahre alt gewesen. Elly besuchte die fünfte Volksschulklasse an einer anderen Schule und traf zu ihrer großen Freude Margarete D. bei der Aufnahmsprüfung im Lyzeum wieder. Margarete N. und Friederike sind Cousinen und kannten sich seit frühester Kindheit, ohne in Freundschaft zueinander zu stehen. Elly, Helene und Margarete D. wohnten im selben Häuserblock und hatten denselben Weg zur Schule. Sie machten ihn meistens gemeinsam mit einer Kollegin Ada. Ada, Elly, Helene und Margarete D. saßen in der Schule in nächster Nähe und bildeten während der Schulstunden, in den Pausen und am Schulweg eine „Kompanie". Sie hatten Hefte, Bleistifte, Radiergummi, Lineale usw. gemeinsam. Was eine kaufte, gehörte auch den anderen. Auf jeden gemeinsamen Gebrauchsgegenstand malten sie „Elly und Co.", oder „Helene und Co.", je nachdem, wer ihn gekauft hatte. Margarete N., die in ihre nächste Nähe versetzt wurde, erlangte Aufnahme. Indessen war in der Klasse (erstes Lyzeum, Ende; die Mädchen waren um diese Zeit elf bis zwölf Jahre alt) eine Anzahl von Bünden zusammengetreten.

Die Kompanie gehörte zu keinem und bildete den Lustigkeitsbund. Dieser bestand die zweite Klasse hindurch (zwölftes bis dreizehntes Jahr). Seine Stützen waren Elly, Helene und Margarete D.; Ada und Margarete N. und ein oder die andere sechste oder siebente waren ambulante Mitglieder. Im dritten Schuljahr lösten sich die Bünde der Klasse auf. Der Kreis Elly, Helene, Margarete D. (Margarete N.) blieb bestehen; und war jetzt seinem Hauptinhalt nach ein Bund gegen „Backfischigkeit", gegen „Stadt". Die meisten Mädchen der Klasse (dreizehn bis vierzehn Jahre) begannen um diese Zeit Tanzunterricht zu nehmen, überhaupt die Augen auf Kleidung, Jungens usw. zu richten. Diese besuchten Gesellschaften in der inneren Stadt oder den inneren Bezirken, in die die Glieder unseres Kreises überhaupt nicht kamen, und die sich daher als eine Art „Provinzlerinnen" fühlten. Als Ausdruck ihrer Gesinnung galt ihnen, kein Mieder zu tragen und die bekannte Backfischliteratur zwar zu lesen, aber gründlich zu verachten. Sie schrieben um diese Zeit eine umfängliche Persiflage auf diese Literatur, den Roman „Trudchen". Das erste Kapitel schrieb Elly, jede fügte ein weiteres hinzu. Der Roman war aus Zitaten und Redewendungen, Handlungen, Stimmungen u. dgl. im Tone der „Romane für junge Mädchen" geschrieben. — Der Verkehr dieser Mädchen war keineswegs ein völlig harmonischer, vielmehr gab es manchen Zank und Streit, zuweilen länger dauernde Entfremdung. Besonders Elly hatte darunter zu leiden. Aber immer wieder fand sich eine Versöhnung. Durch das vierte und den ersten Teil des fünften Schuljahres blieb dies konstant. Elly stand mehr außerhalb, Friederike kam neu hinzu. Der Verkehr erstreckt sich aber im großen und ganzen bloß auf die Schule und auf den Weg von und zur Schule. In der zweiten Hälfte der fünften Klasse beginnt die Freundschaft zwischen allen fünf wieder inniger zu werden. Sie treffen sich viel, auch außerhalb der Schule; arbeiten zusammen, gehen miteinander spazieren, spielen Tennis; unterhalten einen regen Briefwechsel. Dies dauert bis ins sechste Schuljahr an. Angesichts der Arbeit für die Matura bekommt die ganze Klasse einen gemeinsamen Inhalt und saugt gewissermaßen den isolierten Kreis auf. Das Lernen zur Abschlußprüfung absorbiert auch die Kräfte. Helene war schon im Jahre vorher ausgetreten; so verschwindet eigentlich der Kreis, während Margarete N., Friederike und Margarete D. umso inniger sich zusammenschließen, ohne sqer für sich einen ähnlichen Kreis zu bilden.

Im Herbst nach der Matura treffen sich die fünf Mädchen, die während der Ferien in schriftlichem und persönlichem Kontakt geblieben waren, wieder und schließen sich aufs neue enger zusammen — wie bereit erzählt wurde.

Aus diesem kurzen Überblick erscheint uns zweierlei beachtenswert und festzuhalten. Erstens: Es sind deutlich drei Höhepunkte der Kreisgemeinschaft zu konstatieren. Der Lustigkeitsbund, Ende des zweiten und Anfang des dritten Schuljahres; die beteiligten Mädchen waren um diese Zeit gerade vierzehn Jahre alt. Die enge Gemeinschaft Ende des fünften und Anfang des sechsten Schuljahres; die beteiligten Mädchen waren siebzehn Jahre alt, Friederike sechzehn. Und endlich der Kreis im Winter der Nähschulzeit; die Mädchen waren hier im neunzehnten Lebensjahr, bzw. im achtzehnten. Zweitens: Die Zeiten zwischen den Höhepunkten des gemeinschaftlichen Lebens sind ausgefüllt durch paarweise engere Freundschaften, die aber — mit einer Ausnahme: Elly—B. — aus den fünf Kreisfreundinnen genommen sind.

III. Daten über die Teilnehmerinnen

Es liegt nahe zu versuchen, das gesamte vorliegende Material psychographisch durchzuarbeiten, so daß die verschiedenen Charaktere der Teilnehmerinnen präziser bezeichnet werden könnten, als der allgemeine Eindruck, den die Briefe und Mitteilungen bieten, erlauben mag. Es zeigte sich aber, daß in unserem Fall auf diese Weise wenig zu erreichen war. Die psychographisch auswertbaren Elemente unseres Materials sind verhältnismäßig sehr gering und überdies sehr unregelmäßig verteilt. Eine auch nur annähernd genügende Gegenüberstellung der Charaktere ließ sich nicht gewinnen. Wir verzichten daher auf die Darstellung der psychographischen Fragmente und bitten den Leser, sich selbst davon zu überzeugen, daß die im letzten Abschnitt gezogenen Schlüsse auf den Andeutungen, die verstreut auch in dem publizierten Material enthalten sind, basieren.

Dennoch werden einige Daten über die Teilnehmerinnen nötig oder doch erwünscht sein. Dabei bitten wir zu beachten, daß wir keine Jahreszahlen angeben, sondern das Geburtsjahr der Hauptbeteiligten mit 00 ansetzen und alle Daten auf dieses Jahr beziehen. Dies Verfahren empfiehlt sich aus der Verpflichtung des Verfassers mit Rücksicht auf die freundliche Bereitwilligkeit der Kreisteilnehmerinnen, Material und Aussagen in der Erwartung bereitzustellen, daß die Publikation die beteiligten Personen unkenntlich lassen werde. Es hat zugleich den Vorteil für den Leser, daß das Alter der Teilnehmerinnen unmittelbar ablesbar ist.

Elly A, auch Ernsti genannt, geboren 00, besuchte eine fünfklassige Volksschule, trat 11 in ein Lyzeum ein, das sie als durchschnittlich gute Schülerin bis 17 besuchte. In diesem Jahr bestand sie die Reifeprüfung (Matura). Besuchte 18 den Fortbildungskurs dieses Lyzeums (Nähschule), arbeitete 19 in einer Wohltätigkeitsanstalt als freiwillige Helferin, bereitete sich zugleich auf die Prüfung zu einem sozialen Beruf vor, den sie seit 20 ausübt. Elly ist das Kind einer wohlhabenden Bürgersfamilie, hat einen älteren und einen jüngeren Bruder.

Margarete D., genannt Affi, Effi, auch Effi Briest: geboren 00; Schulgang bis 19 wie bei Elly, desgleichen das Milieu; hat mehrere ältere und jüngere Geschwister. Ohne Beruf. Heiratete 24 einen zwanzig Jahre älteren Mann, Freund ihres Vaters. Als Folge einer Kinderkrankheit verblieb ihr ein auffälliger körperlicher Fehler, der von 15 bis 19 sich etwas verliert und später völlig geheilt werden konnte. War im Zusammenhang damit mehrere Monate in Sanatorien (15).

Helene E., genannt Hely: geboren 00, Schulgang bis 19 wie bei Elly, doch ohne Abiturium. Helys Vater ist seit ihrer frühen Kindheit tot, sie lebte bei der Mutter mit einer älteren Schwester und einem jüngeren Bruder in knappen Verhältnissen. Litt seit 16 an einer offenbar hysterischen Erkrankung und war im Zusammenhang damit mehrmals zu kürzeren oder längeren Aufenthalten in Sanatorien und bei Verwandten in einem Balkanstaat. 19 nahm sie aus therapeutischen Gründen in demselben Staat eine Anstellung als Kinderfräulein, kehrte nach zirka dreiviertel Jahren zurück; heiratete 23 einen wenig älteren, wohlhabenden Mann.

Margarete Nal., genannt Nandl, auch Elisabeth: geboren 01, Schulgang und Beruf wie bei Elly, ebenfalls unverheiratet und seit 20 berufstätig. Zwei ältere Brüder; Milieu wie bei Helene.

Friederike B., genannt Rickl, früher „der Kutscher", geboren 02, Schulgang bis 19 wie Elly. Ohne Beruf, heiratete 20. Hat eine ältere Schwester, lebte ohne beträchtliche finanzielle Sorgen, war aber doch genötigt, 19 im Geschäft ihrer Verwandten zu arbeiten.

IV. Paarweise Beziehungen der Teilnehmerinnen

Die wenigen Mitteilungen, die dem vorliegenden Material zur Charakteristik der einzelnen Teilnehmerinnen zu entnehmen waren, werden ergänzt durch die Kenntnis ihrer paarweisen Beziehungen zueinander. Durch sie dürfen wir aber auch hoffen, in die Struktur des Kreises überhaupt einzudringen.

Das jeweilige Verhältnis der Teilnehmerinnen zueinander äußert sich bei der Natur unseres Materials, bei Briefen, vor allem in den Formen des paarweisen Verkehrs, bei dem sich drei wichtige Faktoren unterscheiden lassen: a) die Häufigkeit des Verkehrs; b) seine Inhalte; c) die mit ihm verbundenen Gefühlsqualitäten. Für jeden dieser drei Faktoren sind mehrere Erkenntnisquellen vorhanden: vor allem objektive Daten; dann Selbstzeugnisse der Personen des Paares; schließlich Äußerungen der Kreisteilnehmerinnen, die außerhalb des Paares stehen. So ergibt sich für jedes Paar das Schema:

Äußerungen von A über A-B; von B über A-B; von B über B-A; von A über B-A; von C, D, E über A-B; von C, D, E über B-A. — Objektive Daten über A-B und über B-A.

1. Helene—Margarethe D. (Affi).

Affi gab im Protokoll an, daß sie mit Helene in der ersten und zweiten Klasse weniger verkehrt habe, dann aber „waren wir sehr zusammen". Im weiteren Verlauf der Aussage erklärt sie: „Zuerst war ich der Helene näher, dann entfremdeten wir uns, wie sie krank war." Diese drei Perioden der Intensität des Verkehrs sind auch durch ihre Äußerungen in den Briefen an die anderen Freundinnen belegt. 15, 16 und 17 schreibt sie: „Helene ist in stetem Briefwechsel mit mir." „Helene schreibt mir sehr fleißig." „Helene und ich besuchen uns jeden Tag." „Ich antworte Helene auf ihren gestrigen Brief." usw. Nachher wird Helene von ihr überhaupt nicht mehr erwähnt, nur einmal schreibt sie 19: „Helene hat schon geschrieben."

Helenens Mitteilungen an die Freundinnen bestätigen die Schwankungen des Verkehrs, ohne daß sie in allen Stücken die genaue Einteilung in drei Perioden erkennen ließen. Zwar 14 schreibt sie: „Wir waren noch nicht viel beisammen" und in den Briefen aus 15, 16 und 17 wird des häufigen Verkehrs mit Affi häufig Erwähnung getan. Aber Helene beklagt sich 17 zweimal über Affis Schreibfaulheit; dagegen aus 18: „Wir sind viel zusammen."

Rickl und Elly äußern im Protokoll beide, daß der Verkehr zwischen Hely und Affi zu Zeiten ein intensiver war.

Über die Inhalte dieses Verkehrs erfahren wir nur sehr wenig. Affi äußert sich nicht darüber, was im besonderen der Inhalt der Gespräche, Zusammenkünfte, Briefe und dergleichen war[1], und es liegen keine Briefe, zwischen Hely und Affi gewechselt, vor. In den vorliegenden Briefen von Hely oder Affi an andere Kreismitglieder finden sich kurze Bemerkungen, aus denen zu entnehmen ist, daß sie einander 15 von ihrem Befinden, von der Schule und über die anderen Kreismitglieder berichtet haben. So Hely an Nandl: „Der Affi habe ich schon geschrieben, sie mir auch; sie hat doch dort (im Sanatorium) einen Erfolg; das freute mich sehr." Oder: „Affi ist noch immer in . . . (Sanatorium), sie schreibt mir, daß Du Dich zu einem kolossalen Brief an sie herbeigelassen hast, wirklich großartig!" Oder Affi an Nandl: „Schreibst Du den Lehrerinnen? Hely meint, man muß der W. schreiben." 16 waren sie bei allerhand Schuldummheiten vereint; so schreibt Hely an Nandl von der Französisch-Lehrerin: „. . . besonders jetzt,

[1] Aber sie sagt im allgemeinen: „Wir haben zusammen Schularbeiten gemacht . . . wir waren viel zusammen und haben unser Leben besprochen." An anderer Stelle: „Mit der Hely habe ich viel Intimes besprochen . ."

wo wir einen höchst originellen aparten Sport haben. Wenn sie diktiert, so sagen wir es laut nach, aber wie man's schreibt; das, sage ich Dir, ist zum Schreien! Ein Höllenspektakel! . . . . Affi und ich leisten Großes in diesem Sport. Wir machen das mit einer Gewandtheit, unglaublich schrecklich amüsant;" und lesen dieselben Bücher: „Affi und ich haben uns in . . . . (Leihbibliothek) abonniert; erst lese ich, dann trag ich ihr das Buch hin und in zwei Tagen sind wir gewöhnlich mit einem Werk fertig. Ganz angenehm, nicht?" 17 klagt Hely, daß ihr Affi nicht schreibe, die einmal an Elly mitteilt, „. . . nachdem ich von ihr (Hely) einen Brief voll Vorwürfe erhalten habe. Ich fühle mich ihr gegenüber sehr schuldvoll." Bloß das eine ist festzustellen, daß Hely und Affi einander über die Kreismitglieder schreiben. Und Hely an Elly: „. . ich glaube bestimmt, sie (Affi) hat was gegen mich, habe sie auch gefragt." 18 besuchen sie einander jeden Tag und „erzählen uns Blödsinn, unterhalten uns dabei aber sehr gut" oder es geht ihnen „sehr gut, spielen Tennis wie Halbgötter" oder sind nachmittags „bei der Rickl, eventuell mit einer Arbeit (wohl Handarbeit) bewaffnet."

Über die Intensität ihrer Beziehungen zu Hely äußert sich Affi zwar reserviert, aber doch deutlich genug: „Mit Hely habe ich mich am meisten befreundet gehabt . . . mit den anderen viel weniger . . . Hely hat überhaupt einen großen Einfluß auf mich gehabt. Sie hat mich in allen Dingen beeinflußt, ich war wenig mein eigener Herr, so daß ich alle ihre Gedanken und Ideen gehabt habe." Elly bestätigt das fast mit den gleichen Worten: „. . sie hat mir auch eingestanden, daß sie damals von der Hely nicht loskommen konnte; sie war von ihr beherrscht!" Und Rickl äußert: „. . zuerst waren wir zwei zu zwei: Hely und Affi, Nandl und ich." Wenn wir das mit dem Gesagten zusammenhalten und Äußerungen hinzunehmen, wie: „Affi bleibt hier, ich bin froh . . ." oder „Hely ist ja jetzt wieder in Wien und da langweile ich mich nicht so gräßlich", so wird deutlich, daß zwischen Hely und Affi eine gegenseitige Freundschaft von gewisser Intensität bestand, die mindestens auf Affis Seite ein nicht unbeträchtliches Maß erreicht hatte. Sie dauerte freilich nicht die ganze Zeit an, sondern begann erst in der dritten Klasse (Affi: „In der ersten und zweiten Klasse hab' ich mit Hely weniger verkehrt") und endete mit dem Ausbruch von Helys Krankheit (Affi: „Zuerst war ich der Hely näher, dann entfremdeten wir uns; wie sie krank war, da hab' ich sie nicht verstanden . . . die Krankheit von der Hely war der Schlußpunkt eigentlich, dann ist es zwar wieder zusammengekommen, aber viel weniger intim, viel weniger tief"). Die Zeit der Freundschaft ist als 14 bis 16 und dann 18 bis 19.

2. Affi—Rickl.

Seit Helys Krankheit, da „wir uns lange nicht gesehen haben, hab' ich mich enger mit Rickl und Nandl beschäftigt", gibt Affi an, also seit 17, aber schon 18 schreibt Affi: „Rickl sehe ich seltener, sie ist im Geschäft." Rickl bestätigt, daß sie mit Affi keine Zeit näheren Beisammenseins gehabt habe. Aus den Briefen Affis an die anderen ist aber zu entnehmen, daß Rickl und Affi seit 15 in regelmäßigem Briefverkehr standen. Uns liegt nur je ein Brief von Affi (15) und von Rickl (19) vor. Der Affis ist freilich an Rickl und Nandl zusammen gerichtet, aber er hat des Interessanten nach mehreren Richtungen, so daß er im Wortlaut hier stehe:

2. September 15.

Liebe Patenteckls! Entschuldigt diese schöne Aufschrift. Ich weiß nicht, was mir plötzlich eingefallen ist, daß ich Euch beiden miteinander schreibe. Für Eure beiden Briefe danke ich Euch vielmals. Rickl ich „bewundre Dir" wegen der Promptität. Sei auch weiter so prompt und Du wirst Dir einen glatten Weg in die Ewigkeit Bahnen. Hübsch nicht? Aber wißt Ihr, ich bin heute sehr fromm aufgelegt und singe schon seit drei Minuten vor neun Uhr (da bin ich aufgewacht) Kirchenlieder. Dafür bin ich aber schon eine ganze Ewigkeit nicht in der Kirche gewesen. Und Du, Nandl? Wie ich Dir kenne, auch nicht. Ihr müßt wissen, daß die Leute hier Dir und Dich, mir und mich immer verwechseln. Das ist ja ulkig. Vielleicht kommt meine Frömmigkeit daher, weil ich gestern in Hagenbecks Indierdorf war. Es war wirklich fein. Die kleinen Kinder sind entzückend. Da war so ein kleiner Junge, der hatte nur ein Ruderleibchen an, der war wirklich zu nett. Wißt Ihr so gelenkig möchte ich sein wie diese Leute. Denkt Euch, ein Mann hat ein kleines Mädchen bei den Füßen gepackt, dann hat sich das Kind nach hinten gebeugt und der Mann hat auch die Hände genommen und hat sie wie ein Stück Holz, mit ausgestrecktem Arm, in die Höhe gehalten. Könnt Ihr Euch die Stellung vorstellen[1]. Pardon, Bardong. Fein? Denkt Euch eine vierzehnjährige Frau ist dabei, die hat schon zwei Kinder. Diese Leute sind fast alle sehr schön und geschmeidig. Ich habe das jetzt Euch in epischer Breite erzählt, aber ich weiß ja sowieso nicht, was ich schreiben soll und da ist das ein willkommener Stoff. Hört einmal, Ihr gebt's aber nobel! Ein Losch- und Parketsitze! Kolossal! Für so „noblige Leit" hätt' ich Euch nicht gehalten. Um Gottes Willen Nandl „stürze Dir" ja nicht in die Donau, die ist so naß und kalt und das Wasser ist gar nicht zuträglich, habe ich gehört. Du könntest leicht Diphus kriegen, wenn Du zu viel trinkst. Weißt Du der Rhein ist zum Hineinstürzen auch praktisch, ziemlich tief und ganz in der Nähe, aber ich will's lieber nicht versuchen, mir ist so leid um meine schenen Kleider und alte habe ich keine hier. Bitte frage den W.[2] (ich kann den Namen nicht schreiben), ob er mir den 5 vom 13. auch noch anrechnet. Schlimm wäre es! Es freut mich, daß

[1] Hier befindet sich im Original eine kleine Zeichnung.
[2] Religionslehrer.

Ihr so vergniglich seid. Ich bin's manchmal auch. Denkt nur das ist schon der dritte Briefpapierkasten in diesem Sommer. Der Oberarzt trifft mich immer am schreiben und sagt ich werde sicher noch Schriftstellerin. Einen schenen Schtil habe ja. Nicht. A, richtig, jetzt muß ich Euch noch einen Witz erzählen. (Ich habe jetzt ein ganzes Buch mit Militärwitzen und köstlichen Zeichnungen.) Also: Ein Kadett fragt einen Infanteristen welche Mittel es gibt um „Norden" zu bestimmen. Der Inf. antwortet: „Melde gehorsamst gibt es Sonne, der Mond, Kumpas und . . ." Kadett: „Der Po . . ." Inf: „I bitt' Herr Kadett ich chenier mich." Versteht Ihr? Köstlich nicht? Noch einer: Ein Wachtposten ruft dem andern in großer Aufregung zu: Gewehr heraus! Gewehr heraus! Der andere Wachtposten kann aber niemanden sehen den er grüßen sollte, da zeigt der andere zitternd auf einen vorübergehenden Hoteldiener, auf dessen Mütze steht: „Erzherzog Karl". Auch gut! Nicht? Liebe Kamele ich weiß nichts mehr. Hoffentlich seid Ihr mit mir zufrieden. Ich danke Euch nochmals mit Zähren der Rihrung in meinen Schweinsäuglein für Eure treie Freindschaft. Ich grüße Ihnen vielmals liebes Rinozeros und holdes Krokodil grüßt mir alle miteinander recht oft von mich. Euch selbst schicke ich 10000000 Zwickerbusserln. Eure Sonnenblume od. weiße Aster Affi. Entschuldigt das Briefpapier und Geschmier. P. S. Schreibt bald und erzählt nicht allen die Dummheiten die ich Euch heute geschrieben habe. Sie bleiben unter uns.

Aus diesem Brief entnehmen wir ungefähr Ton und Inhalt des Verkehrs; es stimmt gut zu ihm, wenn Affi angibt: „Mit Rickl hab' ich mehr nur Witze gemacht; lustig waren wir halt;" und Rickl äußert: „Wir haben uns gut verstanden, aber näher waren wir nie zusammen. Wir haben uns gut vertragen, aber über Ernstes, über gemeinsame Interessen haben wir nie gesprochen." Bloß 19, als sie gemeinsam in einem Kinderheim arbeiteten, übrigens nur kurze Zeit, sprachen sie „über irgendwelche Ansichten, Kindererziehung". Außerdem erwähnt Affi 16, daß sie einmal mit Rickl Tennis spielte; und Rickls Brief an Affi erwähnt von den anderen Kreismitgliedern Nandl. Er schließt mit: „Herzlichen Gruß und Kuß. Rickl." Eine Zeitlang waren Rickl und Affi im Schwarm für eine Lehrerin vereint gewesen.

3. Affi — Nandl.

Von Affi an Nandl liegt uns eine Anzahl von Briefen, bezw. Karten vor; und zwar fünf aus 15, drei aus 16, je einer aus 17, 18, 19, drei aus 20; auch sonst haben wir mehrere Nachrichten, daß Affi und Nandl von 15 an in stetem Briefwechsel standen, wenn sie nicht beide am gleichen Ort wohnten. Von den Briefen Nandls an Affi enthält unser Material zwei aus 18 und einen aus 20.

Diese Briefe, unter denen sich eine Anzahl ziemlich langer (acht Seiten) befindet, sind recht inhaltsarm. Ihr Ton bleibt durch den ganzen

Zeitraum von fünf Jahren nahezu auf dem gleichen Niveau, für das die oben mitgeteilte Probe typisch ist, die noch durch die folgenden Briefe zur verstärkten Charakterisierung gelangen mag:

[16].

M. D.[1] [Briefpapier mit Monogramm.] Liebe Nandl! Du entschuldigst schon das schöne Briefpapier und die tadellose Schrift, aber ich schreibe in der Franz. Stunde und sie gibt einem keine Ruh und quatscht etwas endloses von d. Madame de Stael. Wie Du Dir vorstellen kannst furchtbar interessant. Sie hat grad die Elly in der Arbeit. Ich muß immer dazwischen litterature schreiben. Eine unangenehme Arbeit. Mit der W.[2] verkehren wir so wie mit der M.[2], also ein sehr schönes Verhältnis. Heute hatten wir zum erstenmal Religion. Es war gräßlich fad. Der W.[2] (wie man den Menschen schreibt, weiß ich nie) hielt uns einen Vortrag, daß alle Dinge anders sein könnten als sie sind. Z. B. [Kleks.] (Lasse Dich das nichts genieren, ich hab mal mein künstlerisches Talent erprobt), die Erde könnte auch kalt sein, dann würde eben alles erfrieren, oder, die Menschen können schön oder häßlich, dumm oder geistvoll sein. Dann hat er gräßlich geschimpft, weil wir Lärm gemacht haben. Da haben wir uns eben alle anderweitig aber still und ruhig beschäftigt. Bis jetzt sind die Stunden beim J.[2] sehr interessant, aber man muß riesig aufpassen. Bis auf die Franz. und Religionsstunde geht es überhaupt ziemlich streng zu. Du die vierte Klasse hat sehr feine Gedichte gemacht. Eine Mathematikstunde, eine Stunde bei der M. und eine beim T. Ich habe im Anfang nicht sehr viel Lust gehabt, aber jetzt gehe ich schon ganz gern. So eine Hetz wie voriges Jahr wird es natürlich nicht werden, aber es kann ja auch nicht sein, sonst würde eine glänzende Matura werden. In der Stunde bei der M. haben wir heute riesig viel gelacht, sie läßt sich alles gefallen. Fast alle haben sich zur Gangaufsicht gemeldet, ich nicht, vor mir hätten sie keinen Respekt. Liebe Nandl wann kommst Du denn, am Montag? Verzeih, daß ich Dir so lange nicht geschrieben habe. Du weißt ja wie es im Anfang der Schule ist. Bis man alle Einkäufe besorgt hat dauert immer eine ganze Weile. Und dann war ich auch sehr faul. Nandl ich danke Dir vielmals für den schönen Einband auf dem Marquis. Er ist wirklich sehr schön und es war überhaupt ein großer Blödsinn von Dir das Buch gleich einbinden zu lassen weil es ein bissel gerissen war. Wenn Du zurückgekommen bist, mußt Du mir sagen wo Du es einbinden lassen hast, ich möchte auch eines ganz gleich einbinden lassen. Wie geht es Dir denn in R.... Fein nicht? Ist Weinlese? Hast Du Rückfälle gehabt? Ich hoffe nicht. Es hat sich ja so schön verheilt nicht? Es war mir eine große Freude, daß Du so schnell wieder gesund warst. Du mußt auch froh sein, daß Du es los bist. Habt ihr schönes Wetter. Bei uns war es bis gestern sehr schlecht. Liebe Nandl, ich weiß nichts mehr. Du wirst ja bald alles mündlich erfahren. Jetzt muß ich Geschichte lernen und habe aber solche Lust in den Garten schaukeln zu geh'n. Richtig von unserer neuen Turngröße[2] habe ich Dir noch nichts gesagt. Zu übersehen ist sie nicht und sie schaut sehr

[1] Von Affi gemalte Initialien; verkleckst.
[2] Lehrerinnen und Lehrer.

energisch drein. Ich bin nur neugierig wie sie ist, am Samstag haben wir Stunde. Ich glaub' ein so weiches und leicht zu bildendes Gemüt wie die Zw. . . . hat sie nicht, und fürchte sehr sie wird unserer Erziehungsmethode Widerstand entgegensetzen. Servus liebe Nandl unterhalte Dich gut. Viele Grüße von Deiner

Affi. Grüße von der G. Die R. ist in der fünften Klasse.

13. September [15].

Mein liebes Nanditschkerl! Ich bin eben aus meinem Bett gekrochen, während Ihr schon eine Stunde fleißig seid. „Haarsträubend", nicht? Denke Dir nur der T. . . . hat mir 5—6 Wochen Urlaub bewilligt. Dann werde ich während 5 Wochen nicht geprüft und muß nachlernen, werde aber nur etwas eingehender wie Ihr (Nicht über den ganzen Stoff) beim Katheder oder in der Bank geprüft. Findst Du das nicht nett? Weißt Du so eine Nachprüfung in der Direktion wäre unangenehm. Liebe Nandl ich krieg die Schulbücher und hab mir vorgenommen zu lernen, möchtest Du nicht so gut sein und mir abwechselnd mit den Andern schreiben was Ihr treibt und was Ihr lernt. Ja? Ich kann Euch aber nicht sehr viel schreiben, weil ich garnichts weiß. Ein Tag verläuft mir wie der andre und zur Abwechslung gehe ich manchmal in die Stadt Übrigens ist D. . . . sehr schön. Es sind so wunderschöne Parkanlagen hier. Ich glaube wirklich, daß Ihr einen Rappel (Fimmel sagt man hier) habt. Wenn ich nicht gesessen wäre so wäre ich sicher umgefallen, als ich gelesen hab, daß Ihr (Drei lustige Spatzen aus Wien) Rodlerkappen häkeln wollt. Wirklich unerhört!!! Liebe Nandl grüße in der Schule alle von mir und schreibe mir recht bald wie sich der ehrenwerte L e h r k ö r p e r beträgt. Wie schaut denn mein Herzblatt, die Zw. . . . aus? Und der T. . . .? Aber bitte schreibe bald von allen und allem und nimm viele 1000000 Grüße von Deiner kleinen Bachstelze in D. . . . Affi.

Der Inhalt dieser Briefe besteht aus allerhand Schulangelegenheiten, Schilderung von Streichen, Parodierung der Lehrer; Berichte über Ferienerlebnisse belangloser Art, Nachrichten und Fragen über Befinden, Wetter, Bekanntschaften; viel wird auch vom Briefschreiben selbst geschrieben; hie und da wird über Lernen, Lektüre und Arbeit gesprochen, aber ausnahmslos ganz nebenbei, und nie fließt ein ernstes Wort über eine tiefere persönliche Angelegenheit ein, wenn man nicht eine einzige Stelle von wenigen Zeilen in diesem Sinne deuten will. Ein Wechsel oder eine regelmäßige Bevorzugung eines Themas ist nicht festzustellen. Nur daß, selbstverständlicherweise, mit dem Aufhören des Schulbesuches die Schule, die bisher vorwiegend erwähnt wurde, aus dem Inhalt der Briefe verschwindet, so daß nun die Mitteilungen über Bekannte, Kreismitglieder und Unterhaltungen zahlenmäßig an erster Stelle stehen.

Von den Briefen Nandls an Affi liegen uns zwei aus 18 und einer aus 20 vor. Nandls Briefe sind kürzer und trockener als die Affis. Der scherzhafte Ton ist weniger aufdringlich, aber doch deutlich genug in allen

Briefen; so heißt es in dem von 20: „. . . . faul bin ich, das kannst Du Dir gar nicht vorstellen, keinen Tag erhebe ich mich vor halb zehn Uhr (nobel ausgedrückt, nicht) . . .“ Ihr Inhalt ist: Ferienerlebnisse, Briefschreiben, Bekannte, Befinden, Kreismitglieder. Als Probe sei mitgeteilt:

(18).

Liebes Äffchen! Ich dank Dir allerherzlichst für Deinen lieben Brief. Die Faulheit stört mich nicht, weil ich wenigstens gerade so faul sein kann. Aber acht Seiten sind sehr liebenswürdig von Dir. Eine Hetz müßt Ihr im Prater gehabt haben. Auf der Rax müßt Ihr einen ziemlich gefährlichen Weg gegangen sein. Ich bin förmlich derschrocken, wie ich den gefährlichen Weg auf der Karte gesehen hab. Bin nur froh, daß Du mir nicht herunter gefallen bist, sonst hätten wir eine Kinderleich. Soll ich vielleicht Patenschaft bei Euren Kücherl übernehmen? Sag mirs nur, ich richt gleich 50 silberne Gabeln und Messer her, das wären doch genug große Geschenke. Du mußt mir aber eine Photographie von ihnen schicken, daß ich sie wenigstens kenne. Wir gehen jetzt jeden Tag baden und lassen uns fest von der Sonne braten. Der Strand wird von Jahr zu Jahr schöner und Gott sei Dank sind noch nicht viel Fremde. Montag waren wir in T . . . Es war wunderschön. Überhaupt der Sonnenuntergang über dem Meer. Samstag fahren wir wieder hin, wir haben nämlich Bekannte dorten. Denke Dir, wie merkwürdig: Wir sind kaum eine Viertelstunde in T . . ., treffen wir einen Bekannten, den wir in Wien schon lange nicht getroffen haben. Aber grade war er auch auf ein oder zwei Tage in T . . . Du hast keine Ahnung wie viele Touristen in T . . . jetzt herumgehen, weil in Tirol vor Regen nicht zu existieren ist, in Salzburg noch weniger. Ein Hundewetter! Gott sei Dank geht es uns hier besser in der Beziehung. Von Elly hört man überhaupt nichts. Wir werden sie bald mittels eines Dedektivs aufsuchen lassen. Liebes Äffchen, sonst ist nichts Neues. Ich weiß nicht, daß ich heuer so ungern Briefe schreib! Bitte schreib mir bald und viele herzliche Grüße von Deiner Nandl.

Eine beträchtliche Tiefe hat die Beziehung zwischen Affi und Nandl nie gehabt. Affi sagt darüber im Protokoll: „. . . . Mit den beiden Andern (Rickl und Nandl) habe ich weniger verkehrt . . . Erst wie die Hely krank war, . . . habe ich mich enger mit Rickl und Nandl beschäftigt.“ Und Nandl gibt an: „. . . . Es gab Zeiten, wo ich mich mit ihr sehr gut vertragen habe; vor allem in der sechsten Klasse. Nach der Schule kam es mehr zu einer Trennung wegen der weiten Entfernung . . .“ Die Anschriften und Schlußfloskeln der Briefe widersprechen dem keineswegs, denn der ganze Ton der Briefe und der gegenseitigen Beziehung legen von vornherein nahe, daß sie bloß scherzhafte Übertreibungen sind. So schreibt Affi einmal: „Liebes Nanditschkerl, mein holdseliges Dromedar, lebe wohl und lasse es Dir gut gehen. 1000000 Grüße.“

4. Affi — Elly.

Der folgende Brief Affis an Elly ist der einzige, der sich in unserem Material befindet:

[17].

Liebe Elly! Ich bin ebenso anständig wie Du, darum antworte ich Dir auch mit einem Brief. Der Deine hat mich sehr erfreut, ich dachte schon Du wärest mir untreu geworden. Hely hat mir geschrieben, daß Du sehr fleißig schreibst und mir nicht, und Adieu hast Du mir auch nicht gesagt. Da war ich sehr böse auf Dich. Aber jetzt bin ich wieder ausgesöhnt und habe Dich heute sehr lieb. Du weißt bei mir kommt das immer zeitweise. Weißt Du wer nicht an mich denkt ist die I . . . Bis jetzt habe ich noch kein Lebenszeichen von ihr. Hat sie Dir geschrieben. Dir gehts gut wie ich höre, mir auch. Ich bin vergnüglich (wie Rickl sagt und schreibt). Du die Matura hab ich schon ganz vergessen. Wart einmal, was ich von Marienbad weiß, ist: „Kurort an der Franz-Josefsbahn, Mineralquellen (weil am Egergraben). Das ist alles, von Teplitz ist mehr zu sagen. Wie lang bleibst Du denn dort? Wir bleiben warscheinlich bis Ende August. Dann gibts ein frohes Wiedersehen. Du den Prospekt habe ich noch nicht bekommen. Der Kurs fällt sicher ins Wasser. Schade! Marienbad ist sehr schön. Wir machen wunderbare Spaziergänge im Wald. Gehst Du auch viel spazieren? Wenn Du wieder einmal Zeit hast, liebes Ellychen, so denke an mich und schreibe mir, es wird mich sehr freuen. Ich schicke Dir schriftlich einen Kuß, den wir uns mündlich noch nie gegeben haben und außerdem viele viele Grüße Affi.

Er unterscheidet sich deutlich von denen Affis an Rickl und Nandl, zwar kaum in seinem Inhalt, wohl aber im Ton, der wesentlich wärmer ist, und durch alle Scherze hindurch einen gewissen tieferen Ernst durchspüren läßt. Auch Affis protokollarische Äußerungen bestätigen das. Sie erzählt, wie sie im Anfang mit Hely und Elly allein verkehrt hatte, wie sie zwar der Hely am nächsten gestanden, aber auch viel mit Elly gewesen sei, mit ihr viele gemeinsame geistige Interessen und 19/20 auch gemeinsame Arbeit gehabt habe; Elly sei ihr „der ernstere Teil des Ganzen" gewesen. Elly gibt an, sie habe „Affi gern, sehr gern gehabt"; trotzdem sie sich schon seit langem kaum gesehen hätten, habe sie Affi „noch immer sehr gern". Sie kannten einander schon in der Volksschule und Affi ist erst durch Elly, die sich für sie von Anfang an sehr interessiert hatte, in den Kreis und in nähere Berührung mit der ganzen Klasse gekommen. „In der Volksschule habe ich mehr so ein Dankbarkeitsgefühl gegen sie gehabt, weil sie mich leiden konnte; im Lyzeum hat es sich umgekehrt; da habe ich mich mehr erwachsen, als ihr Verteidiger, ihr Beschützer gefühlt . . . Am ersten Ausflug, auf den sie nur gezwungenerweise, von mir gezwungen, mitging, hat sie sich die Freundschaft aller erworben . . . Später ist auch die Affi nicht mit mir gegangen; wie sie mir später erzählte, hätte sie gern wollen,

aber die Hely hat sie unter ihrem Zwange gehabt. Aber ich habe immer das Gefühl gehabt, daß sie doch zu mir hält . . . Dann später haben wir wieder gut miteinander verkehrt . . . Die Affi ist auch das einzige Mädchen, das mich geküßt hat und bei der es mir nichts gemacht hat, während ich mich sehr gesträubt habe, wenn die . . . (Nicht-Kreismitglieder) . . . es wollten". Der einzige Brief Ellys an Affi, der uns erhalten ist, ist durchaus in scherzhaftem spielerischem und übertreibendem Ton, sagt uns in diesem Zusammenhang nichts, wird aber später (S. 41) mitgeteilt und behandelt.

5. Hely—Nandl.

Elf Briefe, zum großen Teil recht umfängliche, und sieben Karten von Hely an Nandl liegen uns vor (zwei 20, fünf 19, drei 18, zwei 17, vier 16, zwei 15 und zwei 14). Als typische Proben mögen die folgenden Briefe dienen:

8. August [14].

Liebe Nandl! Danke für Deinen lieben Brief. Du und I . . . scheint ja in bester Laune zu sein; ich bin es auch. Affi ist hier, schon aus Grado zurück. Wir waren noch nicht viel beisamen, weil es ununterbrochen regnet; bei Euch auch? Heute habe ich das große Vergnügen gehabt, Herrn T . . .[1] zu sehen; ich bin noch entzückt!!! Bist Du mit der I . . . viel zusammen? Das muß lustig sein! Hast Du G . . .[1] geschrieben? Rickl habe ich getroffen und Dir zu schreiben aufgefordert, sie weiß Deine Adresse nicht! (Eine Lüge?) Schade daß wir der P . . .[2] ihre Adresse nicht wissen, Tatsache ist, daß ich das bissel, und das war ein sehr kleines bissel, was ich Stenographie gewußt habe, längst vergessen. Du auch? Aber nächstes Jahr wird es wieder lustig sein bei unsrer lieben alten Schachtel! „Alleweil fidel!" fällt mir eben ein, erinnerst Du Dich noch? Das war doch köstlich, wie wir über das gelacht haben!! Bitte liebes Nandlchen, schreibe so bald wie Deine Hely. Empfehlungen an Deine liebe Mama. Grüße an I . . . und Deinem „Herrn Bruder"!!!! [Zeichnung eines Rackets und Balls mit „aut".]

[15].

Liebe Nandl! Danke für Deine liebe Karte, die spät, sehr spät, aber doch gekommen ist. Ich dachte Du hast mich überhaupt schon vergessen. Hier ist es sehr schön und lustig. Wir haben hier genug Bekannte, um uns zu unterhalten. Leider spiele ich nicht Tennis; das tut mir sehr leid. Heute war hier ein Tennistournier; da sehe ich riesig gerne zu. In einer Woche fahren wir schon nach Wien. Da schreibst Du mir dann auch. Der Affi habe ich schon geschrieben, sie mir auch; sie hat doch dort einen Erfolg; das freute mich sehr; Deinem „gestürzten Bruder" lasse ich mein Beileid durch Dich, Nandeline, ausdrücken; es tut mir sehr leid, aber ich hoffe doch daß es ihm bald wieder ganz gut geht. Übrigens, wie hat er das so geschickt angestellt? Irgendwo angefahren? Spielst Du Tennis? Wie lange bleibst Du dorten? Ich

[1] Lehrer.
[2] Lehrerin.

bin sehr egoistisch, aber es wäre doch fein, wenn Du bald nach Wien kämest. Schreibt die Rickl Dir? Sie wirds von mir aber gehörig kriegen, keine Zeile. Die S... ist auch hier und ich komme oft mit ihr zusammen. Überhaupt sehe ich viele von Wien hier. Nandl schreibst Du einer Lehrerin?; ich würde ihnen nicht schreiben, außerdem habe ich keine Ahnung, wo sie sich überhaupt aufhalten, so schreibe ich ihnen schon gar nicht (sehr logisch nicht?). Liebes Nandlchen, sei bald eine „Tüchtige Schreiberin" (àla P.) und laß etwas von Dir hören. Grüße an Deine w. Mama, Grüße an den Gestürzten. Deine Hely.

[16].

Liebe Nandl! Vielen Dank für Deine liebe Karte; Du wirst mich für ein schreckliches Wesen halten, weil ich Dir solange die Antwort schuldig blieb. Aber ich weiß garnicht wie so das war, einfach vormittag ist Schule, Nachmittag will man Ruhe haben. Entschuldige! Aber Du mußt das einsehen. Ich wollt Dir heut in der Französischen Stunde schreiben, aber die liebe Alte hat sichs in den Kopf gesetzt, Literatur zu diktieren; folglich war ich beschäftigt. Heute wars nicht sonderlich lustig. Physik ist ganz fein heuer, die neue Turnlehrerin war zu hören. Na, das ist ein Gestalt; Beiläufig wie „Grendels mother". Nicht ganz so arg, manche behaupten sogar sie ist ganz hübsch. Eine Figur wie ein Dragoner. Und streng — Ich glaube und fürchte das wird kein Gegenstand unserer Erziehungsmethode werden. Die scheint sich rien du tout gefallen zu lassen. Die Elly hat heute schon gefürchtet, daß dieses Ungeheuer, wenn sie (Elly) kein Nest machen will sie überhaupt mit ihren Koloßarmen, übers Reck wirft. Also, sind das doch herrliche Aussichten! Übermorgen ist die erste Stund! Ich bin schon wahnsinnig neugierig. Englisch ist auch fein. Neuigkeit: Fräulein E... leistet Großes in buntscheckigen gesprenkelten Krawatten und Halsbinden; einfach phänomenal. Jusi ist die alte geblieben; zum Kugeln. Die S... wurde gestern in der Deutschstunde nur mit Mühe vom Erstickungstode errettet sie hat nämlich ein Eckchen von den Höslein mit Schlung (neue verbesserte weiße Auflage) entdeckt und darum eben bald ihr blühendes Leben ausgehaucht. W...chen, die Arme tut mir manchmal bissel leid. Sie muß doch wirklich bemerken, wie wenig man sich aus ihr macht. Sie schaut manchmal so traurig aus. Besonders jetzt, wo wir einen höchstoriginellen aparten Sport haben. Wenn sie diktiert, so sagen wir es laut nach, aber wie mans schreibt; das sage ich Dir, ist zum Schreien! Ein Höllenspektakel! Besonders L..., G..., Ad., Affi und ich leisten Großes in dem Sport. Wir machen das mit einer Gewandtheit, unglaublich schrecklich amüsant! In Geschichte und Geographie sitzt man auf Nadeln, buchstäblich. Er läßt nichts durchgehen, übersieht nichts und ist ein gräulicher Pedant. Elly natürlich ist nett, aber Geometrie ist zum sterben, aber im wahrsten Sinne des Wortes. Ich, die ich doch keinen Funken von dem ganzen Kram habe, beschäftig mich natürlich auf andre Art. Und sie fragt ganz lieb und harmlos: „Sie verstehens doch." Aufgabenlieferant ist mir die L... Sie ist sehr nett, sitzt vor mir; vor ihr ist Dir, liebe Nandalusia, ein Platz reserviert. Jetzt will ich Dich nur darauf aufmerksam machen, daß Du Dir ja nicht einbildest Du verdienst diesen langen ausführlichen, lieblichen Brief. Auf Deine kleine winzige Karte „d i e s e" Antwort. Also lebe wohl, laß Dirs gut gehen, werde entsetzlich dick,

verderbe Dir keinen Magen an den Trauben, spucke die Schalen aus und komme bald nach Haus. (Du wirst bereits bemerkt haben, daß ich unter die Dichter gegangen bin). Viele viele Grüße. Deine ein wenig überschnappte Hely, aber trotzdem ganz nett, nicht?

Liebe Nandl! Vielen Dank für Deinen lieben langen Brief, ein anständiger Charakter, nur nicht oberflächlich sein, mein innigst geliebtes Kind. „Oberfläche" ($2\,r\pi$ oder $r^2\pi$?) ist die Ursache vieler Leiden, die man dann sehr bereut, aber ach!! hélas!! but! umsonst — — — Meine liebe Nandl, ich bin irrenhausreif. Eine Hitze, direkt zum eingehen, und Kopfweh zum Krepieren. Was meinst Du soll ich wählen, krepieren oder eingehen? Eingehen find ich bedeutend ästetischer! Hélas! jetzt ist Schluß, mein gewöhnliches tiefernstes gedrücktes Temperament kommt jetzt zum Vorschein. Ich freß heut schon ununterbrochen heimlich Kopfwehpulver, ich kann doch niemanden anjammern hier, wie ichs zuhause so gern und viel getan hab! Vielleicht ists besser so. Ist doch schön in der Heimat zu krepieren? Nicht? Liebe Nandl, erschrick nicht, ich bin ein wenig aus dem Häusel, wenn Kopfweh vorüber ist bin ich wieder halbwegs normal. Hier ists herrlich! Bin soviel eingeladen, sehr noblig und gute Jausen. Hab schon viel eingekauft und naschen tu ich, ein Skandal. Überhaupt Geld geb ich aus, unglaublich, ich werde mit keinem Heller Geld nach Hause kommen. Ich werde schon sehr gedrängt spazieren zu kommen. Abend gehen wir ins Bioskop, dann Caféhaus. Du, eine Hetz ist in dem Bioskop, köstlich. Diese rührenden Sensationsdramen; eine Menge haben geheult, letztes Mal. Der da spielt Violin, der Kleine krabbelt mir am Buckel herum, das kleine Mädchen findet ich mach komische Buchstaben, da soll man schreiben, na Du wirst schon merken!!! Wie gehts dem Jammertal? Was ist mit dem Ausflug? Wohin? Wer geht alles mit? Von dort mußt Du mir unter heftigen Zähren eine Karte schicken, ja? Jetzt fällt mir gerade wieder meine Mama ein, die schreibt so köstlich ich soll mich unter keinen Bedingungen allein ins Türkenviertel wagen, höchstens unter Bedeckung zweier Wachleute, (beritten natürlich). Man hat nämlich vor kurzem eine junge Österreicherin dort verschwinden lassen. — Das schreibt sie ununterbrochen. Denk Dir geliebte Nandalusia, ich sitz verschleiert hinter einem kleinen Fenster und lasse meinen tränenfeuchten, schwermütigen Blick in die Ferne bis zum tiefblauen Himmel schweifen und eine Träne rollt mir über die erblaßte Wange. Na, hast Du Dich gefaßt? Was sagst Du zu dem Stil, ein ganzer Garten mit großem Blumenreichtum. Ich bin ein kompletter Narr, ich hab nämlich zwei Schalen schwarzen Kaffee getrunken, kann sein, daher mein Verstand. Schade, daß ich jetzt eine Zeit nicht Rad fahr, wegen meinem Kopf. Vorgestern haben wir eine herrliche Tour gemacht, beinah immer bergab, dann eingekehrt, dann nach Hause, zu fein. Morgen, wahrscheinlich, eine Wagenfahrt in den gottvollsten Wald. Dick bin ich, zum Erschrecken, keine Spur, ich nehme nicht so leicht zu, obzwar ich hier gestopft werde wie eine — eine echte Stopfgans, und verwöhnt fein. Lesen kann ich leider nichts; hier gehts mir natürlich nicht ab, zuhause wärs schrecklich gewesen. Nandl bitt Dich grüß alle, von A bis Z. Also von Grete Ad. bis Sy. v. V.; pardon ich bin blöd, direkt. Übrigens wie gehts der Sy? Das hat die Arme grad noch notwendig, nicht? Leb wohl! Deine bis in den Tod getreue Freundinne Hely. Bitt Dich, schreib³, schreib³, schreib³, schreib³, schreib³.

Sonntag [19].

Liebste Nandl! Du wirst schon ganz böse auf mich sein! Ich kann nichts dafür; Du wirst vielleicht glauben, es ist übertrieben, ich bin aber wirklich nicht dazu gekommen. Schau, zum schreiben hab ich nur von ½9, 9 Uhr abends an Zeit. Erstens bin ich oft hundsmüd, zweitens hab ich was zu nähen oder zu stopfen, drittens muß ich nachhause schreiben od. einen andr. Brief und da siehst kommt der eine od. der andre oft zu spät — Jetzt fällts mir ein, was ist mit Rickl los? Ich schreib ihr nicht, sie ist mir Antwort schuldig auf meinen Brief, den ich ihr nach Sp. oder St. geschickt hab! Das ist direkt grauslich von ihr, das sag ihr bitte! — Heute sind wir ausgefahren, fein wars, aber eine Hundekälte. Die Kleine hat bei mir geschlafen, ein süßes Kleines. „Feilein Hely" sagt sie zu mir, ist das nicht lieb? Und gescheit ist die! Heut bin ich mit ihr vor dem Wegfahren bissel gegangen, hab eine Bäuerin (es gibt sehr hübsche hier) mit einem Kopftuch getroffen, die Kleine sagt: „Schau, Feilein Hely, die Frau hat eine Savette (Serviette) am Kopf". Jeder schaut sie an, wenn ich mit ihr geh. Nandl, solche „Gauche" von Burschen gibts hier, lauter Forstschüler, die Uniform ist fesch, am Eis sind sie immer und überbieten sich an Liebenswürdigkeiten, keiner war frech, mein ich. Gestern war ich sehr heimatlich berührt, ein Arbeiter, der am Teich Eis gehackt hat, hat mir „Ziag oh" nachgepfiffen. Ich war sehr geneigt es auch zu pfeiffen. Jetzt hab ich mehr zu tun; die Buben lernen jetzt zu hause, gehen nicht mehr in die Schule. Der Lehrer kommt nur eine Stunde im Tag, die ganze übrige Zeit genieße ich sie; in der Früh ist Klavierstunde. Gott, führe mich nicht in Versuchung, jedem eine kl. Watsche zu geben. Der Kleine entzieht sich der unangenehmen Sachen und zieht sich für einige Stündchen ins Kloset zurück. Unterdessen spielt der Größere, eigentlich kann er wirklich schon was und hat Lust dazu, der Kleine aber — — dann werden Aufgaben gemacht, ab und zu liegen sie sich in den Haaren. Dann fragt der Kleine (er ist immer so, plötzlich fällt ihm, auch beim prügeln, was ein) „Du Fräulein, sieht der l. Gott in ein Haus, wenn ein anderes Haus eng davor steht?" Dann wird ein bischen weiter gerauft, dann spazieren, essen, dann kommt der Lehrer. Französisch macht ihnen Spaß, natürlich verdrehen sie die Wörter absichtlich; heute sag ich, „Kinder wie heißt die Türe?" Der Ältere sagt „Das sag ich nicht, ich nicht, ich sag Kloset, nicht Abort (la porte ist ihm also nicht fein genug, ich hab gebrüllt vor lachen). Aber sie folgen mir auf den Wink, ich bin froh; man darf mit ihnen keinen unnötigen Spaß machen, sonst erlauben sie sich was. Der große hat mich sehr gern, das ist so nett, er will es nämlich nicht so zeigen. Ich bin sehr stolz, Dienstag fährt Fr. G. mit der Kleinen nach Wien, ich hab die Buben ganz allein, der Vater ist in Prag bei einer Sitzung. Außerdem muß ich der Köchin aus der Speis alles herausgeben. Es wird eine große Arbeit, aber ich freu mich, daß sie mir die Buben so ohne weiters anvertraut. Du verstehst doch, Nandl, daß einem das Freude macht? Bitte sei lieb und schreib bald, ich erwarte den Briefträger immer mit großem Vergnügen. Es küßt Dich herzliche Deine Hely.

Die übrigen Briefe behandeln dieselben Themen, wie die hier mitgeteilten und sind durch den gleichen Ton von absichtlichem Über-

schwang und von Ironie gekennzeichnet. In den ersten drei Jahren der Freundschaft steht die Schule völlig im Mittelpunkt des schriftlichen Verkehrs; nach ihr sind es Tennis, Kreismitglieder und Reisemitteilungen, die ihn vorwiegend, Lektüre, Angehörige und Briefschreiben, die ihn zuweilen befassen. 17 und 18 stehen die Nachrichten über Bekannte und Unterhaltungen im Vordergrund, Befinden, Schule und Kreismitglieder folgen in einem gewissen Abstand, zuweilen ist auch von Lektüre, Reisen, Dummheiten, Wetter und Tennis die Rede. Im Jahre 19 dominiert absolut die Berichterstattung über die berufliche Arbeit und über Bekannte und Unterhaltungen, in weitem Abstand folgen Kreismitglieder, Briefschreiben; Essen, Befinden, Musik, Lektüre, Wetter werden vereinzelt gestreift. In wesentlichem Unterschied zu den Briefen der anderen Kreismitglieder nimmt in denen Helys ihr Verkehr mit Jungens und Männern einen beträchtlichen Raum ein. Nandls Bruder und ein Lehrer werden bereits in den Briefen aus 14 und 15 erwähnt, und zwar durchaus häufiger und ausführlicher als dies in bezug auf diese oder andere männliche Bekannte bei den anderen Freundinnen der Fall ist. So ist eine Karte aus 14 mit einer Vignette geschmückt, die den Lehrer darstellt, wie er an Hely eine Frage richtet und die oben mitgeteilten Briefe geben deutliche Beispiele. Von 17 bis 19 wird des Verkehrs, der Unterhaltung mit männlichen Personen immer öfter Erwähnung getan, sie werden geschildert, bewertet, verhöhnt, ihre Liebe zu Hely wird angedeutet, Helys Sympathie zu ihnen erwähnt. So 17, „du mußt nämlich wissen, daß ich jetzt hier der Mittelpunkt der ‚Society' bin, schön, nicht? Ich benehme mich auf der Straße wie eine erfahrene Gesellschaftsdame . . . Der Bursch hier, mein Jugendfreund . . . ist bis zur achten Vorzugsschüler und Malen und Violin kann er, unglaublich . . . wissen tu ich genau so viel wie er, nur ist er herrlich gescheit . . .". 18: „Der Ungar . . . so ein Kerl! Hübsch ist er! usw., usw., mit einem Wort, es war sehr fein . . .". 19: „war ich am Ball, das köstlichste, was man sich vorstellen kann, ich hab' selten so viel gelacht . . . Mit einem Stockböhm hab' ich getanzt, der so gehopst ist, daß ich mir den Kopf beinahe am Plafond wundgeschlagen habe . . . Heute war's komisch, wir sind ausgefahren und weit draußen steht auf einer Holzwand vielleicht zwanzigmal Hely . . . Ich möcht' was schenken, wenn ich wüßt', wer sich dorthin stellt und schreibt . . . Einer seiner sieben Brüder ist hier, er ist sehr hübsch, aber sehr affektiert. Er hat, glaube ich bei den Husaren gedient und diesen fesch sein sollenden Ton, kann ich nicht ausstehen . . ."

Eine tiefere Beziehung scheint Hely zu Nandl nie gehabt zu haben. Die Anreden, die sie ihr in den Briefen gibt, scheinen zwar zärtlich genug,

aber im Zusammenhang mit dem Inhalt dieser Briefe und besonders bei Betrachtung des Tones, den Hely überhaupt anschlägt, machen sie eher den Eindruck des Künstlichen und Ironischen. Nur die Briefe aus 19, wo Hely berufstätig von allem, was ihr lieb und gewohnt war, fern lebte, scheinen auch für Nandl einen echteren, wärmeren Ton zu tragen. Nandl äußert über ihre Beziehungen im Protokoll (Briefe von ihr an Hely liegen nicht vor): „Sie ist mir zuerst aufgefallen, weil sie ein eigentümliches Mädchen war. Wir haben uns daher auch meistenteils gerauft, aber trotzdem waren wir während der Schulzeit mehrmals eine Zeitlang intimer geworden und darauf dann wieder eine Zeit ganz entfremdet. Nach der Schule waren wir uns ziemlich fremd geworden . . .“ An der Hely zog sie am meisten an, daß „sie mit ihrem Charakter so viel zu kämpfen hatte . . .“

6. Hely—Elly.

Obgleich der Verkehr zwischen Hely und Elly recht rege, zeitweilig sogar intensiv war, liegen uns keine Briefe von Elly an Hely und bloß vier Briefe und eine Karte (17: zwei, 18: drei), von Hely an Elly vor. Die Briefe behandeln vorwiegend ihr Befinden, Schilderungen ihrer Bekannten und Unterhaltungen und Anfragen nach Ellys Verkehr, Bällen usw. Dann folgen die Kreismitglieder und das Briefschreiben. Erwähnt werden: Schule, Nähschule, Reisen, Angehörige, Wetter, Dummheiten. Die Briefe sind durchaus in dem uns bereits bekannten Ton der Korrespondenz dieses Kreises, der insbesondere für Hely charakteristisch ist, abgefaßt, doch läßt manche Stelle, auch wenn sie durch Ironie abgeschwächt ist, eine herzlichere Beziehung und einen größeren Ernst vermuten; so etwa aus 17: „. . . . Gott, wenn nur diese Frauenklasse zustande kommt. Sonst bin ich wieder dem Verzweifeln nahe. Du kennst ja diesen Zustand, der sich besonders bei mir auf die liebenswürdigste Art äußert. Ich fühl' mich aber so gekräftigt an Leib und Seele, daß ich eine Portion vertragen kann, hoffe wenigstens . . .“ oder im gleichen Brief: „. . . . Schade, daß du nicht hier bist, ich bin philosophisch aufgelegt heute — oder sei froh. Unterhalt' dich gut, Elly! Wann kommst du zurück? Hoffentlich nehmen wir wieder unsere Abendpromenaden auf . . .“ Da mit Hely kein Protokoll aufgenommen wurde, so fehlen direkte Äußerungen von ihr, hingegen hat Elly im Protokoll ausführliche Angaben über ihre Stellung zu Hely gemacht. In den Briefen an die anderen Freundinnen wird Elly zwar einigemale erwähnt, aber lediglich unter Konstatierung, daß sie von Elly noch keinen Brief erhalten habe oder dergleichen. Bis zu Helys Erkrankung hatte Elly keine besonders nahe Beziehung zu ihr, sie verkehrte mit ihr wie mit den anderen. Eher bestand ein kleiner Krieg zwischen den beiden. „Mein

hauptsächlicher Streit mit Hely, eine Spannung, war: Sie war spöttisch, hat alle Leute angegriffen, ich habe sie verteidigt. Da haben wir alle Tage gestritten, wir haben uns abgestoßen und fortwährend gerieben. Auch darum, weil sie mich ausgelacht hat. Oft sehr arg, so daß es da so weit gekommen ist, daß gesagt wurde (von ihr oder von mir): Du brauchst mich nicht mehr abzuholen [zum gemeinsamen Schulweg]. Vielleicht hat sie es gesagt. Eine Zeitlang sind sie (Affi, Hely und zuweilen Ad.) allein gegangen." Was Elly unter dem „Auslachen" versteht, wird aus Helys Briefen deutlich, in denen es zum Beispiel noch 17 heißt: „. . . Und noch etwas, Elly, wie kann ein reifes Mädchen, das mitten ins Leben hineingetreten ist, sechs Lyzealklassen gemacht hat, Forderungen mit V schreiben. Ich war entsetzt und dankte Gott, daß dir das nicht bei der Matura geschehen ist . . ." Oder: „Zwei Sachen wünsch' ich dir . . . zweitens, daß du „ihn" findest. Es wäre wirklich Zeit. Such' nur genau; er wird schon zu finden sein . . ." Elly erzählt weiter: „. . . weil ich das Gefühl hatte, sie verspotten mich wegen meiner etwas größeren geistigen Interessen . . ."

Sie wiederholt mehrfach, daß Hely die „interessanteste Person" des Kreises sei, daß sie ihr gern eine Sonderstellung eingeräumt hat. Ohne nähere Auskunft über diesen Satz geben zu wollen, bemerkt sie: „Wenn die Hely schön war (an gewissen Tagen) habe ich es nicht rein als Freude empfunden. Es war nicht Neid, aber Unruhe." Später: „Sie reizt mich." Und: „Die Hely war die einzige, der wir gestattet haben, daß sie mit Burschen verkehrt, d. h. kokettiert, usw. Bei den übrigen war das verpönt . . ."

7. Hely—Rickl.

Briefe Helys an Rickl liegen nicht vor, aus den Briefen an die anderen und der anderen folgt aber, daß Hely und Rickl in einer zeitweilig recht lebhaften Korrespondenz standen; worauf sich diese bezog, läßt sich nicht angeben. Zu anderen Zeiten wieder läßt Rickl die Hely lange auf Antwort warten, was sie „sehr greulich" von ihr findet. Daß Rickl und Hely beisammen waren, wird immer wieder einmal erwähnt. Sie spielten zusammen Tennis und trieben Dummheiten, vor allem aber lachten sie viel miteinander. Rickl verdankt einen wenig freundlichen Spitznamen, „der Kutscher", Helys Spottlust, ohne daß etwa daraus geschlossen werden dürfte, daß Hely eine Abneigung gegen Rickl gehabt hätte.

Rickl erwähnt Hely nur kurz im Protokoll. „Zeitweise waren Hely und ich viel zusammen. Als sie vom Sanatorium zurückgekommen war und die anderen nicht hier waren, da waren wir viel zusammen. Auch wenn wir zwei allein waren, haben wir wohl auch nur Dummheiten gemacht [im

Gegensatz zum Verkehrsinhalt und Verkehrston, den Rickl mit Nandl im gleichen Fall hatte]; manchmal haben wir auch miteinander gelernt. Aber mir ist nur das Lustige in Erinnerung". Hely und Rickl kannten sich bereits aus der Volksschule. Rickl erzählt darüber: „Da haben wir uns nicht leiden können. Ob es gegenseitig war, weiß ich nicht. Ich habe später gefunden, ich hätte mich geirrt." In der Volksschule war ihr Hely aber trotzdem „aufgefallen".

8. Elly — Nandl.

Von Elly an Nandl liegen keine Briefe vor. Sie war allen gegenüber immer ziemlich schreibfaul, hat aber zweifellos an Nandl geschrieben. Eine Äußerung darüber findet sich freilich in den Briefen der Freundinnen nicht. Vielmehr beklagt sich Nandl mehrmals darüber, daß Elly ihr nicht schreibe, zum Beispiel: „Von Elly hört man überhaupt nichts. Wir werden sie bald mittelst eines Dedektivs aufsuchen müssen." Im Protokoll spricht Elly recht herzlich von Nandl: „Ich habe sie gern, wirklich gern. Ich habe nie mit ihr gestritten, gar keinen Konflikt gehabt". Wann diese Beziehung angefangen hat, weiß sie nicht, jedenfalls ziemlich früh, und zwar auf einem Schulausflug. Sie fühlte sich ihr wahrscheinlich auch verbunden, weil sie im Gegensatz zur halben Klasse stand, weil sie „intellektueller" war als die anderen. Gerade nach der eigentlichen Zeit des Kreises vertiefte sich das freundschaftliche Verhältnis dadurch, daß sie denselben Beruf ergriffen hat wie Elly. „Und sie interessiert mich, weil sie sich jetzt befreien will, wie sie sagt, sie will sie selbst sein; ich glaube nicht daran, weil sie nicht merkt, daß sie durch die Eltern gebunden ist; sie schließt die Eltern aus" [bei ihrem Befreiungskampf]. Trotzdem gab es einiges, das Elly an Nandl störte, das sie nicht gerne an ihr sah. „Geärgert hat mich, daß sie sich von der Rickl hat eine Zeitlang beherrschen lassen, also daß sie unselbständig ist . . . Rickl und Nandl haben etwas in ihrem Sprechen, was ich nicht mag: Sie verdrehen die Wörter [in kindlicher Weise]. Ich werde verlegen, wenn sie so sprechen."

Nandl gibt an: „Elly hat mir gleich zuerst gut gefallen;" aber auch sie bestätigt, daß engere Beziehungen erst später einsetzten, eigentlich erst nach der Auflösung des Kreises oder besser nach dessen langsamem Auseinanderfallen. Auf die Frage, was ihr an Elly besonders sympathisch war, sagt sie, Elly habe ihr immer gut gefallen, äußerlich genommen, ein Zusatz, der wohl nicht als einschränkender, sondern erklärender aufzufassen ist. Von Nandl an Elly liegt eine inhaltslose Karte aus 18 vor und ein bemerkenswerter Brief aus 18:

Lieber Ernsti! Ich hoffe, daß Du schon von Deinem Schnupfen geheilt bist. Mitten im Sommer ein solcher Schnupfen. Das ist kein Ghört sich. Überdies habe ich jetzt auch Schnupfen. Nimm Dich nur jetzt in Acht, lieber Ernst, damit ich nicht in steter Sorge leben muß. Wir haben es hier wunderschön u. ich faulenze was ich kann, weil ich sowieso bald zu lernen anfangen muß. Ich nähre mich redlich und mache mit sämtlichen Obstbäumen Bekanntschaft, beschäftige mich mit dem lieben Vieh etc. Liebe Elly ich muß den Brief eiligst aufgeben, drinnen steht nichts aber ich habe wirklich nichts erlebt, nur daß Du weißt, daß ich lebe. Viele herzliche Grüße Deine Elisabeth.

Die Anrede „Ernsti" kommt auf Elly bezüglich auch in einem anderen Brief Nandls vor, in dem es heißt: „. . Ich bitte Dich, gib mir nur ja auf den Ernsti acht, bei dem weiß man ja nie, was er für Unsinn macht, ich schreib ihm ja schon selber, aber mir ist es lieber, wenn er in irgendeiner Obhut ist. . ."

9. Elly—Rickl.

Da uns Briefe dieses Paares nicht vorliegen, sind wir völlig auf die übrigens sehr spärlichen Angaben des Protokolls angewiesen. Elly erzählt: „Die Rickl hat mir sehr gut gefallen, so daß ich sie sehr gern gehabt habe, durch ihre gesunde Art und weil sie eine Zeitlang sehr schön war. Und das ist so geblieben. Bei der Rickl habe ich mich an ihrer Schönheit gefreut" (im Gegensatz zum Verhalten gegenüber Hely). Nach der eigentlichen Kreiszeit kam Elly mit Rickl öfter zusammen, zum Teil durch Rickls Schwester, mit der Elly in einem technischen Interesse verbunden war und durch Nandl, die mit Elly zusammen sich auf die eine Prüfung vorbereitete. Und in solchen Fällen (besonders „auf einem Skiausflug habe ich mit ihr gesprochen und da ist sie mir sehr nahe gewesen") bemerkte sie, „daß sie mir in Ansichten viel näher steht als Affi und Hely, während sie früher [also in der uns interessierenden] Zeit die Unintellektuellste war." In den ersten Schuljahren „war Rickl die, welche vom Teufelsbund am meisten verspottet wurde. Sie war die jüngste und hatte viel zu leiden, weil sie gröber (auch körperlich dicker) war und unser Kreis ihr außerdem den Beinamen „der Kutscher" gegeben hatte". Trotzdem hatte Elly schon damals Sympathie für sie. Sie erinnert sich „an den Aufnahmsprüfungstag. Rickl war ein kleines Mädel, auf die ich mit Verachtung herabgeschaut habe, die aber zum größten Erstaunen die Prüfung bedeutend besser gemacht hat als ich. Sie war grob in ihrem Benehmen, Wesen, Zügen. Hely nannte sie den Kutscher, das war sehr beleidigend. Sie war kindisch, das hat mir an ihr gefallen." Ganz ungetrübt war aber diese Beziehung nicht. Was von Nandls kindischer Wortverdrehung gesagt wurde, gilt auch

für Rickl. Überdies gibt Elly an: „Ich erinnere mich nicht mehr, von wann an wir mit ihr verkehrt haben. Ich glaube von der Zeit an, wo wir Tennis mit ihr gespielt haben. Da war sie sehr geschickt, sehr geschickt. Von Rickl weiß ich wirklich nicht viel mehr, als daß wir beide am Tennisplatz sehr gestritten haben, weil — d. h. einmal ist es halt hinausgekommen (und zwar in dem Jahr, wo wir genäht haben) — weil sie mir vorgeworfen hat, daß ich mit einem Burschen kokettiert hätte und ich mich als die gefühlt hatte, die sich am wenigsten mit Burschen abgibt. Es war schon seit einiger Zeit eine Spannung zwischen ihr und mir. Wie das aufgehört hat, weiß ich nicht mehr, wahrscheinlich sehr leicht . . .“ Ein Tagebuchblatt Ellys, von dem wir noch in einem späteren Zusammenhang sprechen werden, gibt uns eine Vorstellung davon, was jener Streit für sie bedeutet haben mag.

Rickl spricht im Protokoll von ihren Beziehungen zu Elly überhaupt nicht. Sie erwähnt bloß einen „närrischen Brief“, den sie mit den anderen ihr einmal geschrieben hatte; von dem später die Rede sein wird.

10. Nandl — Rickl.

Die wenigen Sätze an protokollarischen Aussagen Nandls und Rickls, die das Material für die Darstellung dieser Beziehung bilden, bestätigen, was wir aus einigen Andeutungen Ellys (Seite 33/34) und aus der Tatsache, daß Affi und Hely an Nandl und Rickl gemeinsame Briefe richteten, schließen konnten, daß diese beiden Mädchen sich inniger aneinander geschlossen hatten. Nandl sagt: „Die erste Freundin war die Rickl. Ursprünglich war sie ja keine Freundin, sondern nur meine Cousine; wir waren gleich alt, gingen zusammen in die Schule. Zuerst verbanden uns nur Schulinteressen. So war es bis in die sechste Klasse, daß wir uns innerlich vertrugen und äußerlich immer gerauft haben; schon seit der vierten Volksschulklasse. Dann aber vertrugen wir uns wirklich gut.“ Und das dauerte bis in die Zeit der Untersuchung so. „. . Bei Rickl (und mir) war es anfangs die Gewohnheit . . . mit Rickl kann ich mich am meisten vertragen, sehr gut verstehen.“ Zu zweit kommt es immer zu ernsten Gesprächen. Und Rickl erwähnt mehrmals: „. . Meistens waren wir zwei zu zwei: Nandl und ich“; sie erklärt dies dadurch, daß „wir zusammen [in unmittelbarer Nähe] gewohnt haben,“ sagt aber ausdrücklich: „Die anderen haben sich vielleicht doch näher gestanden, über sich selbst unterhalten, Dinge, die ich ihnen nie gesagt habe — ich war halt scheu. Der Nandl sagte ich es wohl, aber den anderen nicht.“

V. Der Kreis

Wer nur diese Briefe kennt, würde kaum die Berechtigung einsehen, mit der wir von einem Kreis sprechen, da weder dieses Wort noch irgend ein anderes, das eine die Paare zusammenfassende Gesamtheit bezeichnete, jemals gebraucht wird, ja nicht einmal durch das Wort „wir" irgend eine Zusammenfassung angedeutet wird. Wenn eine der Schreiberinnen von „wir" spricht, so meint sie damit ausnahmslos lediglich die Mitglieder des Kreises, von deren gemeinsamer Handlung oder Anschauung sie berichtet; etwa: wir lesen zusammen oder wir sorgen uns um Ernsti. Und doch bedarf es nur der Betrachtung eines Umstandes, um zu erkennen, daß es sich hier jedenfalls um eine soziale Bildung höheren Grades handelt, als bloße, miteinander bekannte Paare wären. Wie immer man nämlich die Intensität der Freundschaftsbeziehung zwischen den Kreismitgliedern einschätzen mag, hat doch mit Ausnahme von Elly keines der Mädchen eine irgend ins Gewicht fallende Freundschaft zu einem Mädchen außerhalb des Kreises. Elly war mit E., eine Zeitlang mit M. und H. und ganz zuletzt mit B. befreundet, ohne daß die anderen, Hely, Nandl, Rickl und Affi, zu ihnen Beziehung gehabt hätten, wobei E. und B. offenbar Freundschaften darstellen, die denen innerhalb des Kreises an Intensität gleichkamen, sie vielleicht übertrafen. Aber selbst bei Elly ist noch eine Einschränkung zu machen. Der Höhepunkt der Beziehung zu E. fällt (ebenso wie die zu M. und H.) in die Zeit ihrer Absonderung vom Kreis, B. folgt im Grunde erst dem aufgelösten Kreis, und endlich äußerten Rickl und Nandl, daß Elly zwar ganz zu ihnen gehörte, aber doch außenstehend war.

Konstruieren wir ein Schema der paarweisen Beziehungen, wie es etwa für die Zeit kurz vor Helys Erkrankung gültig ist, so ergeben sich zunächst zwei ausgesprochene Paare, Rickl — Nandl und Affi — Hely. Rickl und Nandl bezeichnen einander als ein solches, dem gegenüber die anderen Beziehungen ziemlich nachstehen. Affi bezeichnet Hely als die ihr nächste. Von Hely liegen keine Äußerungen vor, aber sie handelte doch so, als wäre Affi ihre ausschließliche Freundin. Elly hat starke Beziehungen zu Affi, nicht ganz so deutlich zu Nandl und Hely, aber dennoch macht sie bloß geringe Unterscheidungen und es ist, als wäre sie allen gleich nahegestanden. Zu Rickl steht sie weniger klar und positiv. Dazu kommen Ellys Beziehungen zu E., die hier für alle anderen stehen. Die Beziehungen von Rickl, Nandl, Affi zueinander sind stärker als von Rickl, Nandl, Hely und Affi zu Elly. Die verschiedenen Intensitäten durch Verbindungsstriche symbolisiert, ergäbe sich die Figur 3. (S. 55.)

Durch Helys Erkrankung lockert sich die Beziehung Affi — Hely, während sich die Elly — Affi und Elly — Hely fester knüpft. Was in Figur 4 veranschaulicht sei. Aus beiden Figuren ist sichtbar, daß die einzelnen Mädchen in einer Beziehung stehen, die, abgesehen von allen Nuancen, sich von den Beziehungen zu den übrigen Altersgenossen deutlich abhebt. Die beiden Paare erscheinen in erster Linie durch Elly, dann auch durch Affi miteinander verknüpft, und durch das Eingestelltsein in diese Verknüpfungen haben auch Rickl — Elly einerseits, Hely — Rickl und Hely — Nandl andererseits eine freundschaftliche Beziehung gewonnen, die wohl ohne dies nicht zwischen ihnen entstanden wäre.

Man kann sich die Struktur des Kreises auch aus dem Dreieck Elly — Affi — Hely und dem Paar Nandl — Rickl konstruieren; Fig. 1. Diese Betrachtung ergibt eine neue Bestätigung für den behaupteten Kreischarakter unserer Gruppe. Das Dreieck entstand aus der Gruppe Elly, Affi, Hely und Ad. Diese Mädchen, in unmittelbarer Nähe wohnend, hatten den gemeinsamen Weg in die Schule. Elly und Affi kannten einander aus der Volksschule und waren einander sympathisch. Hely und Ad. kamen durch die Nachbarschaft hinzu. Aber trotzdem Ad. ihre Wohnung nicht wechselte und sie noch recht lang mit den dreien zusammen in die Schule und aus der Schule ging, entstanden zwischen ihr und den dreien keine deutlichen freundschaftlichen Beziehungen; zu Nandl und Rickl überhaupt keine. Nandl saß in der Schule in der Nähe der drei und wurde eines Tages als zugehörig empfunden, während sich mit den anderen Nachbarinnen nicht das gleiche ereignete. Als Nandl ihre Cousine und Freundin Rickl „einführte", wurde sie angenommen, trotzdem sie weder mit Hely noch mit Elly und Affi in freundschaftlichem Verkehr gestanden hatte, trotzdem selbst eine gewisse Abneigung, mindest zwischen Elly und Hely und Rickl, wahrscheinlich bestanden hatte.

Es sind positiv-affektive Einstellungen ausschließender Natur, die zwischen den fünf Mädchen walteten. So wenig dies in der Korrespondenz der Paare auch zum Ausdruck kommt, so deutlich ist es doch den Kreismitgliedern bewußt. Nandl antwortet auf meine Frage: „Wünschten Sie eine gewisse Ausschließlichkeit?" „Ja, ich habe oft gedacht: nur die fünf sollten beisammen bleiben. Wir haben es oft in Gedanken versucht, aber niemand anderer paßte." In anderem Zusammenhang spricht sie spontan von „dem ausschließlichen Kreis", ferner „in der Nähschule haben wir uns gegenüber den Fremden fest zusammengeschlossen . . ." und „. . . Wenn eine fehlte, so fehlte uns irgendwas. Wenn wir zu viert, fünft waren, so genügten wir uns sehr. Wir haben nie versucht, jemanden fünften, sechsten hinzuzunehmen.

Wenn wir mit jemandem Freundschaft geschlossen hatten, so hatten wir ihn doch nicht zu uns haben wollen. Wir haben auch nie davon gesprochen, ob jemand sechster dazu kommen könnte. Daß wir nicht abgefallen sind, wenn wir es eine Zeitlang bei anderen Mädchen versucht hatten, ist sehr merkwürdig." Auch Affi findet es bemerkenswert, daß doch „sonst viel andere gewesen wären, mit denen man ebensoviel hätte verkehren können." Die Frage: Haben Sie sich als Bund gefühlt? beantwortet sie mit: nein, „es war nicht aufzufassen als Bund, der die ganze Schulzeit fortgedauert hat. Es war immer unterbrochen durch verschiedene Freundschaften, Kameradschaften mit anderen, nur wenn wir eine gemeinsame Idee ausführen wollten, haben wir uns enger zusammengetan". „Haben Sie die Anwesenheit anderer störend empfunden?" „Ja, das schon. Wir sind immer am lustigsten gewesen, am ausgelassensten, wenn wir vier allein waren, und andere haben wir nie zugelassen; dann war es steif und gezwungen. Sonst war es so viel, wo wir uns mit Blicken und so verständigt haben, die anderen haben es nicht verstanden." „Unsere richtigen Zusammenkünfte waren nur wir, die anderen waren da nie dabei" und „eine Zeitlang haben wir Schulkolleginnen zugezogen, aber das hat nur kurz gedauert," erklärt sie spontan in anderem Zusammenhang. Und ebenso: „Der Verkehrston war bei uns anders (als bei den übrigen Schulkolleginnen). Es ist schwer zu sagen. Waren wir alle (fünf) untereinander, so hat ein Ton geherrscht, je nach Stimmung und Tag. War ich mit einer allein, so war das natürlich anders, da paßt man sich ja dem Charakter an . . . Natürlich war der Ton bei jedem (von uns) anders, aber es hat zwischen uns ein Einverständnis geherrscht, wenn die anderen (Schulkolleginnen) ausgeschlossen waren." Rickl fragte ich: „Haben Sie noch andere in den Kreis hineingewünscht?" „Nein, o nein; es wäre mir sehr unangenehm gewesen; ich hab gefunden, es war gerade das rechte. Ich habe es versucht mit einer Cousine. Aber es ist nicht gegangen."

„Lustigkeitsbund" nannten die Mädchen ihren Verein in den ersten Jahren. Und so sehr auch der Inhalt des Kreisverkehrs wechselte, so blieb er doch durch dieses Wort vollauf charakterisiert. Alle betonen wiederholt im Protokoll, daß in den Zusammenkünften viel gelacht, getollt, „Dummheiten getrieben" wurden, daß es lustig war, sogar überlustig und ausgelassen. Es ist nötig genauer zu betrachten, worin die gemeinsame Tätigkeit bestand, und wieweit es bei ihr Einzelheiten oder größere Gebiete gab, die in einem präzisen Sinn dem Kreis als Ganzem zukamen, in denen er also ein richtiges Merkmal jedes Sozialpsychischen bewährte, daß das Resultat der Gruppentätigkeit ein anderes ist, als die bloße Summe der Einzelleistungen. Dabei wird freilich das Wort Leistung, Tätigkeit oder ein ähnliches weder

im Sinne des Sprachgebrauches noch in einem definiert terminusmäßigen gebraucht, sondern in jenem erweiterten Sinn, den unser Thema selbstverständlich erscheinen läßt und in jener schwankenden Art, die einer Arbeit zukommt, welche vor der strengen methodischen Durcharbeitung unternommen wird.

Aus der Zeit der Kompanie, des beginnenden Lustigkeitsbundes, erfahren wir bloß durch Elly einiges wenige. „Es hatte sich in der Stille, unter der Bank (ich meine, es war kein öffentlicher Bund) ein Bund gebildet; in der Stille, während der Unterrichtsstunden, wogegen die anderen [Bünde der Klasse] sich laut in den Pausen betätigten. Durch das Zusammensitzen — und zwar kommt es mir vor, als wären sie rund um mich gesessen — haben wir eine lustige Kompanie ausgebildet, mit Gütergemeinschaft und — halt schwätzen und lachen, und — wir haben halt ein Heft für alle gehabt, wir haben nicht mehr ordentlich gelernt. Wir haben auf alle unsere Sachen den Namen und dazu „und Co.", auf Gummi, Lineal, Löschblatt, Hefte, Bleistifte, nun alles mögliche, geschrieben. Ich glaube, ich habe am wenigsten Material gehabt und die Affi hat das meiste geliefert."

Aus der Zeit 14 erfahren wir von Elly: „Wir sind sehr oft auf den . . . Berg spazieren gegangen. (Da war auch eine und die andere der Schulkölleginnen mit), haben herumgetollt, eigentlich wie Gassenbuben . . . Da hatten wir viel Anstand mit Gassenbuben." Bei einem dieser Spaziergänge haben wir auch einmal oben [auf dem . . . Berg] geturnt, haben ein Gedicht auswendig gelernt, den Reiter auf dem Bodensee. Daneben aber sind wir, oder dabei, in die Grube auf dem Gras hinuntergerodelt." Von einer der Arten des „Tollens" und „Dummheiten-machens" erzählt Elly: „Dann hatten wir oben [. . . Berg] unsere Warenhäuser, in denen wir Straußfedern gekauft haben, Klematis [-Früchte, die dort an zahlreichen Sträuchern gedeihen]; und sind mit großen (Klematis-) Straußfedern-Boas spazieren gegangen." Sehr oft gingen sie an einen Tümpel fischen: Käfer, Salamander, Larven und dergleichen, aber nur die Mitglieder des Kreises. Regelmäßig gingen sie gemeinsam von der Schule, und Affi, Hely, Elly auch in die Schule. „Auf diesem Weg haben wir das ‚Trudchen' geschrieben", gibt Elly an. Affi antwortet auf eine Frage nach Trudchen: „Das war nur Persiflage über die Mädchenbücher, die wir sehr verachteten und natürlich auch gelesen haben, und da haben wir in diesem Stil ein Gedicht, nein, ein Roman war es, geschrieben." Elly macht noch die nähere Angabe: „Wir haben zusammen ein Buch geschrieben; jede ein Kapitel oder ein paar Kapitel, Trudchen, ein typisches Mädchenbuch; voller Begeisterung. Angefangen habe ich, die Idee und das erste Kapitel. Geschrieben haben Affi, Hely und ich. Wir haben

alle das hervorgehoben, was wir an den anderen dumm gefunden haben: Das Süßliche." Als „Trudchen" geschrieben wurde, war Rickl noch nicht im Kreis, aber sie weiß „von der Schule, wie sie es erzählt haben."

Aus den Jahren 15 bis 17 werden angegeben: Spaziergänge (Rickl, Affi, Elly), Ausflüge (Affi, Nandl). Die Spaziergänge waren lediglich Gelegenheit fürs „Dummheiten-machen." So erklärt Rickl das Wort Dummheiten: „Wir sind im Garten gelegen und haben Blödsinn gelesen" (davon spricht auch Affi: „Wir haben uns gemeinsames Lesen vorgenommen, aber nie durchgeführt, wir sind immer gleich auf was anderes gekommen: aufs lachen —") und Elly: „In den Ferien sind wir fast täglich zusammengekommen, auf dem . . . Berg, Wiesen, zu Hause und haben geredet: Unsinn." Nandl sagt von dem Schulweg und den übrigen Zusammenkünften: „Wir haben uns über irgendwen lustig gemacht oder über jemand gesprochen, den wir sehr gern gehabt haben." Man sprach auch über Schule und Schulsachen (Affi). Im Jahre 17 und 16 kam noch fleißiges Tennisspiel mit viel Zank dabei hinzu (Elly, Nandl, Affi); und Tanzen: „Wie wir dann in der Tanzstunde waren, haben wir getanzt und haben das, was in der Tanzstunde vorgefallen ist, erörtert. Besonders bei Elly haben wir viel getanzt" (Affi); und Elly: „Wir haben regelmäßig getanzt; sehr viel getanzt. Wir haben auch nicht bloß Walzer getanzt, sondern auch alle möglichen Tänze. Aber das war nicht immer so, sondern manchmal haben wir uns auch sehr gut unterhalten, wenn wir (Rickl und Elly) uns so verbeugt haben und uns so benommen haben wie Herren im Ballsaal und die anderen wie Damen. Das war sehr ironisch. Sonst war es mehr ein phantastisches Tanzen. Weil es aber mehr großen Lärm und die größte Unordnung gemacht hat, so haben wir das meistens dann und dort getan, wo niemand zu Hause war." Zuweilen wurde aus dem Stegreif Theater gespielt oder Verkleidungen unter anderen Vorwänden vorgenommen. Ein Fall, der Elly, Affi, Nandl in Erinnerung geblieben ist und der auch im Briefwechsel erwähnt wird, war, „daß wir die Affi, die erst ein paar Tage später hätte vom Land kommen sollen, verkleidet haben und der Nandl, die nichts gewußt hat, daß die Affi schon zurück ist, erzählt haben, daß das meine Cousine ist und sie ihr gegenübergesetzt haben — und sie hat eine ganze Stunde mit ihr französisch gesprochen und hat es nicht gemerkt." Daß sie einander fleißig Briefe schicken und daß dies irgend aus dem Gefühl geschah, daß es sich für die Kreisteilnehmer gehöre, wurde bereits erwähnt; daß sie aufeinander eifersüchtig waren in bezug auf die Regheit der Korrespondenz, erklärt Rickl ausdrücklich. Zwei spezifizierende Äußerungen über ihre „Dummheiten" verdienen noch angemerkt zu werden: Affi versteht unter Dummheiten, daß sie Pläne ausheckten,

Streiche gegen die Lehrer, die sie dann zum Teil auch ausführten; Nandl: „Wie wir jünger waren, hieß Dummheiten machen, jemandem etwas anzustellen, z. B. sich verkleiden. Später (siebzehntes bis neunzehntes Jahr etwa) hieß Dummheiten, mehr über ein hingeworfenes Wort lachen, Witze darüber machen, so leichthin davon zu sprechen." Dazu ist die Bemerkung in Affis Brief auf S. 21 zu vergleichen. Zu Ende dieser Periode (siebzehntes Jahr) sprechen sie natürlicherweise auch über ihre Zukunft, Beruf und dergleichen (Affi, Nandl).

Im Nähschuljahr 18 hat sich in diesen Kreistätigkeiten kaum etwas geändert. Nur Nandl erwähnt einmal, sie hätten auch zusammen gearbeitet, und sagt auch, sie hätten ein- oder zweimal ernstere Gespräche geführt, „nicht nur über Leute, die wir kennen, nicht nur auslachen, sondern über Dinge, die uns interessierten." Im übrigen aber wurde der bisherige Inhalt gepflegt, „man lachte sich von Grund durch" (Elly). Rickl erwähnt einen „närrischen Brief" an Elly, der ihnen viel Spaß gemacht hatte. Es handelt sich offenbar um die drei abgerissenen Löschpapierfetzen, die jedenfalls aus diesem Jahr stammen, und die als Antwort auf folgenden Brief Ellys an diese gesendet wurden:

18. Juli [18].

Liebes Afferl!

Bist Du in Wien oder nicht? Weißt, warum ich Dir schreib'? Einzig und allein um meine Briefsammlung zu vergrößern; nicht etwa damit Du in meinen Briefen orthographische Fehler ausbessert, verstanden? das heißt nämlich, daß Du antworten sollst. Man muß ja leider deutlich zu Dir sprechen. Ah! jetzt hab' ich einen Patzen [Klex] gemacht, das ist mir in meiner langjährigen Praxis schon lang' nicht vorgekommen; so was passiert mir überhaupt nur, wenn ich Dir schreib', das macht nur Dein Verkehr mit mir. Wir werden übrigens nicht mehr lange miteinander verkehren können, denn die Gegensätze unserer Anschauungen werden sich während meiner Anwesenheit hier bedeutend verstärken: Hier gibt es nämlich sehr viel und außerordentlich schönen B u c h s. Ich gewinne Buchs (den ich doch schon von jeher liebte) von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, von Minute zu ' , von ' ' zu ' ' lieber; ja ich kann ohne Buchs nicht mehr sein, nicht mehr atmen: Buchs wurde mir zur Lebensnotwendigkeit. Drum trage ich auch stets ein Büschelchen Buchs im Gürtel oder auf dem Hut, parfümiere mich mit Buchsparfüm und gebe anstatt Lorbeer Buchs in die Suppe. Du wirst es rücksichtslos finden, daß ich Dir von dem Gewächs, das Du am meisten hasst, so viel erzähle, aber es geht einfach nicht anders, so erfüllt bin ich von Buchs. Nun aber werde ich mich bezwingen und von gleichgültigen Dingen reden — weißt Du, ich hab' eine Idee (Das kommt übrigens bei mir oft vor), ich werde bei Dir beginnen meine Erlebnisse zu schildern und bei Hely und Rickl fortfahren. Du liest dann ihre Briefe. Also: Vorige Woche, Donnerstag war der Tag meiner Abreise. Es war ein Unglückstag, denn zwei Abschiedsbesuche

machte ich, ich hatte für jeden Besuch zwei Sacktücher (vom Papa, weil sie größer sind, in Bereitschaft). Und denke Dir, die Damen waren beide ausgegangen. Der eine Besuch war in der A . . . gasse[1], der andere in der B . . . gasse[2]. Da war ich so traurig, daß ich zu weinen begann und so viel weinte, daß es für sechs Sacktücher zu viel gewesen wäre und ein Leintuch gerade ausgereicht hätte. Darauf bestieg ich mit meiner Mutter und meinen Brüdern den Wagen und Fortsetzung folgt in Helys Brief. Einen Kuß. Elly.

I. Liebe Elly!

Im . . . . barg sützend ferfassen Wirr hochderro Hantschraibn, Gémes deinen „Einjährigen-Zwiefelsauce Autoschleier-Buchs-Tagebuch" berrücktigen Wir Dich daß es uns sämdlich wolörgehet mahsen wir ja sonzt nicht schribben. Disehalp und andrerseids aus Kesundheitsrücksichten fanden Wir unz bemühsigt zur Wesper kuhwarme Ziegenmilch zu embortieren. Indem das ich Dir die Bite zu Füßen lege n ä m l i c h deine fernsten Brife getrent und vortlaufend zeiche ich Hochlöblich Effi Briest. — Hoffe durch diesen mein Brief Deine Sammlunk zu vergrésern —.

II. 17. n ä m l i c h — nicht n ä h m l i c h
T r o t t o i r — nicht Trottoar
v o r — nicht for.

Summa summarum [Kleks] dangend salltihrt Effi
mein Nahme: Rückel mache In B u c h s seit 1. Fäber l. J. haben mich Ihre allerwärtästen B e d ü r f n i s s e in die angenehme Lage mit Fernsicht auf weitere Bestellung placiert mein Geschäft zu erweitern.

Hiermit, indem daß ich um treustes Wohlwollen bidä, biete Ich ihnen meinen 1 a Bux (hundeunempfindlich) 5·80, 2 a Bux (hundeempfindlich) 1·20 an. Mein großes Lager von Suppenbux ebenso wie Buxparfein. Sein Duft dürfte Ihnen gnädigst bekannt sein.

III. aufgeg. P e d e s c h e
6 h 40'

Im Abendblatt der „Freien Neuen Presse" fand sich zu allgemeinen Bedauern folgende Notize: — Heute Früh hat Fräulein Kitty Smiths ihre Verlobung mit Herrn Kurt Liers plötzlich aufgelöst. — — Von kompetenter Quelle wurde mir gedrahtet: Herr K. L. hat sich seit 1. Fäber mit Ihrer allerwertesten Förderung einen blühenden, schwungvollen Buchshandel eröffnet. — Fräulein Kitty S., die an krankhafter Abneigung (schon an Haß grenzend) gegen Buchs (einerlei ob 1 a oder 2 a) leidet, kann sich nicht mit einem blühenden Buchshändler lebenslänglich vereinigen. — In diesem düstern Bericht werden arge Beschuldigen gegen ihre Person angebracht. Hüten Sie sich!! Man stellt Ihnen nach. Ein Detektiv umzüngelt in Gestalt eines Einjährigen Ihr vielhundertjähriges . . . . Achtend Redakzion Hedwige.

---

[1] Wohnung von Hely.
[2] Wohnung von Affi.

Im Jahre darauf (19) bestand der Kreis kaum mehr; eine Zeitlang arbeiteten die Freundinnen in einer Wohltätigkeitsanstalt zusammen und hatten manche Veranlassung zu ernsteren Gesprächen. Soweit sie außerdem zusammenkamen, setzten sie das Leben des Lustigkeitsbundes fort.

Eine ausschließlich führende Rolle hatte keines der Mädchen im Kreis inne. Vielmehr betonen alle, daß sie ihre Zusammenkünfte nur dann als komplett empfanden, wenn keine von ihnen fehlte. So verschieden das Maß von Sympathie war, das die Glieder der zehn Paare zueinander gehabt haben mögen, es blieb jedenfalls jeder Teilnehmerin genug Bejahung jeder einzelnen, um den Verkehr mit ihnen positiv empfinden zu lassen. Und selbst wenn die Paaresbeziehung eine Trübung erfahren hatte, behielt doch die Einzelbeziehung oder wenigstens der Kreis als Ganzes genug Wert, um den völligen Bruch zu verhindern. Im vorigen Kapitel haben wir angegeben, wie jede der Teilnehmerinnen ihre Beziehung zu den anderen charakterisiert, und wir können deutlich aus diesen Bemerkungen ersehen, daß jede einzelne aus verschiedenen Gründen den anderen lieb oder interessant war. Während es aber allen recht gut gelingt, differenziert zu formulieren, was sie an jede ihrer Freundinnen fesselt oder seinerzeit gebunden hatte, versagt die Fähigkeit zu formulieren gegenüber der Frage, was der Kreis als solcher bot, was man von ihm hatte, warum man so lange in ihm verblieben war. „Es war mir angenehm," „es war sehr lustig," „ich fühlte mich wohl," das sind die immer wiederkehrenden Urteile. Elly und Nandl erwähnen ausdrücklich noch ein Element als überdies wirksam. Beide verwahren sich dagegen, als könnte der allen gemeinsame Gehalt des Kreises in irgend einem intellektuellen Inhalt gefunden werden, trotzdem ihre Äußerungen so verstanden werden könnten. Es handle sich vielmehr auch dort, wo sie Anschauungen, Einstellungen, Ideale als ein Verbindendes angeben, lediglich um „Gefühlsmäßiges". So sagt Nandl: „Hauptsächlich waren wir gefühlsmäßig verbunden: Liebe und Verstehen, gegenseitiges Einfühlen. Intellektuelles kam da gar nicht in Betracht. Weil wir in einem Sinn erzogen worden sind und dieselben Empfindungen haben. Ich meine das nur gefühlsmäßig, nicht inhaltlich, nämlich in unserer Stellung zur Außenwelt. Die Art von diesen vier Mädchen hat mir am besten gefallen, ihr Charakter. Wir ergänzen uns gegenseitig so, daß wir alle zusammen den Charakter am besten darstellen, der uns gut gefällt. Wenn uns eine fehlt, so fehlt uns irgendwas . . ." Und ebenso will Elly lediglich affektiv verstanden werden, wenn sie erzählt: . . . „ein Zusammengehörigkeitsgefühl, da wir gegen die Mädchen in der Schule waren, die Mieder trugen usw. Man hätte das einen Verein gegen Weiblichkeit (sich verbessernd), gegen Backfischigkeit nennen können. Ich

weiß nicht, aber der Anstoß war, ich glaube, wir waren alle ganz gleich. Die Affi und ich, weil wir aus . . . (einem Wiener Vorort, im Gegensatz zu „Stadt" [s. o. S. 15]; auch Nandl und Rickl gehören für Elly in diese Kategorie) waren, die Hely eigentlich nicht, sie war immer so ein, ich weiß nicht was." Diese letzte Seite wieder aufgreifend an späterer Stelle: „Die Hely war die einzige, der wir gestattet haben, daß sie mit Burschen verkehrt, das heißt kokettiert usw. Bei den anderen war das verpönt . . ." Unser Kreis erweist sich demnach als eine der sozialen Bildungen, die für die Jugend recht eigentlich charakteristisch sind, eine Gruppe von Gleichen schließt sich ohne Führer und ohne feste Formen, ohne Ziel und ohne formulierbare Funktion zusammen. Verbindend ist die gemeinsame Sympathie, deren Maß den meisten Einzelnen gegenüber nicht oder kaum ausreichen würde, eine dauernde Beziehung zu erhalten, deren Summierung aber ein merkwürdiges Affektgebilde schafft, das recht different von der Summe der Affektbeziehungen ist. Es verstärkt vorhandene Neigungen, überwindet vorgefundene oder sich einstellende Abneigungen und erzeugt ein Zusammengehörigkeitsgefühl mit anderen, verbunden in einem kaum formulierbaren, außerintellektuellen „Etwas", das nicht nur über das Maß des Zugehörigkeitsgefühls mit den einzelnen hinausgeht, sondern von eigener Art ist, und nachwirkend die Beziehungen zwischen den einzelnen dauernd färbt.

Eine genauere Betrachtung nötigt freilich zu einer gewissen Einschränkung dieser Formulierung. Sowohl die Stellung Ellys als auch die Helys stimmt nicht in allen Stücken zu der festgestellten Gleichheit und Gleichwertigkeit aller Teilnehmerinnen. Hely hat eine Ausnahmestellung, es ist ihr erlaubt, was den anderen verboten ist, sie erweckt mehr Interesse als Sympathie, sie wirkt eher aufreizend als ruhig sich einfügend; es ist in ihr manches, was den anderen rätselhaft, wenn nicht unangenehm ist. Elly wird als nicht so ganz zugehörig und doch zugleich als wesentlich für den Kreis bezeichnet; sie ist deutlich die Initiatorin der Kompanie, Trudchens, des Tanzens und mancher anderen einzelnen bezeichnenden Züge des Kreises. Und schließlich ist sie, wie schon unsere graphischen Schemata zeigen, das verbindende Element im Kreise. Da sie auch die aufschlußreichsten Mitteilungen über sich in den Protokollsitzungen machte, sei kurz die Entstehung des Kreises von ihr aus als dem Mittelpunkt dargestellt.

Elly findet im Lyceum Affi wieder, mit der sie vorher in der Volksschule zusammen gewesen war und die sie dort gern gehabt hatte, gewinnt sie gleich wieder lieb und erfährt volle Gegenseitigkeit. Sie fühlt sich als Affis Beschützerin. Beide haben gemeinsamen Schulweg. Hely und Ad. schließen sich an. Hely und Affi schließen sich aneinander an. Elly und

Hely streiten sich, weil Elly Menschen und ihre Schwächen verteidigt, wenn Hely sie verspottet. Elly fühlt sich mit Nandls Güte verwandt und findet sie wohl auch wegen ihrer körperlichen Fehler (wie Affi) verteidigens-, beschützens-, mitleidenswürdig. Auch Rickls, die von den anderen verspottet wird, nimmt sich Elly an. Als Hely erkrankt, ist es Elly, die sich ihr enger anschließt. Ursprünglich ist also das Paar Nandl-Rickl und Hely-Affi durch Elly zusammengehalten, später erhält sie den Zusammenhang zwischen dem Kreis und Hely aufrecht. Sie selbst wird von allen als ihnen lieb bezeichnet, ohne daß sie teil hätte an einer bevorzugten Paarbeziehung. Dabei vertritt sie gewissermaßen das versöhnende, liebende Element, und zwar ausdrücklich in der Nuance der Beschützung, der Erziehung, der Aufmunterung zu Selbständigkeit, Unabhängigkeit. Dem durchaus entsprechend spielt sie bei den Tänzen, Verkleidungen usw. eine männliche Rolle. In Briefen Nandls wird sie als Ernsti angeredet und auch in dem „närrischen Brief" wird eine Situation, die sie geschaffen hat, so paraphrasiert, daß Elly als Mann, Affi als dessen Braut erscheint. So tolerant Elly den Menschen gegenüber ist, so intolerant ist sie gegen „Backfischigkeit, Kokettieren usw." — mit Ausnahme Helys — und sie empfindet sich selbst als diejenige, die diese Tradition des Kreises am reinsten vertritt. Mit Rickl, die noch strenger zu sein scheint, gerät sie deswegen in Streit. Ein Tagebuchblatt zeigt deutlich, was die Frage ihr bedeutet. Elly hat nie Tagebuch geschrieben; nur eine kurze Zeit hindurch machte sie den Versuch dazu. Dieser liegt uns vor und enthält auf vier Seiten zwei längere Eintragungen vom 17. April 18 und 5. September, eine Eintragung von sechs Zeilen vom 23. April, vier Zeilen vom 8. September und acht Zeilen vom 10. September. Auf den Kreis bezieht sich die Eintragung vom 17. April und in der Notiz vom 10. September der Satz: „Affis Verkleidung war sehr lustig — es war alles raffiniert hergerichtet." Die uns hier interessierende Stelle (17. Apr.) lautet:

„Ich schreibe das, um später psychologische und pädagogische Studien machen zu können. Die Anklage von der Rickl „Du machst den Hof" hat mich gestern den ganzen Tag schlecht aufgelegt gemacht. Gelegt hat es sich erst, als abends der G. kam und ich nicht sehr eitel war. Der Rickl gegenüber habe ich mich damit verteidigt, daß ich auch Mädchen gegenüber liebenswürdiger bin als sie und sie darum erst recht gegen Burschen ihren Maßstab nicht anlegen darf. Für mich genügt die Entschuldigung, obwohl sie wahr ist, nicht, denn die Geschichte ist doch nicht so einfach. Alles geht von dem Punkt aus, ob ich meine Triebe bekämpfen muß oder nicht. Ich glaube nicht, daß es ein Muß gibt in dieser Beziehung, auf Ethik bin ich jetzt schlecht zu sprechen; und doch will ich gerne das Bekämpfen wählen, wenn ich es kann; ich glaube aber, daß es durch Bekämpfen nicht kleiner, sondern immer nur tiefer wird. Das wird übrigens falsch sein. Nein, doch nicht; es ist

richtig: so wie ich es bekämpfen kann, wird es nicht ausgerottet, sondern nur verdrängt, und das hat keinen Sinn; verdrängt war das alles lang genug bei mir. Also: Nein, ich weiß doch noch nicht, wie ich das machen soll, denn die Freiheit, die ich mir gebe, ist ja doch natürlich nur Denk- und Schaufreiheit, dadurch wird der Trieb auch nicht befriedigt, sondern muß immer noch wachsen. Also werde ich ihn zu bekämpfen suchen. Aber wie? Am besten geht das durch Denken. Indem ich mir klar mache, daß Schönheit nur wenige Leute so hinreißt wie mich, indem ich oft genug in den Spiegel schaue, um mich auf der Tat zu ertappen, daß ich weniger schön bin, als ich es mir vorstelle. indem ich daran denke, daß ich nicht das einzige lebende Mädchen bin und mir darüber klar werde, wie viele Leute mir, also auch anderen Leuten, gut gefallen. Aber wie soll ich mir das immer gerade in dem Augenblick klar machen, in dem ich es brauche? Indem ich mich an diese Gedanken fest gewöhne."

Hely entspricht diesen Tendenzen keineswegs. Sie ist offenbar gerade das, was Elly und die anderen mit „Backfischigkeit — Stadt — Koketterie" bezeichnen. Freilich scheint sie bei dieser seelisch-moralischen Haltung nicht völlig zufrieden zu sein, denn Elly, Nandl, Affi, Rickl lehnen sie nicht ab, sondern interessieren sich für sie, ja stehen zum Teil stark unter ihrem Einfluß; Nandl erzählt, daß Hely in stetem Kampf mit ihrem Charakter war und schließlich zeigt Helys Erkrankung, die zwar aus den vorliegenden Mitteilungen nicht genau zu diagnostizieren ist, jedenfalls aber deutliche Züge der Hysterie aufweist, daß Helys Wesen zwar nicht an sich, aber in manchen seiner Erscheinungen zum Ganzen des Kreises paßte, daß aber andererseits auch das Wesen des Kreises nicht völlig zutreffend durch das bezeichnet ist, was die Teilnehmerinnen von ihm zu formulieren wissen, sondern, daß ein Anteil ihm zugehörte, ein Rätselhaftes und Unausdrückbares, das zu allem anderen Inhalt des Kreises im Gegensatz steht und durch die „interessanteste Person des Kreises" durch Hely repräsentiert wird.

So zeigt sich — und wer die gegenseitigen Wertungen der einzelnen Teilnehmerinnen mit einander vergleicht, sieht es förmlich plastisch vor sich — daß der Kreis der Gleichen zwar keine Führerinnen, aber doch zwei, und zwar polar entgegengesetzte Zentren hatte, um die er sich gruppierte.

VI. Bemerkungen über die psychische Funktion des Kreises

Obgleich das Voranstehende von einer restlosen methodischen Beschreibung fern genug ist, und das uns vorliegende Material noch die Aufhellung manches Details leisten könnte, sei die bisherige Betrachtung abgeschlossen, weil es kaum möglich wäre, durch bloßes geordnetes Zitieren des Materials wesentliche weitere Aufschlüsse über die Struktur des

Kreises zu erlangen. Vielmehr sei der Versuch gemacht, nunmehr ein gewisses Verständnis der geschilderten Gruppe zu gewinnen. Im wissenschaftlichen Sinn der Jugendkunde kann für uns nur dasjenige psychische Phänomen als verstanden erscheinen, dessen Entwicklung im psychischen Zusammenhang des Individuums wir bis in die Anfänge des Seelenlebens oder wenigstens bis zu jener Stelle ihrer Entwicklung zurückgeführt haben, an der der Anschluß an ein weiter nicht Analysierbares erreicht ist. Und hier erhebt sich eine Schwierigkeit, die selbst bei jenen Untersuchungen unserer Beiträge bemerkbar genug ist, die über reicheres und vielseitigeres Material aufgebaut sind als die uns eben beschäftigende. Um die psychische Funktion des Kreises für seine Teilnehmerinnen aufzuklären, bedürfte es der Kenntnis des seelischen Zusammenhanges, in dem sie wirksam ist. Und diese fehlt uns; sie läßt sich nur, unsicher und unvollständig genug, aus ihren Äußerungen und aus Schlüssen auf anderwärts festgestellte Zustände und Beziehungen vermuten. Darum kann das Ergebnis dieses letzten Kapitels nicht in seiner Gänze den Anspruch der letztlichen Schlüssigkeit erheben. Daß wir uns streng an die empirischen Daten halten und keine der von uns gemachten Annahmen oder geäußerten Vermutungen schlechthin unwahrscheinlich sind, wird, hoffen wir, jeder zugestehen, auch wer etwa nicht in allen Einzelheiten mit uns übereinstimmt.

Aus der Fülle der Probleme, die jede soziale Tatsache des Jugendlebens noch bietet, seien hier zwei besonders auffällige Momente herausgegriffen und zu jenem Verständnis geführt, das uns gegönnt sein mag. Alles andere muß in dem Zustand der Unklarheit gelassen werden, in dem es bei dem spärlichen Licht verbleibt, das die Aufklärung zweier Einzelfragen auf diesen komplexen Problemenkreis zu verbreiten vermag. Wie kommt es, daß in reichlichen fünf Jahren, noch dazu in den entscheidungsvollen Jahren der Pubertät, das Gesamtbild des Kreises sich so wenig änderte? Und wie vermochte dieses widerspruchsvolle und anscheinend psychisch so arme und periphere Gebilde die Aufmerksamkeit und Beteiligung länger als wenige Wochen zu binden?

Einen Beweis für die Berechtigung dieser Fragen brauchen wir nach der gegebenen Beschreibung nicht ausdrücklich zu führen. Ob man auf dem Berg herumtollte oder während der Schulstunden kindlichen Unfug trieb, ob man auf dem Schulweg die Leute verspottete oder ob man tanzte, sich verkleidete, Tennis spielte, einander Briefe schrieb, närrische oder lustige, — immer behält der Kreis den Charakter der Harmlosigkeit, der Lustigkeit und der Sympathie, immer nimmt er ein gut Stück Zeit, Denken, Fühlen, Tun in Anspruch. Was also mochten die fünf Mädchen aneinander

und am Kreise gefunden haben? Welche Triebe wurden in ihm befriedigt, welche Wünsche in ihm erfüllt.

Zunächst sei deutlicher als bisher geschah, festgestellt, daß die Teilnehmerinnen des Kreises keinem der Bünde angehörten, die sich damals in der Klasse, die sie besuchten, gebildet hatten. Elly zumindestens bedauerte das und fühlte sich zurückgesetzt, nicht von den anderen, denn sie war nie geradezu ausgeschlossen worden, sondern vom Schicksal: sie meinte aus angeborenen Gründen sich zu den bevorzugten Angehörigen dieser Bünde nicht zählen zu dürfen. Sie hatte lange mit diesem Gefühl einer gewissen Minderwertigkeit zu kämpfen; manchmal nahm es ihr die Form eines „Verfolgungswahns" an, dem sie für eine gewisse Zeit unterlag. Auch die anderen hatten ähnliche Gefühle. Affi war durch die Folgen einer Kinderkrankheit nicht unbeträchtlich entstellt, und hatte darunter jahrelang zu leiden, bis es durch therapeutische und künstliche Maßnahmen gelang, jenen Fehler völlig unsichtbar zu machen. Nandl war durchaus ein „gedrücktes Kind" von wenig anziehendem Äußern; typisch ist für sie, wenn Affi von ihr auf die Frage, was sie an Nandl liebte, nur anzugeben weiß: „Mein Gott, es war ihre Güte." Rickl war wegen ihres Benehmens von einem großen Teil ihrer Mitschülerinnen verfolgt, fühlte sich selbst als kindisch, sehr jung, „schlafmützig". Alle waren „jüngere Geschwister." Keineswegs waren diese eingebildeten oder echten Fehler ausreichend für die Begründung eines lebhaften Minderwertigkeitsgefühls, aber, und das allein interessiert uns hier, sich selbst erschienen die Mädchen bis zu einem gewissen Grad als Verfolgte, Ausgeschlossene. Sie gehörten dem gar nicht seltenen Typus Jugendlicher an, der, auf winzige Anlässe oder sogar ohne sie, aufbauend, in sich ein sehr beträchtliches Maß von Gefühl des Lebensunfähigseins, der Minderwertigkeit, des sozialen Ausgeschlossenseins entwickelt und es zuweilen zu einem sehr folgenreichen masochistischen Depressionszustand steigert.

Nun scheint Elly gerade in den Anfängen der Kompanie diese Einstellung bis zu einem gewissen Grad überwunden zu haben. Sie scheint dies gerade durch eine reaktive Gegeneinstellung vollzogen zu haben, sie wurde Anführerin in dem kleinen Kreis der lustigen Kompanie; und fand noch Schwächere, Minderwertigere, die sie zu schützen hatte und vermochte, die sich ihr so attachierten; während Affi und Nandl — Rickl gehörte damals noch nicht dazu — sich in der Beachtung, die ihnen Elly schenkte, in der Hilfe, die sie ihnen bot, einen sehr erwünschten Rückhalt gewonnen haben mögen. Elly, die keine Herrschsucht in sich aufkommen ließ, übte ihre Übermacht als Liebe aus, die beiden anderen antworteten in gleicher Weise.

Wir verstehen von hier aus ein Element der psychischen Situation, die die Bereitschaft zur Kreisbildung erzeugte; Linderung des Minderwertigkeitsgefühls, gegenseitige Bestätigung des persönlichen Wertes durch gegenseitiges Lieben.

Die meisten der uns bekannt gewordenen Tätigkeiten des Kreises aus dieser Zeit werden zu einem guten Stück aus dieser Wurzel einheitlich verständlich. Das Verspotten der Leute, der Backfischigkeit, die Streiche gegen Lehrer, Trudchen, provozierter Streit mit Gassenbuben sind alles Äußerungen eines Überlegenheitsgefühls; das Herumtollen, Sichsonnen, Klematis-Boa-tragen und dergleichen eines körperlichen Sicherheitsgefühls, das in einem starken Widerspruch zu der eben festgestellten Grundeinstellung steht. Ein Widerspruch, der sich darin löst, daß solche Überlegenheit nur beim Zusammensein der Teilnehmerinnen, nur innerhalb des Kreises und bei dessen kollektiver Tätigkeit vorhanden war, als Resultat der Zugehörigkeit zu ihm. Gerade dies ist ein Teil seiner Funktion im Seelenleben jeder einzelnen, daß er gewisse psychische Einstellungen umzukehren vermag. Es ist freilich zuzugestehen, daß wir diese Kraft des Kreises durch die Feststellung, sie sei durch die Bestätigung des Wertgefühls, das in der Zuneigung der Kameradinnen erlebt wurde, begründet, uns nicht voll verständlich machen können.

Wie weit unsere Charakterisierung der Mädchen auch für Hely zutrifft, läßt sich nicht erweisen. Gewiß aber ist, daß sie im Gegensatz zu Elly aufs Herrschen aus war, einerlei ob wir dies als Reaktionserscheinung aufzufassen haben (wofür ihre spätere Erkrankung spräche) oder als primäres Phänomen. Und dies gelingt ihr bei Affi zur Verstimmung Ellys. Doch kann sich Elly nicht eingestehen, daß sie um Affis Liebe kämpft, sondern sie verallgemeinert es ins Ethische und lehnt sich gegen jede Unterdrückung der Schwachen auf. Auch darf sie Hely nicht abgeneigt sein, weil diese ihr gegenüber bei Affi siegreich ist und auch ihre „Schönheit" sie neidig macht, sondern sie wendet ihr Sympathie und Interesse zu. Freilich ambivalent genug, so daß ein geringfügiger Anlaß zum zeitweisen Abbruch der Beziehungen führen kann. Im Grunde aber ist gerade das für Elly ein Anlaß, sich mit Hely zu befreunden, daß sie ihr unterlag. Und vielleicht ist es nur dieser Konstitution Ellys zu danken, daß sich bei Helys Eintritt in Ellys Affektssphäre nicht zwei feindliche Paare, Affi—Hely und Nandl—Elly, bildeten, sondern vielmehr unter Ausschaltung von Ad. und aller anderen, unter Zuziehung Rickls, der Kreis, der uns hier beschäftigt. Vielleicht war die Enttäuschung an Affi—Hely für Elly ein zur Resignation treibendes Element; vielleicht aber sind hier andere uns unbekannte Erlebnisse entscheidender. Jedenfalls aber scheint es sehr berechtigt, die hier ausschlag-

LANE LIBRARY

gebende kreisbildende Einstellung Ellys etwa folgendermaßen zu schematisieren. Sie hatte es versucht, als Anführerin und Beschützerin (Affi und Nandl gegenüber) ihre Minderwertigkeitsgefühle zu kompensieren. Dies mißlang bei Affi. Sie resigniert gänzlich, sie gibt es auf, Nandl zu beschützen, sie hilft ihr z. B. nicht, wie sie selbst sagt, gegen Rickl, die Nandl beherrscht, sondern zieht noch Rickl als Gegengewicht gegen sich selbst in den Kreis. Sie wendet ihre Anführerschaft und Schützerrolle ins Allgemeine und weitgehend aus dem Kreis hinaus. Sie selbst bleibt in ihm, mäßigt die Beziehung zu Affi, verstärkt die zu Nandl, wendet die negative gegen ihre Prätendenten Hely und Rickl ins Positive, so daß sich die Beziehungen tatsächlich um Elly als Mittelpunkt schließen (Fig. 2, S. 55). Und dies ermöglicht Elly im Kreis zu bleiben, der ihr nicht allein lieb geworden war, sondern dessen Funktion der Aufhebung des Minderwertigkeitsgefühls gerade jetzt nötig ist, ohne trotzdem weder Anführerin sein, noch darum kämpfen zu müssen.

Wie sich der gleiche Vorgang im einzelnen bei den vier anderen abspielte, ist nicht ebenso deutlich aus dem Material zu entnehmen. Was sie aber psychisch gewonnen haben, dadurch, daß sie die von Elly gebotene Kreismöglichkeit ergriffen, ist vielleicht nicht schwer zu vermuten. Zunächst gilt auch für sie, daß sie ihre Gemeinsamkeit lieb gewonnen hatten; warum, wurde oben erörtert. Für Affi und Nandl kommt aber hinzu, daß sie nur so in der Abhängigkeit von Rickl und Hely bleiben konnten, (die ihnen ja keineswegs verwerflich oder unangenehm erschien, da dies ihre Liebesform war) ohne ihr gänzlich verfallen zu sein, denn Elly paralysierte ein Endchen von Rickls und Helys Einfluß. Rickl und Hely hingegen hatten durch Ellys Gegenwart die Möglichkeit, sich immer aufs neue ihres Sieges zu versichern; daher äußert Elly, daß sie mit Rickl und Hely oft, ja ständig im Streit gestanden sei, mit Affi und Nandl gar nicht, bis auf den einen Punkt ihrer Abhängigkeit von Hely und Rickl.

In diesem Affektsschema haben wir vielleicht ein typisches Strukturelement mancher Figuren von Freundeskreisen erfaßt: daß sich in ihnen das Bündel von ambivalenten Beziehungen, die zwischen je zwei Mitgliedern bestehen, in eine Figur von gewisser Stabilität aufteilt und ordnet.

Ein zweites Element des „Geselligkeitstriebes", der zur Bildung des Kreises führt, ist in einer anderen, für dieses Alter ebenso typischen Verhaltungsweise auffindbar. Die Pubertät bringt nach der Latenzperiode einen neuen Schub von Libido zur Entwicklung. Man pflegt die Pubertät ja ganz allgemein als jene Periode der psychophysischen Entwicklung aufzufassen, in der die Sexualität im engeren Sinne entsteht und aus

gewissen Anfängen zur erwachsenen genitalen Heterosexualität sich entwickelt. So wenig uns diese Formel zutreffend erscheint, so können wir sie uns doch eine Weile lang zu eigen machen und müssen zunächst als äußerst auffallend konstatieren, daß wir in unserem Material gerade davon nichts bemerken können. Es erscheint stellenweise beinahe asexuell. Der Inhalt der Briefe kreist keineswegs um die Liebe zu männlichen Personen in den bekannten backfischhaften Formen; wo das Thema erwähnt wird, geschieht es immer recht beiläufig und ironisch und vor allem ist keine Entwicklung dieser Einstellung zu verzeichnen. In Affis Briefen aus 15 ist fast ebensoviel oder wenig wie in Helys Briefen von achtzehn bis neunzehn an Erlebnissen mit Jungens oder Männern zu lesen. Und gar die kollektive Tätigkeit des Kreises hat keinerlei Beziehungen zum männlichen Geschlecht. Vielmehr handelt es sich bei ihr um einen mehr oder weniger bewußten Ausschluß dieses Themas und dieses Tatsachenkreises. Wo die heterosexuelle Liebe auch nur entfernt erwähnt wird, geschieht dies im ablehnenden Sinn. Sehr bezeichnend ist dafür die Äußerung Ellys im Protokoll: „Dieses Gefühl des Katzenjammers, wie wir es einmal [beim Tanzen] gehabt haben, als ein Bursch mit dabei war, das haben wir sonst nie gehabt, sondern im Gegenteil hatte ich nachher das Gefühl von sehr großer Freudigkeit; ich habe immer gesagt: von Grund aus durchgelacht." Es ist zwar anzunehmen, daß die Mädchen bei ihren Zusammenkünften nicht selten von der Liebe zu Männern, dem „Flirten, Kokettieren usw." sprachen, die Art der Einstellung aber dieser Gespräche haben wir wohl eher im Sinne von Ellys Tagebuchblatt uns vorzustellen, als in dem nach jener allgemeinen Formel erwarteten. Gewiß hat jede einzelne das Thema der Sexualität im engeren Sinn nicht wenig beschäftigt und zweifellos ist dies in den „ernsten Gesprächen", die die Paare miteinander führten, mitgemeint, aber gerade dem Kreis als ganzen kam dieses Thema nicht zu. Vielmehr war er von Anfang an aufgebaut auf den Kampf gegen „Backfischigkeit, Mieder usw."

Von Anfang an wehren sich die Mädchen gegen die ihrem Alter gemäße Entwicklung der Sexualität. Dieses Verhalten, das wir nicht anders denn als vollzogene und zum Teil sich immer neu vollziehende Verdrängung auffassen können, ist es, worin sie einander „gleich" sind, was den Inhalt der „gleichen Erziehung" ausmacht, die sie erfahren haben wollen, was ihren Gegensatz zur „Stadt" inhaltlich bezeichnet und wofür „Backfisch, Mieder und dergleichen" Andeutungen sind. Auf den Sinn des Gegensatzes zwischen Land und Stadt können wir hier nicht eingehen, aber daß damit ausgedrückt sein soll, daß die Mädchen im Gegensatz zu dem ihnen bekannten Kreis Wi, zu dem besonders Elly Beziehung hatte und der tanzte,

sich vom Gymnasiasten aus der Schule abholen ließ, flirtete, sich sorgfältig, kokett und raffiniert, „eitel", kleidete, dessen ausschließliches Thema die Beziehung zum männlichen Geschlecht war, sich als „Provinzlerinnen", als unwissende, unberührte, keusche, natürliche Existenzen darstellen wollten, ist zweifellos. Wie weit das inhaltlich richtig war, läßt sich kaum feststellen, es gelang ihnen aber jedenfalls, voreinander und sich selbst so zu erscheinen, denn ihr Kreis war harmlos und er wußte von dem Tun, Fühlen und Wollen der anderen überhaupt nichts oder er verspottete es. Und darin haben die Jahre seines Bestehens schlechterdings nichts Wesentliches geändert. Selbst wenn sie als Achtzehnjährige miteinander tanzen, sind sie noch so harmlos wie mit dreizehn oder zwölf; sie lachen, sind närrisch, tollen, haben aneinander genug, brauchen keine Jungens, als wären sie überhaupt nicht älter geworden. Nandl und Rickl verdrehen sogar noch die Wörter und jener Brief aus 18, der sie alle so sehr belustigte, ist wie von Kindern geschrieben. Und das ermöglichte zweifellos allein der Kreis. Seine Funktion war zu diesem Teil die Verdrängung der heterosexuellen genitalen Komponente, genauer die Aufrechterhaltung des früheren Zustandes der Latenzperiode. Aber ebenso wie die parallele Funktion in bezug auf das Minderwertigkeitsgefühl nur beim Zusammensein erreicht wurde, war es auch bei dieser, so daß der Kreis ihnen dauernd nötig war.

Wenn wir uns auch in dieser Arbeit bewußt (übrigens aphoristisch und andeutend) auf die ökonomische Betrachtungsweise beschränken und die topische und dynamische (Freud) kaum berühren, müssen wir doch kurz die Frage stellen, welche Partialtriebe der Libido verdrängt werden und welches das Schicksal der verdrängten ist. Damit verlassen wir freilich jene vulgäre Formel der Sexualität und schließen uns der Terminologie und den Ergebnissen der Freudschen Psychologie an, denn diese führt noch ein Stück weiter ins Verständnis des in Frage stehenden Phänomens, während wir ohne sie mit den letzten Worten des vorstehenden Absatzes unsere Untersuchung hätten schließen müssen.

Bemerkenswert ist an unserem Kreise, daß in ihm zwar die Beziehung zum männlichen Geschlecht keine Rolle spielt, daß aber ziemlich deutlich die Mädchen untereinander und zueinander sich so verhielten, als handelte es sich um männlich-weibliche Beziehungen. Eifersucht, Küssen, Umarmungen, Hand in Hand gehen und zahllose Aufmerksamkeiten aller Art brauchen dabei nicht einmal mit in Betracht gezogen werden, denn sie gehören jeder Liebe zu. Wenn sie, die freilich zum Teil Ausdruck starken Affektes und sexueller Neigung im engsten Sinne des Wortes sind, im Kreis trotz seiner vielleicht recht schwachen Liebesbeziehungen häufig sind,

so gibt dies eine Fragestellung, die uns fürs erste nicht beschäftigt. Aber über diesen allgemeinen Liebes-, Neigungsausdruck hinaus ist vieles völlig aus dem Gebiet der Heterosexualität auf das der Homosexualität übertragen vorhanden. Elly spielte Affi und Nandl gegenüber die Rolle des Mannes, Rickl desgleichen Nandl und Affi gegenüber. Aber nicht allein in den Spielen, Tänzen, sondern ganz allgemein im Kreisleben. Die Geschichte der Namensgebung Affis zeigt, daß auch Ad. ihr gegenüber Mann war. Affi gilt allen als exquisit weibliche Figur, während Rickl „der Kutscher" und Ad. der „Adam", Elly sehr häufig der „Ernsti" genannt wird. Im Material der voranstehenden Kapitel findet sich manche weitere hiehergehörige Stelle. Die Auffassung, die diese spielerische Verwendung, die zum Teil sogar ironisch ist, ausbeutet, könnte verschieden sein. Ich neige zur Meinung, daß gerade jene Äußerungen, die klar und deutlich auf die Einteilung in männlich und weiblich innerhalb des Kreises hinweisen, als Wiederkehr des Abgelehnten (um nicht zu sagen, des Verdrängten, das — in seinem strengen Wortsinn gefaßt — uns in dieser Arbeit unzugänglich ist) zu verstehen sind. Dieselben Regungen, die Männern gegenüber nicht erlaubt sind, können sich hier in der „Verkleidung" auswirken, weil das Bewußte Mädchen vor sich hat — und sie wirken sich aus, weil das Unbewußte die Männer meint. Trotzdem dürften aber auch echte homosexuelle Triebbestandteile im Gefüge des Kreises wirksam sein, und zwar gerade in seinen Anfängen, in denen jene Verkleidungen und Rollen noch gar nicht oder nur leise angedeutet vorhanden waren.

Von hier aus ließe sich ein Charakter des Kreises gut verständlich machen. Er ist für die 14- bis 19Jährigen etwa im Freudschen Sinne des Wortes ein witziger Mechanismus: er erspart Verdrängungsaufwand, indem er heterosexuelle Triebe sich in homosoxueller Form ausleben läßt. Daher bleibt er die ganze Zeit ein Lustigkeitsbund, auch als er längst nicht mehr so hieß und seine Dynamik geändert hatte.

Der Anfang des Kreises fällt in den psychischen Moment, dessen Aufgabe die endgültige Loslösung von den ursprünglichen Liebesobjekten und die Vollziehung der Objektwahl (der neuerlichen) ist. Wir sehen die Freundinnen von Anfang an abgeneigt, diese Fixierung an heterosexuellen Objekten zu vollziehen. Wir finden sie aber auch im Zustand des Minderwertigkeitsgefühles, das heißt, der Verdrängung des sekundären Narzißmus der Latenzperiode. Der narzißtische Weg, sich der altersgemäßen psychischen Aufgabe zu entziehen, hat bereits zum Schiffbruch geführt, der andere soll nicht betreten werden. Der Kreis ist ein dritter Weg. Zunächst bietet er einen Rahmen, in dem — ohne irgend eine dem Bewußtsein merkliche Über-

schreitung der Zensurgrenzen — allerlei Affekt-(Fixierungs-)versuche ein Stück weit unternommen und geprüft werden können. Die Lust, andere zu ärgern, sie auszulachen, das „so wie Gassenbuben tollen", „wie elegante Damen mit Boas zu spazieren" und manches andere mehr — sind Versuche, eine bereits verlassene kindliche Position wieder einzunehmen; die späteren Verkleidungen, Rollen, Korrespondenzen sind Versuche, das Verbotene in einen harmlosen Rahmen zu fügen. Wichtiger aber noch ist, daß der Kreis tatsächlich Lieben und Geliebtwerden auf einem neuen Weg ermöglicht. Die Objektwahl wird in ihm vollzogen und zugleich vermieden, indem jedes von den Mädchen, die ihr gleiche liebt, jene, mit der sie sich vielleicht sogar restlos identifiziert, also sich selbst. Wenn z. B. Elly ihre Beziehung zu Affi völlig umkehrt, indem sie die früher in der Volksschule Bewunderte als bedauernswürdig und schutzbedürftig empfindet und sie, die ehemals bedauernswerte und schutzbedürftige, Affi unter ihre Fittiche nimmt, so ist die Identifikation als der Mechanismus dieser Liebe und damit ihr narzißtischer Charakter deutlich genug erkennbar.

Keineswegs gilt aber dieser Mechanismus für alle. Affi und Nandl dürften kaum in dieser Weise Hely und Elly lieben; und vor allem, Nandls, Affis und Ellys Beziehungen zu Hely werden so nicht ganz verständlich. Elly erschien Nandl als schön; Nandl erschien Affi als gütig. Es ist möglich, daß auch hier Identifikationen eine Rolle spielen; ohne Individualanalyse oder anderes aufschlußreiches Material ist dies aber nicht genügend zu erweisen. Sicher jedoch ist, daß das eine wie das andere Urteil Bestandteile des Ideal-Ichs sind, dessen Bildung gerade dem Alter unserer Kreisfreundinnen durchaus gemäß ist. So weit es sich nicht um echte Identifikation handelt, haben wir diese indirekte Identifikation mit dem Ideal-Ich, das in der Freundin realisiert erscheint und das durch die Liebe zu ihr und durch das Geliebtwerden von ihr in sich verwirklicht wird, als den entscheidenden Mechanismus im Kreise zu verstehen. Ein Ausspruch Nandls wurde bereits zitiert: „Wir ergänzen uns gegenseitig so, daß wir alle zusammen den Charakter am besten darstellen, der uns gut gefällt." Hier ist geradezu vollendet formuliert, was wir eben in psychologischen Terminis entwickelt haben.

Nandls Formulierung macht uns aber auf einen Umstand aufmerksam, den wir nicht genügend beachtet haben. Das Ideal-Ich war nicht durch eine oder die andere, sondern bloß durch alle zusammen verwirklicht. Auch Affi, Rickl und Elly haben Bemerkungen gemacht, die dasselbe ausdrücken oder so, wenn dies zutrifft, verstanden werden können. Wir sehen, daß die Freundschaft zwischen den Paaren mäßiger war, als man vielleicht erwartet hätte bei Berücksichtigung mannigfacher anderer Fälle. Man darf diese Tatsache

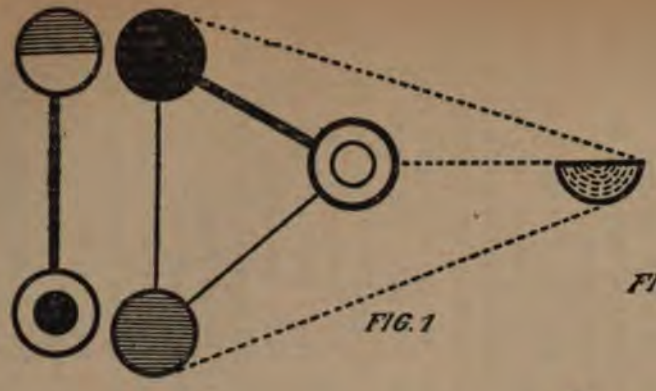


FIG. 1

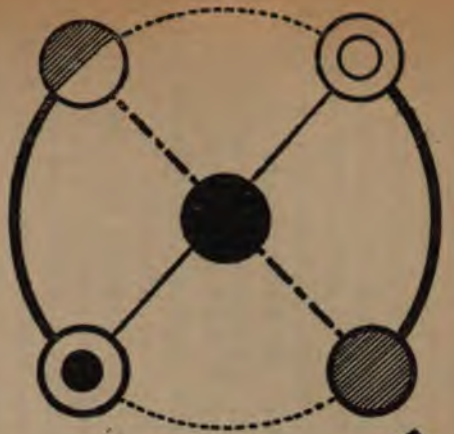


FIG. 2

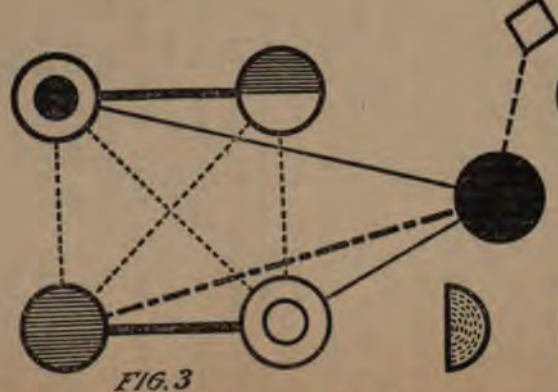


FIG. 3

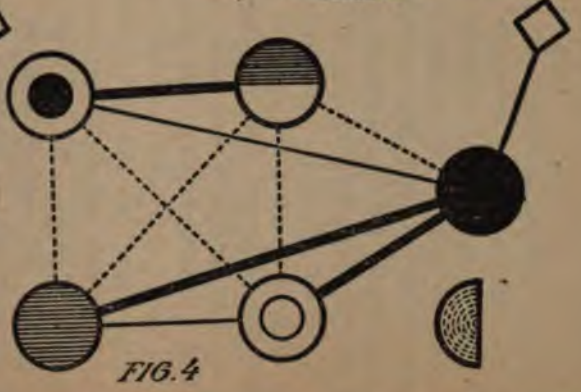


FIG. 4

● Elly; ◎ Afil; ◍ Hely; ◉ Nandl; ◓ Rickl; ◡ Ad; ◇ Freundinnen außerhalb des Kreises.
Die Intensitäten sind durch Verbindungsstriche symbolisiert, von der stärksten: ▬▬ über: ▬ ▪ ▬ ▪ und: ——— zur schwächsten: .....

vielleicht als Resultat einer Verdrängung betrachten, die sich sowohl gegen ein Anwachsen der narzißtischen homosexuellen Kompenente als auch gegen die verkleidete Heterosexualität wendete. Was aber den einzelnen Freundinnen versagt wird, kommt ihrer Gesamtheit zugute und der Kreis absorbiert mehr Zeit, Energie, Aufmerksamkeit als der Summe der paarweisen Beziehungen entspräche. Zudem gab es ja Spannungen, beinahe Spaltungen in ihm. Und es kann doch nicht zugleich Elly und Hely, die einander polar entgegengesetzt sind, Nandls Ideal-Ich repräsentieren. Vielmehr lehnt sie den Typus Hely für sich ab und bejaht den Typus Elly. Dennoch aber ist sie irgendwie an Hely interessiert, in einem gewissen Maß sogar an sie gefesselt und empfindet auch ohne sie den Kreis (ihr Ideal-Ich) inkomplett. Der Widerspruch löst sich durch die Tatsache, daß Nandls bewußte und unbewußte Wünsche einander widersprechen: Ideale und Triebansprüche. Und im Kreis finden beide ihre Befriedigung. Das Bewußtsein identifiziert sich mit Ellys Schönheit, Askese und Klugheit, mit Affis Güte, Liebenswürdigkeit, mit Rickls natürlicher Geradheit, mit aller Sexualablehnung, Harmlosigkeit, Unwissenheit; das Unbewußte mit Helys heterosexueller Konstitution und Neigung. Die einen werden geliebt, die anderen als rätselhaft fesselnd empfunden. Und das gleiche gilt, mutatis mutandis, vermutlich auch für die anderen, ohne daß unser Material es schlüssig nachweisen könnte.

Der närrische Antwortbrief des Kreises auf Ellys Ferienbericht (S. 42) läßt uns noch ein Detail erkennen. Spottlust, Verharmlosigung, spielerische Mann-Weib-Einstellung von Elly und Affi, ironisches, entwertendes Behandeln der Heterosexualität und noch mehrere bereits erwähnte Charakteristika finden sich deutlich genug in ihm. Sein Zentrum scheint aber eine redeselige Erörterung über hundeempfindlichen Buchs zu sein. Der Buchs wird in Wiener Parkanlagen und in den Gärten des Villenviertels, in dem Elly, Hely und Affi wohnten, gern als Solitär in die Rasenecken oder als Einfassung von Rabatten gesetzt und von Hunden gern zu ihrem Harnentleerungsritus verwendet. Dadurch erhalten aber die unteren Partien der Buchssträucher ein abgestorbenes gelbliches Aussehen. Die beiden Briefe zeigen uns, daß der Ritus der Hunde und dessen Folgen am Buchs die Phantasie der Mädchen nicht wenig beschäftigt hatte und daß unter Umständen das Thema stundenlang von ihnen behandelt, paraphrasiert und belacht wurde. Es ist der einzige Fall, wo wir ein Originaldokument ihres Dummheiten-machens vor uns haben und er fügt den Themen, die wir als Kreistätigkeiten feststellen oder vermuten konnten, ein neues hinzu. Und zwar eines, dessen Vorhandensein vielleicht bei „wohlerzogenen" siebzehnjährigen jungen Damen verwundern könnte. Es ist ein Beleg mehr dafür,

daß die Funktion des Kreises in einer Regression lag, die in diesem Fall bis in das infantile Voyeurstadium und in die Analerotik führt.

So unsystematisch diese entwicklungspsychologischen Bemerkungen sind, so wenig schlüssig sie erscheinen mögen, so wenige von den zahlreichen Problemen sie zu lösen vermochten, sei doch deren Mitteilung hier abgebrochen. Wir hoffen, daß die zahlreichen Einzeluntersuchungen, die der vorliegende Band von Beiträgen zur Jugendforschung anregen möchte, uns bald instand setzen werden, zusammenfassendes Befriedigendes auf Grund reichen und mannigfachen Materials über die Gesellungsformen der Kinder- und Jugendlichen auszusagen.

Ein Schülerverein

Von **Gerhard Fuchs**

Vorbemerkung.

Da die Zahl jugendkundlicher Untersuchungen über Schülervereine sehr gering ist, wir diesem Thema aber eine gewisse Bedeutung beimessen, ist es vielleicht erlaubt, hier über einen solchen Verein zu handeln, trotzdem allzuviel Material uns nicht vorlag, ja sogar dokumentarisches überhaupt nicht vorhanden ist, sondern wir ganz auf einen aus der Erinnerung niedergeschriebenen autobiographischen Bericht, sowie auf die Aussagen des am Verein hauptbeteiligten jungen Mannes, er heiße Otto[1], angewiesen sind. Die Niederschrift des Berichtes erfolgte zirka sechs Jahre nach der Auflösung des Vereines.

Die Mitglieder.

Die Mitglieder des Vereines sind mehrere Schüler jüdischer Nationalität der vierten Klasse eines deutschen Gymnasiums in einer ehemaligen österreichischen Provinzstadt.

Unser Otto, dem wir das Material verdanken, ist der Mittelpunkt dieses Kreises. Er ist zur Zeit der Gründung des Vereines $12^3/_4$ Jahre alt. Otto, heute zirka 23 Jahre alt, war früh entwickelt, wurde immer — auch noch heute — um einige Jahre älter gehalten als er ist, hatte immer — außer seinem jeweiligen Jüngerkreis — Verkehr mit älteren Personen und spielte in diesen Kreisen ausschließlich Älterer immer eine gewisse, manchmal auch die erste Rolle. Nach Auflösung unseres Vereines trat er in einen der an vielen Orten bestehenden Vereine zionistischer Mittelschüler (V. Z. M.) ein, wo er rasch nach Bekleidung aller Funktionen, wie Kassier, Schriftführer, Bibliothekar, Präsidentstellvertreter, Präses des Vereines wurde. Noch als Mitglied dieses Vereines war er in eine Organisation der jüdischen Jugendbewegung gekommen, wo er, als Vierzehnjähriger, bald Führer einer

[1] Dieser sowie alle anderen Namen sind von mir frei gewählt.

Gruppe wurde, um nach nicht langer Zeit die ganze örtliche Organisation zu leiten. Er kannte nach seinen Angaben während der ganzen Jugendbewegungszeit nie einen Menschen, den er Freund genannt hätte, aber immer eine größere oder kleinere Gruppe, deren Führer er war, mit deren Mitgliedern er „sehr gut war", die zu ihm in allen Angelegenheiten kamen, um sich mit ihm zu besprechen. Mädchen behandelte er durchaus wie Kameraden, stand nie einer einzigen näher oder hätte dies auch nur gewollt. Seine Stellung zu ihnen war ihm nicht problematisch und auf Menschen, die unter der Liebe zu einem Mädchen litten, oder eines Mädchens wegen etwas nicht taten, was er ihnen aufgetragen hatte, oder was im Interesse der Gemeinschaft nottat, sah er verachtend herab. Er war ein glühender Verehrer der Ansichten und Schriften Blühers, wenngleich er auf seine eigene Organisation nur vorsichtig Schlüsse aus diesen Gedankengängen zog. Zu homosexuellen Handlungen kam es nach seiner ausdrücklichen Mitteilung nicht.

Von den anderen Mitgliedern ist uns naturgemäß, da wir von ihnen weder Aufzeichnungen noch Mitteilungen besitzen, weniger bekannt. Ottos Freund war der um eineinhalb Jahre ältere Markus, mit dem er in dem Jahre vor der Vereinsgründung (1.0[1]) lebhaft verkehrte. Markus, der das Gymnasium nach dieser (vierten) Klasse verließ, hat dann später noch in einem Jugendverein eine ziemlich bedeutende Rolle gespielt. Die Freundschaft mit Otto dauerte noch während der ersten Hälfte der Vereinszeit an, um dann schwächer und schwächer zu werden und zugleich mit der Auflösung des Vereines gänzlich aufzuhören.

Ludwig, ungefähr ein Jahr älter als Otto, war eine Zeitlang aus dem Verein ausgetreten, trat aber bald wieder ein. In der ersten Epoche war er Kassier des Vereines. Über dessen späteren Lebenslauf kann uns Otto nichts erzählen, da er in den Ferien des Jahres 01 in seine im Osten der Monarchie gelegene Heimat zurückkehrte und durch äußere Umstände verhindert wurde, wieder in die Schulstadt zurückzukehren. Otto unterhielt mit ihm längere Zeit einen Briefverkehr.

Karl, einige Monate älter als Otto, war ein Junge, mit dem sich die anderen schwer vertragen konnten. Im Verein bekleidete er die ganze Zeit hindurch das Amt eines Schriftführers und nahm äußerst regen Anteil an allen Vereinsgeschehnissen. Er war in den späteren Jahren bis zur Matura mit Otto „ganz gut", der ihn gegen Verspottungen der Mitschüler, die mancher

[1] Das Jahr der Vereinsgründung bezeichne ich mit 0, die darauffolgenden Jahre mit 01, 02 usw., die vorhergehenden Jahre mit 1.0, 2.0 usw.

seiner Eigenschaften wegen, wie Unreinlichkeit, häufig waren, in Schutz nahm; dies half Karl infolge der Stellung Ottos innerhalb der Klasse. Wegen seiner Unverträglichkeit und seiner abstoßenden Eigenschaften wurde Karl in keinen anderen Verein mehr aufgenommen, war ein Resignierter, Verfolgter, Lächerlicher, trotz seiner Stärke Hilfloser.

Richard, ein Jahr älter als Otto, wurde, wie wir noch hören werden, in einer späteren Epoche des Vereines dessen Leiter, ohne Otto aus seiner Stellung bei den Mitgliedern ganz zu verdrängen. Er war aus einer Familie, deren drei Söhne berüchtigt waren. Sie waren verwegene, starke und verschlagene Burschen, die allerlei „anstellten", durchgingen usw. Das ließ natürlich die anderen Jungen zu ihm hinaufsehen, zumal er aus eigener Erfahrung wie aus Erzählungen seines älteren Bruders über sexuelle Dinge ausreichend informiert war und als Frühreifer sich in Bordellen herumtrieb. Er gehörte später noch einem anderen Verein, demselben, dem auch Markus angehörte, an und spielte dort eine gewisse Rolle.

Heinrich war der älteste; er war um zweieinhalb Jahre älter als Otto, er war zweimal durchgefallen und ging daher mit den Jüngeren in eine Klasse. Er war der einzige, der aus einer orthodox-jüdischen Familie war, er hielt sich selbst auch streng an alle religiösen Vorschriften, ohne aber recht an sie zu glauben. Dem Verein gehörte er kurze Zeit an und war auch später in keinem anderen.

Hans und Joachim waren nur kurze Zeit im Verein, da sie bald wieder ausgeschlossen wurden. Sie waren in der Schule Strebernaturen; anpassungsunfähig und „nicht revolutionär" und daher nicht imstande, den häufig radikalen, aber unlogischen Anforderungen des Vereines Folge zu leisten.

Von den acht Genannten waren Markus, Richard und Heinrich ausgesprochen schlechte Schüler, die im Schuljahr 0/01 auch in einigen Gegenständen durchfielen, während die anderen trotz teilweiser Begabung in einzelnen Gegenständen, wie z. B. Karl in Mathematik und Otto in Geschichte, nur recht mittelmäßige Schüler waren. Alle mit Ausnahme von Hans und Joachim standen in einem durchaus ablehnenden Verhältnis zur Schule und sie waren auch alle, mit diesen zwei Ausnahmen, durchaus bereit, an jedem Unfug oder an jeder Störung des Unterrichtes teilzunehmen, ja sie waren die von den Lehrern gefürchteten Störenfriede. Mit allen anderen ebenso Denkenden erklärten sie sich solidarisch und unterstützten sie, wo sie konnten. Dies alles aber ohne jede bestimmte Verabredung.

Für die weitere Untersuchung wird es auch nötig sein, hier nach den Angaben von Otto ein Wort über die Stellung der einzelnen uns

interessierenden Personen zum anderen Geschlecht zu sagen. Über die Stellung von Otto haben wir schon gesprochen; Markus, Karl und Ludwig sind ähnlich wie Otto bis zum Ende der Pubertät zu keinem Mädchen und zu keiner Frau in irgendwelche Beziehungen getreten. Auch ihnen war dies niemals ein Problem, mit dem sie sich auseinanderzusetzen hatten. Über ihre spätere Entwicklung in diesem Belang weiß Otto uns leider nichts anzugeben. (Auch von ihnen sind uns homosexuelle Handlungen nicht berichtet.) Hans und Joachim dagegen hatten schon zur Zeit, als sie noch im Verein waren, zahlreiche Mädchenbekanntschaften. Beide kamen überaus früh zu Prostituierten. Richard hatte und hat fast ausschließlich mit Prostituierten und Halbprostituierten verkehrt. Heinrich hatte keinen nennenswerten Verkehr mit Mädchen, diesen geringen aber mit Prostituierten und Halbprostituierten.

Entstehung und Geschichte des Vereines.

1.

Nach den Aufzeichnungen und Aussagen Ottos stellt sich uns die Entstehung und der Verlauf des Vereines folgendermaßen dar: Vor Beginn des Schuljahres 0/01, in welchem Otto und Markus die vierte Klasse des Gymnasiums besuchen sollten, beschäftigten sich die beiden Knaben mit der Idee der Gründung einer Leihbibliothek, entwarfen Pläne und Statuten, machten Listen ihrer Bücher und anderes mehr. Diese Bibliothek sollte neben einer Abteilung „Belletristisches", auch in erster Linie eine jüdische Abteilung haben, denn beide nannten sich „jüdisch-national". Im Gymnasium waren in vielen Klassen 35 bis 40 Prozent Juden und besonders in den unteren Klassen kam es öfters zwischen Juden und Nichtjuden zu Reibungen. Unter den jüdischen Schülern war ein Teil jüdisch-bewußt, jüdisch-national, zu welchen sowohl Otto und Markus als auch Ludwig und Karl zählten. Da sie dieselbe Klasse besuchten und in vielen Dingen gemeinsame Sache machten, standen sie einander näher als den anderen Mitschülern. Während Otto und Markus sich den Kopf über Paragraphen und Statuten der Leihbibliothek zerbrachen, traten an Otto Karl und Ludwig heran, um mit ihm die Notwendigkeit und Möglichkeit der Gründung eines Vereines zu besprechen. Karl hatte einen Bruder, der dem bereits erwähnten V. Z. M. (Verein zionistischer Mittelschüler) angehörte und hatte von ihm einiges über das Vereinswesen erfahren. Die Besprechungen, zuerst zwischen Otto, Karl und Ludwig, später zwischen diesen und Markus, führten schließlich zur Gründung eines Vereines mit jüdisch-nationaler Tendenz, eines Schutz- und

Trutzbundes. In den Aufzeichnungen von Otto heißt es an dieser Stelle: „Ich erinnere mich noch ganz genau der ersten ‚Sitzung'. Sie fand auf dem jenseitigen Ufer des Flusses X[1] in der sogenannten Y-Wiese[1] zwischen Sträuchern statt. Die drei anderen setzten sich hin und ich, der hinter einem Busch gestanden war, trat hervor und hielt eine feierliche Eröffnungsansprache, nur hie und da von Dummheiten einzelner unterbrochen, die aber sogleich wieder ernst und sachlich wurden. Daß ich Obmann oder Präses, wie der erste Funktionär unseres Vereines hieß, werde, stand fest. Nicht fest stand aber, wer Vizepräses, wer Schriftführer und wer Kassier werden sollte. Die Wahl erfolgte geheim mit Stimmzetteln. Bei Stimmenzersplitterung wurde gelost. Markus wurde Vizepräses, Ludwig Kassier und Karl Schriftführer." . . . „Im weiteren Verlaufe beschäftigte sich die erste Sitzung genau so wie die folgenden mit Geschäftsordnung, Statutenangelegenheiten." Man arbeitete vielmals Statuten aus, revidierte sie, verbesserte sie, änderte sie. Man beschloß auch insbesondere den Gründern größere Rechte als den neueintretenden Mitgliedern zu gewähren[2], zum Beispiel bei Wahlen erschien nach den Statuten bei Stimmengleichheit zweier Kandidaten eines „Gründers" und eines „Neuen" der „Gründer" gewählt. Über alle Sitzungen wurde Protokoll geführt. Dieses Protokollbuch wurde ebenso wie das Kassabuch und alle anderen Vereinsdokumente nicht in gewöhnlicher Schrift geschrieben. Otto berichtet: „Alle Dokumente wurden in einer geheimen Schrift verfaßt, die dadurch zustande kam, daß die Buchstaben einen anderen Laut bezeichneten. Ich weiß nicht mehr genau, wie das Schema war, jedenfalls wurden die Buchstaben in je ein kleines Quadrat eines großen Quadrates geschrieben und es bedeutete dann etwa der dritte Buchstabe von oben nach unten gelesen den Laut, den sonst der oberste Buchstabe bezeichnete und umgekehrt. Es war sehr schwer, in dieser Geheimschrift zu schreiben und zu lesen und es dauerte lange, bis wir diese Schrift erfanden, die uns geheim genug erschien. Aber die Gefahr der Entdeckung durch die Schule war groß, wahrscheinlich von uns noch ins Große verzerrt[3]. Man konnte auch durch

[1] An diesen Stellen steht in den Aufzeichnungen von Otto natürlich der volle Name der Örtlichkeiten, wie auch die einzelnen Mitglieder mit dem vollen Namen genannt werden.

[2] Ein Analogon hiezu finden wir in den Statuten der jungliterarischen Gesellschaft „Die Stürmer" (zitiert bei S. Bernfeld „Über Schülervereine", Zeitschrift f. angew. Psa., Bd. XI, Seite 195/196), welche auch den Gründern gegenüber den neueintretenden Mitgliedern große Rechte vorbehalten.

[3] Von mir gesperrt.

Umstellung eines Buchstabens jeweils die ganze Schrift abändern, was auch zwei- bis dreimal geschah. Das ganze war eine Erfindung von Karl. Es gab zwei oder drei Chiffrenschlüssel, die wohl verwahrt wurden und als Karl die Schrift beherrschte, überhaupt vernichtet wurden.

Dokumente, Kassabücher, Protokolle etc. wurden einmal, als angeblich Entdeckungsgefahr vorhanden war, vernichtet, darum existiert gar kein Dokument mehr. Die Geheimschrift spielte aber nur in den ersten Zeiten[1] eine Rolle und ist dann später in Vergessenheit geraten[1] . . ."

So verlief die erste Epoche — wir können deren vier unterscheiden — mit der Herstellung von Statuten, der Erfindung der Geheimschrift, der Besprechung der Möglichkeiten und Aussichten des Vereines. Aber es scheint doch öfters zwischen den Mitgliedern Streitigkeiten gegeben und Unzufriedenheit über die Tätigkeit des Vereines geherrscht zu haben. Otto berichtet uns mit folgenden wichtigen Worten: „Die Sache florierte nicht recht, was wohl daran gelegen sein mag, daß ich ein aktiver erotischer Mittelpunkt noch nicht zu sein vermochte, dadurch also das erotische Verhältnis zu schwach war, um Ehrgeizstreitigkeiten hintanzuhalten[1], und dann war auch zu wenig Aktionsmöglichkeit für den einzelnen vorhanden[2]."

Außerhalb des Vereines hielten die Knaben aber unbedingt zusammen und traten füreinander ein. „Wir hielten sehr zusammen, z. B. durfte beim Schulunterricht sich keiner von uns melden, wenn ein anderes Mitglied, vom Lehrer gefragt, etwas nicht wußte oder falsch sagte."

Da trat Ludwig aus dem Verein aus, „angeblich aus Familienrücksichten". Die Gründung des Vereines war in den ersten Tagen des Septembers des Jahres 0 erfolgt, der Austritt Ludwigs geschah ungefähr Mitte Oktober 0. Von der jetzt folgenden Epoche, die bis Mitte oder Ende November 0 dauerte und in welcher der Verein aus drei Mitgliedern bestand, wissen wir nicht viel. Bei Otto finden wir nur die folgenden Sätze in seinen Aufzeichnungen und auch mündlich weiß er nicht mehr darüber zu sagen. „Wir Zurückbleibenden schlossen uns nur noch fester zusammen. Zwei Ämter wurden zusammengezogen, aber alle Vereinsfunktionen auch für den Dreimännerverein festgehalten. So war diese Epoche unseres Vereines eine Latenzzeit." Die Zusammenkünfte des Vereines wurden nachmittags, in dem

[1] Von mir gesperrt.

[2] Bei der Beurteilung dieser Stelle darf nicht übersehen werden, daß Otto zur Zeit der Niederschrift seines Berichtes über den Verein sich schon intensiv mit den Schriften Blühers befaßt hatte.

schon lange angehörte, und war späterhin nicht ohne Bedeutung für den Verein. Der Boykott wurde dadurch herbeigeführt, daß ein jüdischer Mitschüler die Anzeige erstattete, Richard hätte sich ein Konzept für eine Hausarbeit angeeignet und für seine eigene Arbeit verwendet. Die Vorlesung beider Arbeiten durch den Lehrer erwies zwar objektiv die Richtigkeit dieser Anzeige, den Vereinsmitgliedern genügte jedoch trotz dieses Beweises eine Erklärung von Richard, daß er die ihm zugeschriebene Handlung nicht getan habe, um einen Boykott gegen den anzeigenden Schüler zu erklären, das heißt das Verbot, nicht mit ihm zu verkehren und zu reden, zu erlassen. Auch sonst hätte es nicht an Solidaritätsbeweisen der Mitglieder in der Schule.

Inzwischen wurde aber der Kampf im Verein immer heftiger: „..... war der Verein innerlich doch gespalten, in eine radikale, vertiefende und verinnerlichende Gruppe der Gründer unter meiner Führung, die unterirdisch doch die Macht langsam aber sicher zurückeroberte, und eine indifferente Gruppe der „Neuen", und der Präses stand, zu keiner Gruppe gehörig, zwischen beiden. Die erste Gruppe versuchte durch Aufstellung radikaler Forderungen an die einzelnen Mitglieder diese zu ändern oder zum Verlassen des Vereines zu zwingen."

So weit Otto über den Kampf. Wir müssen nun gleich hier feststellen, daß es sich gar nicht um einen s a c h l i c h e n Kampf handeln konnte, denn es gab kein Programm, keine Formeln oder Ordnung, an welche die Mitglieder gebunden gewesen wären, und wenn wir diesen Verein nur v o n a u ß e n betrachten, so müßten wir fragen, was für einen Existenzgrund er hatte, und gar, was dem „Verinnerlichung", „Vertiefung" und „Radikalisierung" in ihm bedeuten mochte.

Doch wir wollen hier weiter die Geschichte des Vereines betrachten. Der Kampf wird immer heftiger. Den „Radikalen" ist es schwer, einen Grund zu finden, mit dem sie einen der anderen oder alle ausschließen könnten, da es innerhalb des Vereines nichts zu erfüllen gibt. Aber die Beschlüsse über das Auftreten des Vereines nach außen geben ihnen endlich die Möglichkeit in die Hand, ihr Vorhaben auszuführen. Ziehen sich die mißliebigen Mitglieder schon durch die nicht so fleißige Frequenz des Turnens manche Rüge zu, so genügt die Nichteinhaltung des Boykottbeschlusses durch ein Mitglied, einen Antrag auf seinen Ausschluß zu stellen. „In einer Sitzung, die ich leitete, kam es zum Krach. Ein Mitglied sollte ausgeschlossen werden. Einige machten Dummheiten und stimmten sich dagegen. Der Antrag wurde mit unseren Stimmen angenommen und den anderen nahegelegt auszutreten." So waren Joachim und Hans ausgetreten und ausgeschlossen und Heinrich folgte ihnen bald nach.

Die Situation der ersten Epoche war nahezu wieder hergestellt. Es kam auch zu keinem aufregenden äußeren oder inneren Ereignis mehr. Der Verein hielt weiter seine Zusammenkünfte ab, man diskutierte lang über einen Vereinsnamen, bis man sich schließlich auf einen einigte. Otto kann nicht mehr genau sagen, ob dieser „Hasmonea" oder „Hatikwah" (die Hoffnung) lautete. Außerdem wurden zwei oder drei Vorträge gehalten. Einmal, als irgend ein Mitschüler Otto gegenüber eine Bemerkung machte, die man zur Not dahin auslegen konnte, daß er Kenntnis vom Verein erhalten hatte, witterte man Verrat und ließ daher alle Mitglieder auf die zum Schwur bestimmte Stelle des Pentateuch schwören, daß sie nichts verraten hätten.

Der Verein verlor dadurch an Bedeutung für einzelne Mitglieder, daß sie im Turnverein mit einem Mann Berührung gewonnen hatten, der eine ausgesprochene Führernatur war und dem sie, als er eine Wandergruppe gründete, aus dem Turnverein dorthin folgten. Dies natürlich wurde für den Verein umso bedeutsamer, als es gerade die vereinsbildenden Elemente Otto und Karl waren, die dies taten. Otto sagte über die letzte Zeit unter anderem: „Der Verein verlor immer mehr den Charakter einer Trutz- und Schutzorganisation und wurde immer mehr ein Freundeskreis. Auch wurde meine Stellung immer dominierender, trotzdem blieb es bei den alten Funktionen." Und „. . . . er verlor als Gesellschaft für sich und gewann als Freundeskreis . . . Es gab keine aufregenden Ereignisse mehr, es war alles aufgeklärt und ruhig. So kam der Sommer des Jahres 01 und da wußten wir, daß der Verein aufhören würde, zu bestehen. Zwei traten aus der Schule aus und unser Verein war zu sehr ein reiner Schülerverein, als daß er aus Schülern verschiedener Schulen hätte bestehen können . . . Am Schulschlußtag ließen wir uns photographieren und machten eine Schlußsitzung ohne Rührung und Affekt."

So hörte dieser Schülerverein wie so mancher andere plötzlich auf zu existieren. Die Begründung, die uns Otto für dieses Aufhören gibt, ist — wie wir sofort ersehen — nur Rationalisierung und Erklärungsversuch, denn er weiß selbst ganz gut, daß die Existenz eines Schülervereines nicht von dem Umstand abhängt, daß alle Mitglieder ein und dieselbe Schule besuchen; hat er späterhin doch selbst einem Verein angehört, dessen Mitglieder Schüler verschiedener Mittelschulen waren.

Der Verein geriet bei den Mitgliedern bald in Vergessenheit. Otto sagt darüber: „Wir sprachen nicht mehr viel davon (vom Verein), fürchteten uns nur immer vor nachträglicher Entdeckung durch die Schule und wir,

Karl und ich, hatten für diesen Fall uns vorgenommen, alles auf die nicht mehr in unsere Schule Gehenden zu schieben und uns selbst herauszureden."

2.

Würden wir aus dem bisher Berichteten versuchen, die Bedingtheiten dieses Vereines aufzudecken, und würden wir dabei etwa den Anteil oder gar den starken Anteil sexueller Triebe feststellen, so könnte man — und würde es auch vielfach — uns den Vorwurf machen, daß wir unerlaubterweise Dinge, die nicht vorhanden, hineingedeutet, daß wir mit unserer verworfenen Phantasie eine vollkommen „harmlose" Sache anders dargestellt hatten, daß aber „dem Reinen alles rein sei". Würden wir nun zwar diesen Vorwurf unter gewissen Bedingungen auch in den Kauf nehmen, so erscheint es hier nicht nötig, denn wir verfügen in diesem Falle über einige Mitteilungen, welche ein Hinwegleugnen der Sexualität und irgend eine „harmlose" Erklärung unmöglich machten. Allerdings können wir damit nur den Beweis erbringen, d a ß überhaupt sexuelle Partialtriebe eine Rolle spielen, wir können aber nicht damit allein erklären, welche Rolle sie spielten, und schon gar nicht die ganze psychische Bedingheit des Vereines darlegen.

Nachdem Otto über das Ende des Vereines berichtet hat, fährt er fort: „. . . so hätte ich bisher über das Wesen des Vereines und über die unmittelbar zu demselben gehörigen Ereignisse und Vorkommnisse berichtet. Ich möchte jetzt noch (leider kann ich das nur kurz, da ich mich nur an einiges erinnere) über die sexuellen Zusammenhänge und Beziehungen einiges niederschreiben . . . Von manifesten Dingen erinnere ich mich an folgendes: „Wenn wir gewöhnlich nach einer Sitzung oder auf einem gemeinsamen Spaziergang weit draußen auf den Wiesen waren, kam es oft dazu, daß wir die Größe des Penis (in erigiertem Zustand) miteinander verglichen. Stolz war derjenige, der den größten Penis hatte, und da ich das war, glaube ich, daß dies nicht wenig zu meiner dominierenden Stellung beigetragen hat. Zur Masturbation kam es bei diesen Anlässen nicht. (Dies alles geschah durchaus nicht ohne große Hemmungen, insbesondere bei einzelnen.) Ich bin gewillt, diese Vorkommnisse, an welchen immer nur wir vier „Gründer" teilnahmen, in die erste Zeit zu verlegen, es ist aber auch durchaus möglich, daß es in der letzten Zeit wieder vorkam.

Dann gingen wir, die fünf Mitglieder, die in der letzten Zeit im Verein waren, einmal schwimmen. Wir entkleideten uns alle in einer Kabine und hier lehrte uns Richard masturbieren. Er war überhaupt in diesen Dingen der Erfahrenste (worauf er seine ganze Stellung aufbaute) und erzählte uns oft

alle möglichen wahren und unwahren Geschichten aus Bordellen und andere Geschichten sexuellen Inhaltes und fand für diese Geschichten seine Zuhörer.

Ferner gingen wir, wieder nur die vier Vereinsgründer, manchmal in die ..... gasse, in welcher mehrere Bordelle nebeneinander lagen, und gingen dort lange Zeit, es mag oft ein bis eineinhalb Stunden gewesen sein, auf und ab, um irgend etwas zu erblicken . . ." Diese Aufzeichnungen Ottos sind nach seinen etwas ausführlicheren mündlichen Mitteilungen dahin zu verstehen, daß in die erste und zweite Periode des Vereines die Exhibition mit Vergleichung des Penis, in die vierte, die einmalige Masturbation fällt. Hiebei ist zu beachten: 1. Daß nur die vier respektive drei Mitglieder des Vereines der ersten und zweiten Epoche an den Exhibitionsakten teilnahmen; 2. daß diese in der dritten Epoche, in welcher noch vier andere Mitglieder im Verein waren, gänzlich unterblieben, und 3. daß in der vierten Epoche alle fünf Mitglieder einmal gemeinsam masturbierten. Diese Masturbation fällt in die Zeit des Monates Juni, zirka vier Wochen vor Auflösung des Vereines. Die unter heftigen, jedesmal neu zu überwindenden Widerständen durchgeführte Exhibition findet anschließend an „Sitzungen" des Vereines statt, die aus Widerstandsgründen nicht wiederholte Masturbation in der Auskleidezelle einer Badeanstalt. Otto stellt diesen letzteren Vorgang so dar, daß Richard die anderen Mitglieder in die „Kunst der Onanie" einführt, ihnen zeigt, wie man onaniert, „voronaniert". Dies verbindet er mit der Behauptung, daß er und die anderen drei nicht gewußt hätten, wie man onaniere, und daß er von dieser Zeit an — allerdings nur kurze Zeit hindurch — onaniert habe, während er sich vorher wohl onanistisch beschäftigt, es aber nicht zur Onanie mit Samenerguß gebracht habe. (Inwieweit hier die Tendenz, möglichst zeitlich mannbar gewesen zu sein, also die Setzung des intellektuellen Nichtverstehens der Onanie an Stelle der physiologischen Unmöglichkeit des Samenergusses Tatsachen fälscht, bleibe dahingestellt.) Er weiß mit Bestimmtheit, daß es zu einer Wiederholung der gemeinsamen Onanie oder zur mutuellen Onanie nicht gekommen ist. Über dieses masturbatorische Erlebnis wurde nie unter den Vereinsmitgliedern gesprochen. Otto hat die Ereignisse nie vergessen, aber ganz klar wurden sie ihm wieder erst bei der Abfassung des Berichtes über den Verein. Schuldbewußtsein oder Angst vor Entdeckung der sexuellen Erlebnisse im Vereine waren bei ihm — seiner Erinnerung nach — nicht vorhanden, dagegen große, lang andauernde Furcht vor Entdeckung des (verbotenen) Vereines. Trotzdem tritt er kurze Zeit (sechs Monate) später einem anderen verbotenen Vereine bei. Um diese Zeit ist der Kampf gegen die Onanie bei ihm fast zugunsten der Verdrängung entschieden.

Psychoanalytische Ergänzungen[1].

Das vorliegende Material gestattet leider nicht, diesen Verein so ausführlich zu behandeln, wie die anderen sozialen Gebilde, mit denen sich die Arbeiten dieses Bandes beschäftigen. Aber der sehr empfindliche Mangel an Publikationen über das jugendliche Gruppenwesen rechtfertigt vielleicht das Bemühen, so viele Einsichten als nur möglich dem Material abzugewinnen.

Wir versuchen daher übersichtlich nebeneinanderzustellen, was wir von den einzelnen Perioden der Vereinstätigkeit wissen. Und erhalten so eine Tabelle, deren erste Rubrik den Beginn des Zeitraumes, deren zweite die beteiligten Mitglieder angibt. Die dritte Rubrik enthält, was wir vom Inhalt der Vereinstätigkeit, die vierte, was wir vom Zusammenleben in ihm wissen. In der fünften schließlich wird angemerkt, was uns von den Sexualbetätigungen der Vereinsmitglieder berichtet ist.

Tabelle I.

Oktober	Otto, Karl, Markus, Ludwig,	Statuten; Phantasien über Verrat und Bedeutung	Innere Kämpfe	Exhibition
Mitte November	Otto, Karl, Markus,	Statuten; Phantasien über Verrat und Bedeutung	Innere Ruhe	Exhibition
Dezember	Otto, Karl, Markus, Ludwig, Richard, Heinrich, Hans, Joachim,	Boykott; Solidarität gegen Lehrer und Schüler; Eintritt in den Turnverein	Innere Kämpfe	
März	Otto, Karl, Markus, Ludwig, Richard,	Vereinsnamen; Schwur; Phantasien über Verrat; Vorträge	Fester Zusammenhalt	[Exhibition] Masturbation

[1] Von Dr. Siegfried Bernfeld (unter Zugrundelegung einer ausführlichen Arbeit von Gerhart Fuchs).

Ein Studium dieser Zusammenstellung macht uns ein merkwürdiges Zusammentreffen ersichtlich. Sowohl in Periode I/II als in Periode IV ist ein hervorstechendes Charakteristikum der Vereinstätigkeit intensive Beschäftigung mit dem Formalen des Vereins: die eifrige Verfassung und Diskussion der Statuten, die Erfindung und Anwendung der Geheimschrift, die Diskussion der Verratsmöglichkeiten, die Besprechung der Aussichten des Vereins, seiner Stellung zur Außenwelt in der ersten Zeit — die Diskussion über den Vereinsnamen, dessen endliche Fixierung, die Erörterung der Verratsmöglichkeiten, der Schwur zur Verhinderung des Verrats in der letzten Zeit. Während in der dritten Periode dieses Element völlig fehlt oder jedenfalls so sehr im Hintergrund stand, daß Otto nichts davon mitzuteilen für nötig hält. Auch in Rubrik 4 ist eine deutliche Übereinstimmung zwischen Periode II und IV. In ihnen herrscht innere Ruhe, festerer Zusammenschluß, während in Periode III (und I, wovon noch zu sprechen sein wird) innere Kämpfe gemeldet werden. Dieselbe Übereinstimmung findet sich nun auch in Rubrik 5. Die Sexualbetätigung in Periode I/II und IV ist — im Gegensatz zu Periode III exhibitionistisch (Zeigen und Schauen der Genitalien, der eigenen und fremden, männlichen und später auch der weiblichen, wenigstens diesbezügliche Wünsche, die sich im Auf- und Abgehen vor Prostituierten-Fenstern äußern).

Bezeichnend ist demnach für I/II und IV ein exzessives tagträumerisches Befaßtsein mit dem Formalen des Vereins und seiner Bedeutung, für III aktives Tun und reales In-Erscheinung-treten des Vereins. Was ihm in I/II und IV an Realität fehlt, wird träumerisch ersetzt; sobald er in III eine gewisse Realität erlangt hat, hört die Tagträumerei auf oder tritt in den Hintergrund. Das „aktive Tun" befriedigt demnach Wünsche der Vereinsmitglieder, die für Gruppenbildungen der Art unseres Vereins spezifisch sind, denn bleiben sie unbefriedigt, so löst sich nicht etwa der Verein auf, sondern er wird geradezu umso intensiver „Verein", freilich tagträumerisch. Aber auch die dritte Periode hat des Inadäquaten zwischen Form und Inhalt genug. Denn um korporativ (solidarisch) gegenüber Lehrern und Mitschülern aufzutreten, um gegen einen Mitschüler Boykott anzusagen und in einen Turnverein einzutreten, bedarf es gewiß keiner Statuten, Sitzungen, Funktionäre und dergleichen mehr. Es soll aber nicht geleugnet werden, daß diese Inadäquatheit in der dritten Periode geringer ist als in den anderen, und zwar dadurch, daß einerseits die reale Betätigung dem Vereinscharakter ähnlicher, der Phantasieanteil aber geringer ist. So sehen wir hinter diesem Verein und seiner Geschichte zunächst als Triebkraft den Wunsch, einen Verein zu haben. Ist dieser Wunsch eine Zeitlang annähernd erfüllt durch Inhalte, durch

reale Betätigung, so tritt das formale Element zurück, sonst überwuchert es als Ersatz für die fehlenden realen Inhalte.

In Rubrik 5 sehen wir eine ähnlich laufende Gleichstimmigkeit. In Periode I/II und IV Exhibition, vielfach gehemmt und offenbar mit Scham und schlechtem Gewissen ausgeübt; in den letzten Wochen zu einer einmaligen gemeinsamen Onaniestunde führend. Aus Periode III wird uns eine Sexualbetätigung überhaupt nicht berichtet, wenigstens keine, die kollektiven Charakter trägt. Wir haben allen Grund anzunehmen, daß den Knaben die Exhibition keine selbständige Befriedigung gewährte, daß sie nicht die Funktion einer „Perversion" bei ihnen hatte, sondern daß sie auf den Orgiasmus, mindestens auf den masturbatorischen tendierte, die Exhibition bei ihnen also bloß Vorlustfunktion spielte. Die Sexualbefriedigung war daher in Periode I/II und IV zwar weniger mangelhaft als in III, aber keineswegs befriedigend. Die Sexualbetätigung unterlag die ganze Zeit einer gewissen Verdrängung oder Sublimierung; was zu den ausgedehnten Tagträumen in Periode I/II und IV und zu der gesteigerten Tätigkeit in Periode III gut stimmt.

Aufschlußreich ist die Betrachtung der Inhalte des realen Tuns in unserem Verein. Sie gehen alle auf Macht und körperliche Stärke. Der Verein gewährt jedem Mitglied größere Macht in der Schule — den Lehrern sowohl wie den Schülern gegenüber — als den einzelnen ohne ihn zukäme. Schon seine Neugründung in Periode III ist ein Trotzakt, aus Wut- und Rachebedürfnis entstanden, der Boykott unterstreicht diesen Charakter. Der Eintritt in den Turnverein bezweckt die Ausbildung der körperlichen Kraft und Schönheit. Richard baut seine Führerrolle auf seine männlichen Erfahrungen und Qualitäten auf und lehrt später die anderen Masturbation, die in diesem Zusammenhang und im Vergleich zur bisher im Verein geübten Sexualbetätigung einen aktiven, mehr „männlichen" Charakter hat. In Periode I und II fehlt dieser Charakter der realen Sexualbetätigung und kommt nur der phantasierten zu (wer den größeren Penis hat, wird bloß festgestellt, sexuelle Folgerungen werden nicht gezogen). Das gleiche gilt für die Tätigkeit des Vereins. Diese ist so gut wie gänzlich phantasiert, der Inhalt der Phantasien ist aber zum Teil die Bedeutung, die Wichtigkeit des Vereins. Wenn man das Ausmaß solcher Tagträumereien noch größer annimmt als ausdrücklich berichtet wird, so wird auch ein recht unklares Stück des Vereinslebens ein wenig verständlicher. Wenn der Verein nämlich seinem phantasierten Wesen und Wert entspräche, dann hätte er sorgfältig ausgearbeitete, wohl erwogene Statuten und allerhand Maßnahmen zur Geheimhaltung, Sicherungen gegen Verrat nötig. Es steht also auch hier

die dargestellte Tagträumerei, wie man sagen könnte, unter der Wirkung der allgemeinen wunscherfüllenden Funktion des Phantasierens. In Periode IV tritt zu dieser phantasierten Realität noch eine freilich recht spärliche Realität, es wurden einige Vorträge gehalten. Das Auftreten dieser Tätigkeit deutet eine gewisse Veränderung in den Tiefen des Vereins an.

Da wir uns keineswegs begnügen können — wie in diesem Bande an vielen Stellen nachgewiesen ist und ich in einer kleinen Arbeit über Schülervereine[1] vor längerer Zeit angedeutet habe — die Tatsache der Jugendvereine auf den „Geselligkeitstrieb" der Jugend zurückzuführen und auch der „Machttrieb", Wunsch nach Ansehen und dergleichen zu komplexe Phänomene sind, um als letzte Erklärungsgrundlage zu dienen, müssen wir versuchen, auch in diesem Falle die gefragte Erscheinung im Zusammenhang mit dem gesamten Affekt- und Triebleben der Jugendlichen zu betrachten. Die Gleichstimmigkeit zwischen Rubrik 5 und 3 haben wir eben nachgewiesen, es erübrigt noch, diese beiden Tatsachen in einen inneren Zusammenhang zu bringen.

Die Sexualbetätigung in Periode I/II ist jedenfalls unbefriedigend. Von den Sexualwünschen findet nur einer — und zudem nur ein Vorlust bietender — Erfüllung, obendrein seltene und „gehemmte" Befriedigung. Alle anderen Wünsche oder Komponenten sind von adäquater Befriedigung ausgeschlossen, demnach in Verdrängung oder Sublimierung geraten. Die Periode III zeigt die Verdrängung noch ein Stück weitergegangen: auch die Exhibition wird aufgegeben. In der Vereinstätigkeit ist es das Element des tagträumerischen Bemühens um den Verein (Statuten, Namen), die Phantasie von der Gefahr der Entdeckung und dergleichen, das in III fehlt, sonst aber vorhanden ist. Wir dürfen also annehmen, daß der Wechsel im Verhalten zu den Vereinstätigkeiten in einer gewissen Beziehung zu der Sexualbetätigung steht, indem die teilweise Befriedigung starke Phantasien, die volle Versagung starke Tätigkeit zur Folge hat. In Periode I/II und IV gelangt die reale Sexualbetätigung nicht an ihr orgiastisches Ende. Statt dessen tritt verstärkte Tagträumerei ein: Die peinlich genauen Statuten, die ausführliche Überlegung des „schönsten" Namens, die Erfindung der Geheimschrift bezogen also ihre Energie vom Verdrängungsaufwand und richteten sich nicht gegen Verfehlungen der Mitglieder am Verein, sondern an sich selbst, nicht gegen Entdeckung des Vereins, sondern des Masturbationswunsches. (Man gestatte diese ungenaue, ja falsche Ausdrucksweise: das Material macht die Anwendung einer präzisen Terminologie nicht schlüssig.) Im Inhalt dieser

[1] Zeitschrift für angewandte Psychologie, Band XI.

Tätigkeit kommt das Verdrängte wieder: Schwur und Geheimschrift halluzinieren ja das Tun des Verbotenen und Geheimen. In Periode III liegen die Verhältnisse komplizierter, aber auch aufschlußreicher. Hier ist die Sexualbetätigung völlig verschwunden, wir können aber kaum von ihrer Verdrängung sprechen. Denn nach wenigen Wochen wird sie wieder aufgenommen; zudem sehen wir in den Vereinsbetätigungen nicht das Auftreten neuer Wiederkehren des Verdrängten, sondern umgekehrt, die Phantasien, die das Resultat der Verdrängung waren, sind sehr in den Hintergrund getreten, sie sind wie aufgezehrt von der starken Aktivität dieser Epoche. Wir können daher sagen: der Masturbationswunsch bleibt verdrängt (mit jener einmaligen Ausnahme); die exhibitionistischen Wünsche aber sind sublimiert in energische Vereinstätigkeit. Genaueres läßt sich bei der noch herrschenden Unklarheit des Begriffes Sublimierung nicht sagen. Vielleicht darf aber eine Vermutung gewagt werden. In der unter Verdrängungsdruck stehenden exhibitionistischen Situation ist ein stark lustbetonter Faktor: die Konstatierung der Größe des Penis. Aus dieser Konstatierung flösse die Konsequenz, sich ihr entsprechend zu verhalten, bzw. als Ersatz zu masturbieren. Statt dessen weist der Inhalt der Vereinsbetätigung agressive, auf Stolz und Sicherheit beruhende Handlungen auf, und verschiedene Unternehmungen, die dahin tendieren, die körperliche Kraft und Schönheit zu vermehren, Stolz und Sicherheit zu verankern; also Konsequenzen aus der konstatierten Tatsache der Größe des Penis oder Bemühungen, die Konstatierung, soweit sie nicht ganz befriedigend war, in Zukunft so machen zu können. Es ist also nicht der ganze Wunschgehalt verdrängt, sondern nur ein Teil, der durch Masturbation zu umgrenzen wäre. Die Freude am Penis bleibt bestehen, führt aber doch nicht zu häufiger Wiederholung der Exhibition, sondern zu einer Zielablenkung. Die Sublimierung lehnt sich also an einen gerade noch ichgerechten Bestandteil des unter Verdrängungsdruck stehenden Wunschganzen an. Vermutlich ist das ein Vorgang, der für die Mechanik der Sublimierung typisch ist.

Die Berücksichtigung einiger Details gestattet uns einen kurzen Einblick in eine tiefere Seelenschichte. Es darf nicht übersehen werden, daß wir es mit jüdischen Knaben und einem jüdischnationalen Verein zu tun haben. Die Ideologie unseres Vereins ist wie die aller ähnlichen jüdischnationalen Organisationen, deren es seit zwei bis drei Jahrzehnten zahllose gibt: sie zeigen, daß die Juden auch mutig, körperlich stark und dergleichen sind. Der Eintritt in den Turnverein wird ausgesprochenerweise zum Zwecke der Verwirklichung dieser „Regenerationsidee" vollzogen. Das korporative Auftreten, die Solidarität bezieht sich auf nichtjüdische Schüler und Lehrer.

Der Boykott ist gegen einen Unbeschnittenen gerichtet, der einen Beschnittenen angegriffen hatte, und die dritte Periode setzt ein mit der Abwehr eines vermeintlichen antisemitischen Angriffs, in dem es sich wohl nicht ganz zufällig um den Otto anvertrauten Schlüssel handelt. Die Gründung des Vereins, seine Inhalte und Betätigungsformen sind in einem gewissen — nicht näher feststellbaren — Maß vom Kastrationskomplex bedingt.

Von der affektiven Gesamtstruktur der Vereinsmitglieder, in die wir den Verein einzugliedern hätten, um ihn völlig zu verstehen, wissen wir außer den zwei bereits erörterten noch eine Tatsache. Wir erfahren ihre Stellungnahme zum weiblichen Geschlecht. Otto, Markus, Karl und Ludwig haben keine — wenigstens keine manifesten — Beziehungen zu Frauen. Heinrich hat vermutlich erst nach seiner Vereinszeit, übrigens nicht nennenswerten, Verkehr mit Prostituierten; Richard desgleichen, aber in größerem Maße. Hans und Joachim hatten schon zur Zeit des Vereins „Damenbekanntschaften". Otto, Markus, Karl und Ludwig standen demnach zur Zeit der Vereinsgründung im Stadium homosexueller (narzißtischer) Objektwahl und blieben es einen guten Teil der Pubertät hindurch. Richard und Heinrich standen mindestens unmittelbar vor dem Übergang zur heterosexuellen Objektwahl. Hans und Joachim hatten sie vollzogen. Bemerkenswert ist nun, daß sich Hans, Joachim und Heinrich im Verein nicht halten, daß festester Zusammenhalt aus der Zeit berichtet wird, wo Otto, Karl und Markus den „Dreimännerverein" ausmachen, und Ruhe in der Zeit, wo Richard im Hintergrund ist und die vier Homosexuellen, wie wir abgekürzt sagen wollen, wieder allein sind. Ludwig war eineinhalb Monate nicht im Verein, aus „Familiengründen" nach einem Kampf um Ehrgeizmotive ausgetreten. Was bedeuten diese Kämpfe? Sie tendieren offenbar dahin, den Verein für alle heterosexuell Entschiedenen zu sperren oder sie auszuschließen. Denn diese Eigenschaft dürfte dem Idealich fehlen, das im Verein verwirklicht werden sollte. Ob damit ausgesprochen ist, daß die homosexuell-narzißtische Bindung der determinierende Faktor für die Bildung des Vereins und seine Erhaltung ist, kann nicht entschieden werden. Die Kämpfe der „Radikalen" in der dritten Periode lassen eher ein komplizierteres Verhältnis annehmen. Vielleicht bekämpfen sie bloß die Versuchung.

Ein Knabenbund in einer Schulgemeinde

Von **Wilhelm Hoffer**

Einführung.

Wir beschreiben hier einen Fall kindlicher Gesellung, den wir in einem Heim[1] für dreihundert Ganz- und Halbwaisen beobachtet haben. Die im täglichen Verkehr gemachten Beobachtungen der Lehrer und Pfleger und die Aufzeichnungen der Führer und Mitglieder des Vereines lieferten ein Material, das geeignet schien, nach Ordnung und Bearbeitung der wissenschaftlichen Jugendforschung zur Verfügung gestellt zu werden. Das Ordnen des Materials, die beschreibende Darstellung und zusammenfassende Gruppierung wurden ebenso ausschließlich für spätere, umfassendere jugendkundliche Arbeiten vorgenommen, wie die Erklärungsversuche und Beweisführungen nur tiefer gehende und erfolgreichere Arbeiten vorbereiten und erleichtern sollen.

Um das Verständnis des folgenden Materialnachweises nicht in Frage zu stellen, nehmen wir der ausführlichen Schilderung vorweg, daß es sich um eine Art militärischen Bundes von zwanzig Knaben im Alter von zehn bis sechzehn Jahren handelt, den sie mit einem Zwanzigjährigen, respektive Zweiundzwanzigjährigen (dem Verfasser)[2] spontan gebildet hatten. Der Bund bestand als solcher fünf Monate. Eine Gruppe von Turnern, aus denen er hervorging, hatte sich einen Monat früher gebildet; der Verein hörte mit dem Abgang der Führer aus dem Heim auf zu bestehen, ohne daß dadurch der persönliche Verkehr der Mitglieder mit den Führern abgebrochen wurde.

Vorbemerkung zum Material und den Methoden.

Das Material zu dieser Arbeit lieferten: 1. Beobachtung. — 2. Dokumente. — 3. Aussagen. — 4. Messungen.

Ad 1. Die Beobachtung aller Vorgänge, sowohl auf das Ganze des Vereines bezüglich als auch auf einzelne der Mitglieder, wurde von der Gründung (15. Oktober 1919) an durch beide Führer durchgeführt. Sie erstreckte sich auf alles spontane Tun und Sprechen einzelner Mitglieder und auf das Verhalten des Vereines (der Turnergruppe) im Ganzen. Die Beobachter waren teils passiv, — das dadurch

---

[1] Kinderheim Baumgarten in Wien des American Joint Distribution Comitee. Näheres über das Heim und den in ihm unternommenen Versuch mit neuer Erziehung siehe Dr. Siegfried Bernfeld, Kinderheim Baumgarten. Berlin 1921.

[2] Zur Verknüpfung der Person des Verfassers dieser Arbeit mit der eines Führers des Vereines wird im folgenden Abschnitt und im Abschnitt „Die Führer" Stellung genommen werden.

gelieferte Material ist einwandfreier der Bearbeitung zu unterziehen gewesen — teils aktiv, — die bei diesen Anlässen gemachten Beobachtungen dürften weniger genau sein — abgesehen von allen anderen Umständen, die eine objektive Beobachtung unter derartigen Bedingungen verschleiern.

So weit wir es mit dieser Art von Beobachtung, die sich auf Reproduktion gemachter Wahrnehmungen unter subjektiver Anteilnahme des Beobachters (vorzüglich der des Verfassers) an den abgelaufenen Geschehnissen erstreckt, zu tun haben, können wir von Selbstbeobachtung sprechen. Wie weit wir dieser Selbstbeobachtung, die sich auf eine Gruppenpsyche bezieht, den Platz der eigentlichen Selbstbeobachtung einräumen, ist für diese Arbeit nicht entscheidend, da in ihr objektive Tatbestände und dokumentarisches Material bei jeder Beweisführung heranzuziehen hinreichend Möglichkeit geboten ist.

Der Zweck der Beobachtung war durch zehn Wochen hindurch kein ausgesprochener. Erst am 1. Jänner 1920 wurde die Beobachtung durch die Führer intensiver geführt und vom Verfasser auf Grund der Eigenbeobachtung und Mitteilung sorgfältiger registriert, mit der Absicht, das durch die Beobachtung gelieferte Material der späteren Bearbeitung erfolgreicher zugänglich zu machen; die Intensität erstreckte sich vor allem auf unmittelbare Registrierung alles Geschehens und auf einzelne besondere Beobachtungen an einzelnen Mitgliedern, die hier nur nebenbei Erwähnung finden sollen. Die Beobachtung durch die ersten zehn Wochen hindurch und auch ein Teil der späteren wurde zum großen Teil aus dem Gedächtnis reproduziert. Alle registrierte Beobachtung wird unter dem dokumentarischen Material erwähnt. Dort, wo Handlungen von Erwachsenen oder den Führern provoziert wurden, ist dies ausdrücklich bemerkt. Neben den Führern und dem Heimleiter beteiligte sich ein Teil des Lehrkörpers und des Pflegepersonals indirekt an der Beobachtung insoweit, als sie Mitteilungen über das Verhalten einzelner Kinder machten.

Die monatelange Beobachtung von zwanzig zehn- bis sechzehnjährigen Knaben nicht nur durch Minuten in einem Experimentiermonat oder wenige Stunden des Tages in einer Schulklasse erfordert in der Registrierung andere Methoden als die bisher üblichen. Damit sei es erklärt, wenn der gedächtnismäßigen Reproduktion von Beobachtungen trotz aller mit Recht zu machenden Einwände ein verhältnismäßig großer Raum gegeben ist.

Ad 2. An dokumentarischem Material lagen uns eine Anzahl Meldungen (geschrieben von Mitgliedern), Zeichnungen, Skizzen, von den Knaben selbst angefertigt, das „Buch der Arbeit", vom Verfasser geschrieben, und das sehr ausführliche Befehlsbuch vor. In diesem sind nicht nur die Diensthabenden genannt, auch alle Verordnungen, Befehle, Bekanntmachungen etc. etc. sind dort verzeichnet. Es wurde von einem der Knaben als „Schreiber" geführt und erst nach dessen Abgang vom Führer übernommen und fortgeführt. — Ein Zettelkatalog, vom 10. Jänner bis 25. Februar geführt, registrierte alle Ereignisse, Handlungen etc. etc. nach ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge; ihm parallel wurde ein Katalog geführt, der die Beobachtungen an einzelnen Knaben registrierte. Beide zusammen ergeben über diese Periode (der Registrierung) ein übersichtliches und detaillierteres Bild.

Ad 3. Bei Aussagen der Knaben haben wir zu unterscheiden solche, die spontan gemacht wurden und hier als Beispiele zitiert werden, und solche, die das Ergebnis einer Umfrage nach der Auflösung des Vereines waren. Bei dieser Umfrage wurde außer nach den Personaldaten auch nach den Freundschaftsverhältnissen gefragt. Ergebnisse und Modalitäten dieser Umfrage sind im Kapitel „Freundschaften" mitgeteilt.

Ad 4. Durch Messungen wurden die Körpergrößen der Mitglieder festgestellt.

Das so gesammelte Material wurde einige Zeit nach der Auflösung des Vereines dem Heimleiter Dr. Bernfeld übergeben, der dann dem Verfasser die Bearbeitung des Materials antrug.

Die Methodik der Bearbeitung ergab sich nach zwei Gesichtspunkten: Ordnen des Materials, vor allem, um es späterer Forschung zugänglich zu machen, in solcher Hinsicht, daß das dem Jugendverein Charakteristische vor allem anderen den Vorzug erhielt; und Verarbeitung des Materials mit den bisher üblichen Methoden. — Dabei haben wir der zahlenmäßigen Darstellung und der Beweisführung durch sie, wo immer das Material danach beschaffen war, Raum gegeben. Es ist zu hoffen, daß spätere Untersuchungen diesbezüglich wesentlichere Fortschritte aufzeigen werden. — Diese Arbeit stellt des weiteren einen Versuch dar, die Forschungsergebnisse der Psychoanalyse der Jugendforschnng nutzbar zu machen.

Chronik.

Am 15. Oktober 1919 verlegte das amerikanische Hilfskomitee drei Waisenheime Wiens in Teile eines ehemaligen Kriegsspitals, um dort den übersiedelnden zweihundertundvierzig Ganz- und Halbwaisen (zum großen Teil Flüchtlingskindern) allseitige Hilfe gewähren zu können. Diese zweihundertundvierzig Knaben und Mädchen im Alter von drei bis sechzehn Jahren, nach Geschlecht und Alter ziemlich gleichmäßig verteilt, waren zum großen Teil erst im Laufe der Kriegsjahre in den genannten drei Waisenheimen gesammelt worden. Die Verlegung in das neugegründete Heim war zum Teil wirtschaftlich begründet, zum Teil sollte damit die bisher übliche philantropische Waisenversorgung auf ein höheres soziales und pädagogisches Niveau gestellt werden. Die Kinder waren durch jahrelange, meist unmenschliche „Flüchtlingsfürsorge" körperlich und geistig verwahrlost, der größere Teil begabt, doch mißtrauisch und verschlossen. Die Symptome eines gestörten Affektlebens, die gehäuft unmittelbar beim Einzug in das Heim sich zeigten, boten den zwanzig Erwachsenen, denen die Aufsicht und Versorgung übertragen war, trotzdem keine allzu große Überraschung. Den Beobachtern entging es nicht, wie allen voran an Beweglichkeit, List und Fertigkeit, mit der zum Beispiel eine zweite Portion beim gemeinsamen Essen erschwindelt wurde, sich eine Gruppe meist zwölf- bis vierzehnjähriger Knaben hervortat. Intensives Fußballspiel, hemmungslose Masturbation, Raufsucht schienen allein ihr Affektleben zu beherrschen, das sich nur während der Mahlzeit ganz auf diese erstreckte. Dies konnte im ununterbrochenen Zusammenleben tagelang immer wieder einwandfrei beobachtet werden.

Diesen Kindern wurde von den Erwachsenen, denen Erziehung und Unterricht übertragen worden war, nach wenigen Tagen eine „freie Verfassung" gegeben. Die Ältesten (Vierzehn- bis Sechzehnjährigen) übernahmen Teile der Administration, sie wählten sich ihre Ordner (meist Zwölf- bis Vierzehnjährige) und begannen, von Erwachsenen beraten und beeinflußt[1], langsam und während der ersten Zeit immer sehr mißtrauisch das Heim selbst in Ordnung zu bringen. Aus der Fülle neuer Eindrücke, Möglichkeiten sei dies hervorgehoben: jeder hatte freie Entscheidung in allen Dingen seines Lebens; doch war er den von der Versammlung Aller gegebenen Gesetzen und dem von ihr eingesetzten Gericht unterworfen. Aus dieser Konstellation formaler (so schien es die ersten Tage) Neuerungen, denen jeder Wert an sich fehlte, hat sich, auch dem naivsten Beobachter sichtbar, eine psychische Neugestaltung ergeben, die nach nicht allzu langer Zeit — etwa drei bis vier Wochen — bestimmte Formen annahm. Wurden die meisten der Neuerungen von denen, die noch nicht neun Jahre alt waren, ignoriert und sogar laut abgelehnt, so war hingegen an den älteren, also den Zehn- bis Sechzehnjährigen, dies zu bemerken: Ehemals auf sich allein oder auf eine ganz beschränkte Gruppe eingestellt, begannen sie sich langsam und mißtrauisch, doch ohne jeden Schein von Unterwürfigkeit, einzelnen der Erwachsenen, meist Lehrern oder Lehrerinnen, anzuschließen. Die Inhalte der Gespräche waren von seiten der Kinder meist Klagen über schlechte Kleidung, Schuhe, über wenig Essen, nach einiger Zeit auch über die Personen, welche sich nicht derselben Umgangsformen bedienten wie die auf dem Boden der „Schulgemeindeverfassung" stehenden Lehrer. So wurden einzelne Lehrer mit einzelnen Kindern oder Gruppen bekannt und befreundet. Die konkreten Inhalte dieser Freundschaften waren primitiv. Keine von ihnen hatte — zum mindesten bewußt — eine soziale Funktion im Ganzen des Heimes. Eine Ausnahme bildete nur eine Gruppe Dreizehn- bis Sechzehnjähriger, unter ihnen der Schülerausschuß, die mit dem Leiter des Heimes einigemal wöchentlich abends nach Auseinandersetzungen über verschiedene Themata die Vorgänge, Einrichtungen, Wirkungsmöglichkeiten und Notwendigkeiten im Heime besprachen. Wenn überhaupt — so war das Wirken dieser Gruppe still, ohne Kontrolle und Beobachtung. Die Kinder erhielten im Heime Unterricht; Bewegungsfreiheit etc. stand ihnen hinreichend zur Verfügung. Innerhalb des Heimes gab es anfangs keine Verhältnisse, Bindungen oder Ähnliches, die an den Typus Vater, Mutter — Kind, Freund, Kamerad oder dergleichen erinnerten. Nur der Typus „Herr", nicht in der Bedeutung Besitzer, sondern Gewaltiger, schien den Kindern bekannt und vielleicht sogar erwünscht.

Die Verwahrlosung der Kinder zeigte sich unmittelbar nach ihrem Einzug zum Beispiel dadurch, daß sämtliche Kleider und Schuhe rücksichtslos verunreinigt und zerstört wurden, ein Teil der Einrichtungen des Speisesaales und der Schule nach wenigen Tagen verschwunden oder vernichtet war, daß die Klosette nicht benützt

[1] Nähere Angaben sind in dem oben genannten Buche des Heimleiters Dr. Bernfeld zu finden; hier sei nur ausdrücklich betont, daß es der Erziehungsgesinnung des maßgebenderen Teiles der Lehrerschaft entsprach, die Kinder möglichst wenig bewußt oder absichtlich zu beeinflussen.

wurden und es einiger Zeit und des vollen Einsatzes von Lehrern und einiger Dreizehn- bis Sechzehnjähriger (meist Mädchen) bedurfte, um das Heim nur einigermaßen sanitär zu sichern.

Am zweiten Tage nach der Ankunft der Kinder im Heime forderte der Verfasser, der als Lehrer im Heime tätig war, einige Knaben auf, mit ihm zu turnen (es war die Zeit vor dem Frühstück, das noch nicht fertiggestellt war). Sofort fanden sich zirka vierzig Knaben, die von anderen zum Teil herbeigerufen waren, in einem am Schlafsaal gelegenen Zimmer ein. „Ich bitte einen Moment um Ruhe — — Schaut mal alle, bitte, hierher — — so jetzt rufe ich ‚Achtung!' und jeder steht mal ganz ruhig — — aber ganz ruhig, wie ich, da." Leicht war es dann, standen sie einmal ruhig — und zwar freiwillig ruhig — sie zum Turnen zu formieren. Dabei fiel am ersten und dem folgenden Tag schon Merkwürdiges auf. Formierte der Vorturner aus dem Haufen Jungens selbst das Glied, stellte er sie also der Größe nach auf, so blieben sie ruhig stehen; ließ er die Burschen sich selbst anstellen — und am Anfang tat er dies so — so mußte er oft eine kleine Rauferei mitansehen, jedenfalls viel Unruhe und Lärm anhören und immer wieder auf die Bedeutung des „Achtung" verweisen. Die Erklärung für die Unruhe konnte man sehen. Die größeren Jungen — zirka Dreizehn- bis Vierzehnjährigen — wollten nebeneinander stehen, ließen keinen der jüngeren in ihren Abschnitt; dagegen bildeten die kleineren keineswegs eine eigene Reihe. Die meisten hatten das Bestreben, möglichst nahe den Großen zu sein, nur ganz wenige stille, ruhige Knaben drängten nicht um den Platz; sie waren zufrieden, am anderen Ende stehen zu dürfen. Da der Vorturner (Verfasser) weder zu experimentieren noch auf Kosten des sachlichen Erfolges irgendwelche Beobachtungen zu machen gedachte, brachte er es schon am vierten Turntage ungefähr dahin, daß sich die Burschen der Größe nach formierten. Die Knaben hatten sich an diesen Tagen unaufgefordert einige Zeit vor dem Frühstück in einem bestimmten Raum eingefunden und dort gern und freiwillig bis zum Glockenläuten, das zum Frühstück rief, geturnt. Dabei fiel nie ein Schimpfwort, die Knaben wurden gebeten und baten, sie standen stramm und ruhig beim Turnen und die „Großen" ließen es sich nicht nehmen, während der Rast oder nach dem Turnen, mit dem Vorturner Arm in Arm wegzugehen. Dies wurde schon am vierten Tage beobachtet. Am fünften Tage nahm der Vorturner — wie er begründete „aus turntechnischen Gründen" — eine Teilung vor. Es gab von da an die „Großen", zirka Zwölf- bis Vierzehnjährige, und die „Kleinen", Zehn- bis Elfjährige. Der Turnbetrieb war unregelmäßig, nicht irgendwie obligatorisch, und wurde, sobald die Zeit zwischen Aufstehen und Schulbeginn verkürzt wurde, oft des abends durchgeführt. Dabei sahen die „Kleinen" gern den „Großen" zu und einzelne äußerten den Wunsch, lieber zusehen zu dürfen als selbst zu turnen. Es schien, daß ihnen das Funktionelle abgehe; die Großen waren nach zirka einer Woche nicht nur Turner, sondern man sah ihnen zu, wenn sie turnten (bald fanden sich auch Mädchen zum Zusehen ein), einer oder der andere half sogar dem Vorturner, wenn er mit den Kleinaren turnte. So fiel eines Tages während des Turnens mit den Großen von einem von ihnen das Wort „Vorturner". Es dürfte sich um eine Besprechung der Turnstunde der Großen und der Kleinen gehandelt haben. Damit schien nach zirka vierzehn-

tägigem Turnen ein wesentlicher Schritt für die Großen und auch für die Kleinen getan. Die „Großen" wollten viel, oft und schön turnen, um es „den anderen zu zeigen". Die „Kleinen" turnten nunmehr überhaupt seltener und sahen lieber den „Großen" zu. — Zum erstenmal geschah es da, daß von den „Großen" die Tür, die zum Turnraum führte, abgesperrt und der Wunsch geäußert wurde, niemand solle zusehen, bis sie etwas könnten. Der bisherige Vorturner (Verfasser), den wir von nun ab „Führer" nennen wollen, wurde in diesen Dingen vor vollzogene Tatsachen gestellt. Daß die Beziehungen der Knaben untereinander nunmehr inniger wurden, fiel auch dem Unbeteiligten auf — wenn er nur auch dem „Kleinlichen" Beachtung schenkte. Besonders die Stellung des „Führers", der weder diesen noch einen anderen Titel führte, war nunmehr eine andere. War früher das übliche Klagen: „Herr H., immer turnen Sie mit den Kleinen, nie mit uns" (und umgekehrt), so gehörte er nunmehr fast ausschließlich den „Großen". Die Beziehungen waren so, daß die Großen sich bemühten, ihn bei allen Gelegenheiten des Beisammenseins (Speisesaal, Schulgemeinde, Gerichtssitzung) in ihrer Mitte zu haben. Wenn auch noch nicht sehr höflich, so wurde er doch vertrauens- und rücksichtsvoller behandelt als der Großteil der übrigen Erwachsenen.

Drei Momente also haben wir bisher herausgehoben, die sich unserer Beobachtung darboten. Es sind dies 1. das Turnen schlechthin (Strammheit, Unterordnung, Zwang, Rhythmus usw.). 2. Abspaltung der Großen zur Vorturnergruppe, verbunden mit a) Erhöhung des eigenen Ansehens (Vorturner sind nur Große, im Gegensatz zu den Kleinen, die nicht Vorturner sein können), und b) der aus diesem abgeleiteten ersten sozialen Funktion, nämlich Übernahme der Turnausbildung bei den „Kleinen" durch einzelne der Großen in Form des „Mithelfers". 3. Die Stellung des früheren Vorturners und Lehrers, die sich rasch zum „Führer" gestaltete: Einerseits restlose Unterordnung, Gehorsam und Anhänglichkeit, andererseits dessen bewußte Separierung von den „Kleinen", herbeigeführt durch die offensichtlichen Maßnahmen der „Großen".

Diese drei Energiequellen dürften es erklärlich erscheinen lassen, daß einzelne Knaben der Vorturnergruppe ohne Zwang und, wie sie äußerten, „aus Liebe zum Führer" oder „weil wir eben die Vorturner sind", dem Verwaltungspersonal oder einzelnen Lehrern, die mit der Einrichtung des Heimes (die ja erst nach Monaten als abgeschlossen zu betrachten war) beschäftigt waren, helfend beisprangen, sich zu kleinen Botengängen und kleinen Dienstleistungen freiwillig erbötig machten. Die aus diesen Leistungen von den Knaben selbst den Erwachsenen gegenüber abgeleiteten Forderungen erstreckten sich — merkwürdig genug — nur dann auf Ausfolgung von Essenszubußen, wenn es sich um Dienst für die Verwaltung handelte. Mit weiteren Diensten hatte aber nur der zu rechnen, dem eine „anständige" Umgangsart, für die die Knaben einen überraschend guten Instinkt hatten, geläufig war. So war die Pflegeschwester S. bald allgemein boykottiert, während anderen jederzeit gern jeder Dienst geleistet wurde. Eine Stunde Möbeltragen an einem Nachmittage, von einem großen Teil der Vorturner geleistet, und die von ihnen gemachten Bemerkungen — im folgenden Teile geschildert — lassen es unzweifelhaft erscheinen, daß zu diesem Zeitpunkt den Knaben eine besondere Form ihres Tuns angemessen war, in die auch

gleichzeitig ihre psychische Komplexität zu drängen schien. Das schien auch Außenstehenden klar und wurde von Unbeteiligten — wie mir später mitgeteilt wurde — geäußert: Die Vorturner waren weit mehr als Zweckverband und die Triebkomponenten waren derart oder so mächtig, daß sie bald über die Form eines turnerischen Zweckverbandes oder Kameradenbundes hinausführten und eine soziale Funktion von großer Tragweite übernahmen. Die nunmehr zu beschreibende Form war von nun ab im großen und ganzen eine konstante mit variablem Inhalt; dies nicht nur in Bezug auf die chronologische, sondern auch mit Bezug auf die interindividuelle Reihenfolge der Entwicklung.

Die bisherige Betrachtungsweise hat sich nicht nur auf bloße Berichterstattung beschränkt. Sie hat vielmehr dem Teil vorgegriffen, der sich mit der Auflösung und Erklärung der Triebkomponenten und den aus Dokumenten ersichtlichen Bewußtseinsinhalten der Beteiligten zu befassen haben wird. Nunmehr sollen derartige Exkursionen unterlassen sein. Ausschließlich die äußere Geschichte des empirischen Vereines sei darzustellen, wie sie uns Beobachtung und Dokumente zeigen und soweit es uns zum Verständnis der später zu behandelnden Probleme nötig erscheint.

Das am 21. November angelegte Befehlsbuch berichtet von der Gründung des „freien Hilfsbataillons des Kinderheimes Baumgarten". Es bestellt für den ersten Tag den bisherigen „Führer" (Vorturner) zur Inspektion, einen bisherigen Turner resp. Vorturner zum „Rufer", zwei als Bereitschaft. Es berichtet, daß der Leiter des Heims das „Oberkommando" übernommen hat, daß die „Führer noch zu wählen sind". Es wird vom Dienst des „Zuges", des „Rufers" und der „Bereitschaft" gesprochen. — Dies alles ist als Resultat zweier vorangegangener Abendbesprechungen anzusehen. Soweit aus Erinnerung nachweisbar, wurde nach einem Gespräch, das Vorturner mit dem Führer über Lohn und Arbeit führten, — auf Anraten des Führers — beschlossen, daß die bisherigen Vorturner eine „Hilfsgruppe" bilden. Sie sollte turnen, stramm sein und, wo es nötig ist, Hilfe leisten. Namen und Diensteinrichtung wurde nach Aussprache vom Führer vorgeschlagen. Ein fünfzehnjähriger Vorturner, vor seiner Flucht aus dem Kriegsgebiet Mitglied der jüdischen[1] Scoutorganisation „Ha-schomer" (der Wächter), gab dem Ganzen einen nationalistischen Einschlag, indem er am zweiten Tage nach der offiziellen Gründung (die nicht irgendwie gefeiert oder sonstwie bekannt gemacht wurde) die hebräische Kommandosprache vorschlug und durchsetzte. Der Name wurde in Histadruth-Haschotrim (Vereinigung der Wächter; — abgekürzt von nun ab H. H.) geändert. Der Führer hieß Manhig (Führer), der Rufer Machris. Bereitschaft und ein Teil des Kommandos blieb „einstweilen deutsch".

Das Befehlsbuch wurde vom fünfzehnjährigen Franz geführt. Es schreibt dem Machris (Rufer) folgende Dienste vor: „Dienst des Rufers: Der Rufer tritt seinen Dienst abends beim Befehl an und meldet sich beim Inspektionsoffizier. Er achtet darauf, daß sich niemand innerhalb des Bereiches unserer Baracken herumtreibt. Er sieht nach, ob alle Fenster geschlossen sind. Bis zur Einrichtung des Wachzimmers geht der Rufer längstens um halb neun zu Bett. Nach dem Frühstück meldet er sich beim

[1] Das Heim war ein ausschließlich jüdisches.

Kommando und beim diensthabenden Offizier und begibt sich — solange das Wachzimmer noch nicht eingerichtet ist — in die Klasse. Nach der Jause meldet er sich wiederum beim diensthabenden Offizier, führt alle getroffenen Anordnungen durch und sorgt dafür, daß alle rechtzeitig beim Befehl erscheinen, formiert sie und meldet die Zahl der Anwesenden und Diensthabenden, nachher übergibt er seinen Dienst dem nächstbestimmten Rufer. Nach Einrichtung des Wachzimmers wird der Dienst wesentlich geändert werden." (Franz hatte diesen wie die nachfolgenden Befehle bis zu seinem Abgang selbst nach einer jeweiligen Besprechung mit dem Führer geschrieben; die Diensthabenden teilte er selbst nach einer angefertigten Liste der Mitglieder ein.)

Die Bereitschaft hatte folgende Verpflichtung: „Immer bereit zu sein, wenn Hilfe nötig, jeden Abend einen Gang um das Lager, alle Fenster schließen, nachsehen, ob alles in Ordnung. Kommandant der Bereitschaft ist der Machris." Besonders am ersten Tage ist im Befehlsbuch einiges zu lesen, was in der „kommenden Woche" eingerichtet oder eingeführt werden soll, so eine „Schotrimkanzlei", Abzeichen für die Bereitschaft und den Machris. An diesen wie an den vorhergehenden Abenden wurde viel vom „Dienst" gesprochen, mit Hingebung geturnt und exerziert. Es gab dem Führer Mühe, die physisch ermüdeten Knaben vor Überanstrengung zurückzuhalten. Am zweiten Tage wurde die Bereitschaft auf Antrag des Führers um drei Mann verstärkt. „Es wollen immer alle mit die Patrouille machen," beklagten sich die Rufer der vorhergehenden Tage. Der festgesetzte Dienst war einwandfrei versehen worden; die Kontrolle darüber versahen die Knaben, vor allem Franz selbst, so daß der Führer sich nicht darum kümmerte. Die übrigen Heimeinwohner hatten von dem Bestehen des Vereines noch keine offizielle Verständigung.

Am dritten Tag stand folgendes im Befehl — vom Führer selbst geschrieben: „. . . Der Machris kann alle Burschen, die zum Kinderheim gehören, beim Verlassen des Lagers mit Paketen untersuchen. Zu dieser Verfügung muß die Einwilligung der Schulgemeinde nachträglich eingeholt werden. Wird jemand angehalten, so meldet der Machris den Vorfall möglichst bald — womöglich auch schriftlich — der Inspektion." Im Kinderheim gab es seit der Eröffnung Diebe und die H. H machte damit den ersten Schritt zu deren Bekämpfung. Von den Knaben selbst wurde vorgeschlagen, „etwas gegen die Diebe zu tun". In der nächsten Schulgemeindesitzung teilte der Führer mit, daß es „Schotrim" gäbe, und erhielt von der Schulgemeinde die Bewilligung, den bisherigen Dienst, auch die Visitierung des Gepäcks, weiterhin durchzuführen. Die Schulgemeinde bestimmte in dem betreffenden Gesetz, daß auch das Gepäck von Mädchen und Erwachsenen untersucht werden könne. Während der Ausgangsstunden nahmen zwei Knaben der Bereitschaft auf Anordnung des Machris Aufstellung am Ausgang und visitierten das Gepäck. Dabei wurde einmal eine Person des Küchenpersonals festgestellt, die Brot etc. wegtrug. Am selben Abend bat der Machris, der dies festgestellt hatte, den Führer, von der Verwaltung die nötigen Aufklärungen einzuholen. — Kleinere Arbeiten gab es täglich, sie wurden abends gesprächsweise erwähnt. Ab 24. November wurden diese Arbeiten auch beim „Befehl" gemeldet und auf Vorschlag von Emil als „Leistung" bezeichnet. Darauf

ergab sich ein Gespräch, in dem vor allen von Richard festgestellt wurde, daß es ja auch darauf ankomme, ob man eine Leistung wirklich ganz freiwillig mache, oder ob nur deshalb, weil man eben als Schoter (Wächter) helfen müsse. Deshalb wurden freiwillige Leistungen als „Leistungen mit gutem Ton" bezeichnet, zum Unterschied von „Leistungen", die von allen als Schotrim geleistet wurden.

Das Bestehen des Vereines war bisher von den Erwachsenen (soweit sie sich nicht an der Schulgemeinde beteiligten) offiziell nicht zur Kenntnis genommen worden. Erst der folgende Zwischenfall machte es notwendig, diesen Erwachsenen die Gründung mitzuteilen, und veranlaßte wohl ihrerseits nunmehr ein besonderes Verhalten gegenüber den Mitgliedern. Der Verwalter des Heimes bat einen der Führer (außer dem Verfasser war bei der Gründung des Vereines auch Herr F. als Führer von den Knaben ernannt worden), die H. H. solle Betten und Strohsäcke, die dringend benötigt wurden, herbeischaffen. Der Verwalter stellte für diese mehrstündige Arbeit eine Brotzubuße in Aussicht (die bei der unzulänglichen Nahrung gewiß nötig war). Die Knaben traten, vom Machris gerufen, zusammen, besprachen die Arbeit und führten sie durch Erst nach vollendeter Arbeit machte der Führer Mitteilung, daß von der Verwaltung eine Brotzubuße versprochen wurde. Aus unbekannten Gründen wurde diese jedoch wieder verweigert und der Knaben bemächtigte sich große Erregung, die schließlich in einem längeren Gespräch mit dem Führer dahin erledigt wurde, daß Richard zornig rief: „Wir arbeiten nur freiwillig und brauchen nichts dafür." Jeder weitere Dienst für die Verwaltung wurde abgelehnt und Simon bat den Führer, er möchte doch die Verwaltung von diesem Beschluß verständigen. Jeder weitere Dienst der H. H. für die Verwaltung wurde lange Zeit hindurch verweigert und erst später wieder aufgenommen.

Das Befehlsbuch kündet für den 26. November einen Geheimbefehl an, der vom Führer den Knaben mitgeteilt wurde. Ohne daß die Knaben wußten, worum es sich handelte, scharten sie sich in einer Ecke des Saales um ihn, alle Zuseher mußten weit zurücktreten, niemand durfte auch nur in der Nähe sein. Der Führer erzählte den Knaben von weiteren Diebstählen im Heim, worauf er und die Knaben selbst strenge Maßnahmen vorschlugen. Strenge Visitierungen, vor allem aber immerwährende Wachsamkeit jedes einzelnen wurde beschlossen. Der Machris reklamierte damals sein Recht: Wenn jemand erwischt werde, müsse man ihn sofort verständigen und nur er habe das Recht, etwas zu veranlassen, wenn kein Führer da ist. Mehrere Personen, darunter einige unbeliebte Erwachsene, wurden verdächtigt, auch solche Kinder, die sich entweder dergleichen schon in früheren Heimen hatten zuschulden kommen lassen oder dazu „fähig" sind.

Die bisherigen Ordnungsorgane im Heime waren die von der Schulgemeinde gewählten Ordner und die mit bestimmten Aufgaben betraute H. H. Am 25. November beschuldigte ein Speisesaalordner — und zwar mit Recht — drei Schotrim der Einmischung in sein Amt, im Befehlsbuch (26. November) ist zu lesen: „Der Dienst der Schotrim beschränkt sich ausschließlich auf den Raum außerhalb der Baracken, es ist daher keinem Schoter erlaubt, dienstlich die Baracke zu betreten." Bei der Ausgabe von Abzeichen am 30. November und 1. Dezember für die Diensthabenden

verlangte der Machris außerdem eine Taschenlampe, weil er ja abends beim Rundgang nichts sehe. Darauf forderten einzelne die Anschaffung von Signalpfeifen, die jeder Schoter tragen solle und durch die sie sich, „wenn etwas los ist", verständigen wollten. Richard schlägt vor, die Verwaltung solle Schneehauben, Handschuhe und Sweater für die Bereitschaft herausgeben. Emil berichtet am 2. Dezember dem Führer, es sei ein Junge ins Heim gekommen, der gestern einer Frau auf der Elektrischen das Leben gerettet habe, und der müsse doch unbedingt Schoter werden. Tatsächlich hatte Fritz, der erst ganz kurz im Heim war, eine Frau vor einem schweren Unfall behütet. Bei der Besprechung am 3. meinte Richard, man müsse ihn doch irgendwie belohnen und der Führer H. schlug den Knaben vor, man solle Fritz für immer das Abzeichen eines Machris geben oder ihm zu Ehren ein öffentliches Fest. Der Vorschlag, das Abzeichen ihm dauernd zu verleihen, fand starke Ablehnung, das Fest wurde beschlossen. Darauf ergab sich die Frage, ob denn so eine Tat als „Leistung" angerechnet werden könne, und die Knaben stellten selbständig fest, daß so etwas viel mehr sei als eine „Leistung". Überhaupt war es unklar, ob mehrstündige Arbeitsleistung als eine oder mehrere „Leistungen" zu gelten haben. Darauf half man sich mit dem Vorschlag des Führers H., mehrstündige Arbeit gelte als „Werk", ganz große Leistungen aber sollten eine „Tat" genannt werden. Darauf meinten einige, daß die Tat von Fritz selbstverständlich eine „Tat" sei; und ob man für jede Tat ein Fest veranstalten soll und ob man nicht doch lieber das Machrisabzeichen verleihen soll. Dagegen wehrten sich die anderen (der Führer nahm dazu keinerlei Stellung) und es blieb beim ersten Beschluß, also beim Fest, (das, wie hier gleich erwähnt sei, nie stattfand).

Die Dienstleistungen der H. H. häuften sich täglich. Die Knaben hatten schon früher verschiedene Verpflichtungen auf sich genommen, so z. B. das Einsammeln der Krankenmeldungen und die Ablieferung in der Schulkanzlei. Am 4. Dezember mußten die Wohnräume einer Gruppe Jugendlicher (vierzehn- bis sechzehnjähriger Lehrlinge, die im Heim untergebracht waren) visitiert werden, da einer von ihnen immer „mit Essen handelt". — Am 4. wurden an alle Schotrim Signalpfeifen verteilt. — Bisher wurde fast allabendlich geturnt und die Veranstaltung eines Schauturnens wurde vorbereitet. Es sollte mit einem Fest des Heimes verbunden werden. Die Abwesenheit eines der Führer durch kurze Zeit machte dieses Schauturnen unmöglich; der Ausfall wurde diesem Führer später noch von den Knaben vorgeworfen. Bisher waren sehr oft Arbeiten für die Schule und einzelne Personen geleistet worden; der Abgang mehrerer Mitglieder ins Ausland (mit Kinder-Auslandsaktionen) hatte zeitlich die Neuaufnahme mehrerer „Kleiner" im Gefolge, die als „zweiter Zug" „zur Probe" aufgenommen wurden. Die Probezeit war mit zwei Wochen festgesetzt worden (Befehl vom 23. Dezember). Eine große Geländeübung am 25. Dezember machte auf die Knaben großen Eindruck. Drei Monate später erzählten sie noch davon. Zu dieser Zeit wurden zwei Mitglieder Richard und Emil, in den Schülerausschuß gewählt. Am 28. Dezember übertrug die Schulgemeinde dem Machris das Amt, die Ausgabe der Ausgangszettel an Wochentagen zu kontrollieren. Zu dieser Zeit traten im Heim eine große Zahl gänzlich verwahrloster unreiner Kinder aus einem Flüchtlingslager ein, die erhöhte Aufmerksamkeit bei den

Mitgliedern fanden; häufige Diebstähle, Schwindeln beim Essen, was im Heim nunmehr völlig aufgehört hatte, waren nun wieder häufig und veranlaßten die Mitglieder, vom Führer unaufgefordert, zu strengerer Wachsamkeit. Der Machris berichtete jeweils über erfolgreiche Nachforschungen, die bei Diebstählen vorgenommen wurden.

Die neu aufgenommenen Mitglieder (Probeschotrim) sollten auf einen Zettel die Namen des Schoters schreiben, dem sie sich, „um Dienste zu verrichten", angeschlossen hatten. Im Monat Jänner gab es außer größeren Arbeiten keine berichtenswerten Ereignisse; der Verein versah seinen Dienst, die „Großen" waren im wesentlichen abends mit „Abrichtung" der „Kleinen" oder mit Turnen beschäftigt. Zu Zwischenfällen mit Ordnern der Schulgemeinde kam es nicht mehr; vielmehr war gerade in dieser Zeit ein starker Machtzuwachs der H. H. zu bemerken, der in den nächsten Kapiteln des näheren beschrieben wird. Das Zetteltagebuch schildert ausführlich größere Arbeiten am 25. und 26. Jänner: Am 25. Jänner abends wurde eine große Schneiderwerkstatt mit Nähmaschinen, Schränken und Tischen übersiedelt; die Knaben hatten es sich zur Aufgabe gemacht, möglichst rasch und ohne zu sprechen — nur der Gruppenführer von je fünf Knaben durfte sprechen — die Arbeit durchzuführen. Sie war in kürzester Zeit geleistet (25 Minuten); Rudolf sammelte auch diesmal nach der Arbeit die Knaben und marschierte mit ihnen unter Gesang in den Schlafsaal. (Rudolf ist das bereits genannte ehemalige Mitglied der Scoutorganisation Ha-Schomer) Die Arbeit für den 26., die schon am Vorabend besprochen worden war, begann frühzeitig. Als der Führer H. früh im Schlafsaal erschien, mußte er auf Veranlassung der Knaben Richard, Simon, Adolf usw. alle Schotrim wecken, damit sie rechtzeitig mit der Arbeit beginnen konnten. Gearbeitet wurde von halb acht bis neun ununterbrochen, dann war Rast. Die Knaben setzten sich wie gewöhnlich zum Führer und unterhielten sich untereinander und mit ihm. Einer von ihnen schlug dabei einen „Verschlag im Tagraum" (einen durch Bretter abgeteilten Raum) vor, hinter dem der Machris sitzen kann und dort die Ausgangszettel verteilen soll. Über Uniformen, Zelte usw. wurde viel gesprochen, Aufzeichnungen darüber liegen nicht vor. Von halb zehn bis halb elf wurde weiter gearbeitet; hernach melden sich mehrere als müde, es wird vorgeschlagen, Fußball zu spielen, und für elf Uhr festgesetzt. Detaillierte Aufzeichnungen über diese Arbeit besagen, daß der zweite Zug auch nach elf Uhr nach Arbeiten fragt, jedoch nur das leistet, was ihm vom Führer oder von Knaben des ersten Zuges angegeben war. Hingegen disponierte und vollführte der erste Zug selbständig Arbeiten.

Am 1. Februar wird der Machris beim Ordnen von Gegenständen getroffen, die aus Diebstählen, Funden usw. herrührten; er wollte sie der Verwaltung übergeben. Es entwickelt sich folgendes Gespräch: Führer: „Was machst du mit den Bürsten und Kämmen?" Machris: „No, die geben wir halt auch der Verwaltung." F.: „Ist es nicht besser, ihr gebt sie direkt den Mädchen in der Baracke 29? Sie haben eh keine." M.: „Nein, den Mädchen auf keinen Fall; schauen Sie doch, wir haben auch keine auf unserer Baracke — warum sollen alles die Mädchen haben — und übrigens haben wir das konfisziert." F.: „Das ist schon wahr — aber die Mädchen brauchen die Kämme bestimmt notwendiger als ihr, denn die haben doch längere Haare oder gebt

sie doch vielleicht der H. A.[1], die soll sie an die verteilen, die sie am nötigsten haben." M.: „Ja, gut so."

Während der ersten Tage des Monats Februar verlangten die Knaben allabendlich noch Übungen, Patrouillen im Freien. Bei einer derselben wurde eine kleine Schar vorausgeschickt, sie entfernte sich aber im Dunkel der Nacht vom Wege und überfiel unter Anführung Emils die nachfolgenden beiden Züge. Derartiges selbständiges Handeln wurde nunmehr öfter bemerkt.

Ein Ereignis am 4. und 5. Februar gefährdete zum erstenmal den Bestand des Vereines. Die Mädchen, vor allem die H. A., bereiteten für den Abend des 4. ein Fest vor. Ein Mädchen lud die Führer ein und bemerkte, es sollen nicht alle Schotrim kommen. Der Führer teilte dies mit und bat, es sollen sich die melden oder bestimmt werden, die zum Fest gehen. Hierauf spontaner Beschluß — der Urheber konnte nicht konstatiert werden — es sollen entweder alle oder keiner gehen. Abends marschierten auch die Knaben geschlossen in den Festsaal und beteiligten sich am Fest. — Am nächsten Tag nun erschienen Emil und Richard (dreizehn, resp. fünfzehn Jahre alt) beim Führer H. und beschwerten sich erregt darüber, daß sie am Abend vorher, nach Beendigung des Festes, von einem Mädchen als Schotrim beleidigt worden seien. (Das Mädchen sollte beim Weggehen der Knaben geäußert haben: „Gott sei Dank".) Diese Knaben und die, welche ihnen inzwischen nachgefolgt waren, äußerten — wie aus dem Stenogramm zu entnehmen: „Ich trete aus." „Die Schotrim sind die Sklaven." „Wir haben kein Ansehen in Baumgarten." „Wir sind nicht mehr so stramm." „Wir müssen auch ein Fest machen." Da die anschließende Besprechung zu keinem Ergebnis führte, kamen Richard und Emil mittags zum Führer und sagten, er möchte doch den Mädchen einen Brief schreiben mit der Forderung: Genugtuung, Respekt. — Eine Pflegeschwester als Abgesandte der Mädchen entschuldigte sich persönlich am Abend beim Befehl. Doch die Knaben schienen nicht ganz damit zufrieden und es entwickelte sich ein längeres Gespräch mit den Führern[2]. Nach einer größeren Geländeübung am nächsten Tag wurde dieser Vorfall nicht mehr erwähnt.

---

[1] H. A. (Histadruth Ha — Awodah) ist eine der H. H. wahrscheinlich nachgebildete Mädchenorganisation, die sich zur Aufgabe gemacht hatte, allgemein nötige Dienste, z. B. Strümpfe stopfen, Erbsen- und Bohnenauslesen usw. zu verrichten; vielleicht nur aus Reaktion auf die Machtstellung der H. H. gegründet, bediente sie sich weder ähnlicher Formen, noch brachte sie es zu einer ähnlichen Stellung im Heim, wie die H. H., oder zu solchen Freundschaftsverhältnissen innerhalb ihrer Vereinigung wie diese.

[2] Wiedergabe des Stenogramms: Emil: Ich bin dafür, wir machen eine eigene Vorstellung. Markus: Wir müssen doch auch ein wenig eine Ausnahme bilden. X.: Wir sollen uns auch einmal auszeichnen, nicht immer die Mädchen. Karl: Es ist doch ein Gesetz der Schulgemeinde, daß die Schotrim nicht beleidigt werden dürfen. Emil: Wir müssen jetzt überhaupt strengere Ordnung halten. Richard: Wir sollten eine Trommel haben, und wenn wir marschieren, möchte ich dazu trommeln. Karl: Ja, die Schotrim sollten überhaupt in einem Zimmer zusammen schlafen.

20. Februar abends eine Stunde vor der offiziellen Freitagabendfeier treffen zwei Fuhren mit Holz und Kohle ein; da keinerlei Heizmaterial im Heim vorhanden und Arbeitskräfte zum Abladen fehlen, übernimmt die H. H. diese Arbeit. Mehrere kleinere Knaben und auch einige größere, die nicht Mitglieder waren, machten sich erbötig, mitzuarbeiten; sie wurden von den Knaben energisch abgewiesen. Nur Schotrim sollten arbeiten. Nach zwei Stunden war die Arbeit beendet und an Stelle der offiziellen Freitagabendfeier, die inzwischen fast beendet war, eine eigene Feier veranstaltet.

Die folgende Zeit, vor allem die bis zum 8. März, also zirka sechzehn Tage hindurch, hatte das Heim eine Krise durchzumachen (Erkrankung des Heimleiters und mehrerer Lehrer), so daß die Führer übermäßig in Anspruch genommen waren und die H. H. etwas vernachlässigten. Ein aus Holland angemeldeter Rücktransport und die somit bevorstehende Rückkehr mehrerer Schotrim, die im November abgereist waren, veranlaßten die Burschen unter Vorwürfen gegen die Führer ernsthaft nach „Strammheit, täglichem Befehl" und ähnlichem zu verlangen. Der Dienst war bisher immer geleistet worden, trotzdem es nur selten Kontrolle gab. Mit der Rückkehr von sieben Mitgliedern aus Holland wurde der regelmäßige Befehl, Übungen, Besprechungen, Leseabende wieder eingeführt. Die große Anzahl der Mitglieder wurde öfters anerkennend erwähnt; häufiger als je verlangten die Knaben gelegentlich der Zuteilung von Betten an die Zurückgekehrten nach einem eigenen Schlafzimmer für die H. H.

An einer der nächsten Freitagabendfeiern nahmen zirka zwanzig Palästinaauswanderer teil, die durch ihre Lieder und Tänze das Interesse der Kinder voll in Anspruch nahmen. Die H. H. verlangte nach einer eigenen Feier im „Schotrimzimmer" (das um diese Zeit endlich eingerichtet worden war); beide Führer mußten dort bei verhängten Fenstern und versperrten Türen verschiedene Erlebnisse erzählen. Das Zusammenleben der Knaben untereinander und mit den Führern wurde inniger und intensiver, täglich fanden nachmittags oder abends Patrouillengänge und Übungen um das Heim, Laufen in Stafetten (immer erster Zug gegen zweiten Zug), Wettlaufen Einzelner usw. statt. Tägliche Aussprachen und Unterredungen mit einzelnen oder Gruppen über Arbeiten, Hilfsdienste, Stellung in der Schulgemeinde, vor allem aber Ausflüge und große Übungen, immer verbunden mit weitschweifenden Äußerungen von Tagträumen über Zelte, Kochkessel, Uniform, Freundschaft usw. gestalteten das Vereinsleben intensiver als je zuvor.

Hier muß nochmals auf alle Schwierigkeiten der Registrierung derartig umfangreicher Beobachtungen verwiesen werden. Es ist schlechthin unmöglich, alle Äußerungen dieser Art (Gespräche, Handlungen) so aufzuzeichnen, daß sie die Unterlage zu einer konkreten Vorstellung geben könnten. Nicht unwesentlich ist es ja, daß ein großer Teil aller Wünsche und Gespräche nicht realisiert wird, also als Tagträume bestehen bleiben und als solche eine ganz besondere Behandlung in Anspruch nehmen müssen. Damit sollen hier keineswegs die psychologischen Probleme vorweg erörtert werden; es sei ausdrücklich konstatiert, daß sich nach unserer Beobachtung dieses Stadium der Entwicklung des Vereines weit weniger noch aus Handlungen, Gesprächen, geäußerten Wünschen erklären läßt, die Deskription auf einen toten Punkt

kommt und doch die Vitalität des Vereines wertiger und intensiver zu sein scheint. Die chronologische Berichterstattung ist also für diese letzten Wochen des Bestandes der H. H. weniger wichtig als für die früheren.

Morphologie.

I. Der Verein als Ganzes.

Die Zahl der Mitglieder, (Tab. 1) respektive Vorturner, die am allgemeinen Turnen unmittelbar nach dem 15. Oktober sich beteiligten, war achtzehn. Diese achtzehn Knaben bildeten den ersten Zug des Vereines. Sie werden am 15. November durch drei Knaben als Neuaufgenommene verstärkt;

Tabelle 1: Mitgliederbewegung

Abgänge am 21. November und 21. Dezember ins Ausland hatten unmittelbar darauf (in der gleichen Woche) Neuaufnahmen zur Folge, wodurch die Mitgliederzahl immer ungefähr zwanzig bleibt. (Sofortiger Anstieg nach jedem Abfall der Kurve.) Bis zum 21. Jänner ist somit die Zahl der Mitglieder — die Übergangstage nach Abgängen nicht eingerechnet — immer neunzehn bis einundzwanzig; erst am 21. Jänner bewirkt der Ausschluß von drei Mitgliedern (solcher, die am 21. Dezember als Probeschotrim aufgenommen waren) einen Rückgang auf sechzehn. Diese Zahl wird bis zum 15. Februar, also durch drei Wochen, beibehalten und erst an diesem Tage durch Neuaufnahme von vier Knaben in den zweiten Zug auf zwanzig erhöht. —

on sechs ehemaligen Mitgliedern aus dem Ausland hat nach Wochen (15. März) eine Verstärkung auf sechsundzwanzig, den aktiv wirkender Mitglieder zur Folge.

ls zwei Monate (15. November bis 21. Jänner) hatte der Verein erzahl zwanzig, die bei zweimaligem Abgang rasch durch Neu-

Tabelle 2: Alterstabelle
——— Gesamtkurve ..... Kurve 1. XI.
– – – – „ 1. I.
—·—·— „ 1. IV.

ieder hergestellt wird. Erst durch Ausschluß von drei Mitgliedern dreiwöchiges Verharren bei einem Stand von sechzehn, dann Zunahmen durch Neuaufnahmen (15. Februar) und Rückkehr — Für drei Monate des Bestandes ist uns nunmehr eine Zahl zwanzig als konstante Mitgliederzahl maßgebend und die

Annahme ist berechtigt, daß der Verein — wir wissen nicht wozu, gar nicht weshalb — nach einer bestimmten Zahl von Mitgliedern hin orientiert war.

Tabelle 2[1] als Alterstabelle zeigt uns, daß den Hauptanteil von Mitgliedern die Dreizehn- bis Sechzehnjährigen unter absoluter Dominanz der Dreizehnjährigen einnehmen. Zwei Feststellungen sind uns nunmehr wesentlich: 1. der Verein hat trotz der gegebenen Möglichkeit, mehr Mitglieder zu zählen, die Zahl seiner Mitglieder lange Zeit hindurch beschränkt

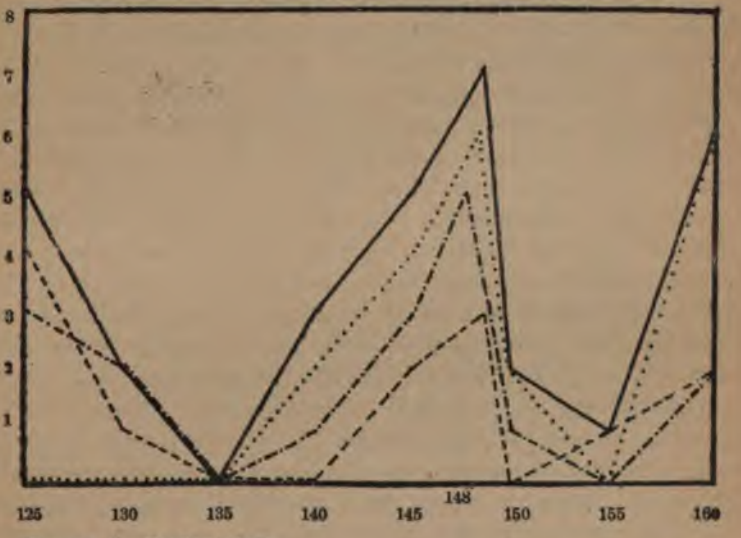


Tabelle 3: Größentabelle
——— Gesamtkurve
..... Kurve 1. XI.
– – – – „ 1. I.
—·—·— „ 1. IV.

und hat 2. Knaben einer bestimmten Altersstufe trotz ausreichender Möglichkeit Jüngere aufzunehmen, in eindeutiger Weise bevorzugt. Auch die Größentabelle (3) vom 1. November zeigt eine wesentliche Kulminierung

[1] Die Alters- und Größentabelle wurde auf Grund der Aussagen und Messungen von einunddreißig Knaben, die entweder dauernd oder vorübergehend Mitglieder des Vereines waren, hergestellt. In ihr konnten die ehemaligen Mitglieder, die sich zur Zeit der Auflösung des Vereines im Auslande oder in Spitalspflege befanden, nicht berücksichtigt werden. In der „Gesamtkurve" sind sämtliche Messungen verwertet, also auch die solcher Knaben, die z. B. nur vom 2. November bis 21. Dezember dem Verein angehörten; diese können dadurch, ohne in einer der drei anderen Kurven zu sein, in der Gesamtkurve erscheinen.

bei 148 cm Größe, so daß wir auch dieses Kriterium unabhängig von seiner Bedingtheit hier anzuführen für nötig halten.

Daß Knabenvereine, je nach dem, in ihrer Zusammensetzung bestimmte physische oder psychische Merkmale nachweisen lassen, ist dem Jugendforscher bekannt. Auch in diesem Fall scheint es feststellbar, daß der Verein nur einem bestimmten Alter entsprechend und angemessen war. Dafür neben dem bereits angeführten Material die folgende Tatsache: Alter und Größe waren — wie noch gezeigt wird — scheinbar ausschlaggebende Kriterien, jemanden als Mitglied zu zählen, seine Aufnahme zu wünschen oder abzulehnen. Die Größentabelle vom 1. November zeigt sechs Knaben, 160 cm groß — die vom 1. April nur mehr zwei dieser Größe. Zu diesen beiden muß erwähnt werden, daß sie eine offensichtlich führende Stellung einnahmen[1]. Zwei von diesen sechs meldeten sich nach ihrer Rückkehr aus dem Ausland nicht mehr beim Verein an, ohne daß der Grund ihres Ausbleibens besonders erwähnt wurde. Auch sonst ist uns kein Versuch bekannt, den andere von den zirka zwanzig Jugendlichen im Heim gemacht hätten, Mitglieder des Vereins zu werden. Es muß weiteren Arbeiten vorbehalten bleiben, die Angemessenheit einer derartigen Organisation für Sechzehnjährige (Ältere, Größere) zu untersuchen. Unsere Beobachtungen weisen vielmehr nach rückwärts, das heißt einerseits auf die Tatsache der Neuaufnahme von Kleineren (Größentabelle 1. Jänner), andererseits auch auf die Wünsche und Versuche noch Kleinerer, aufgenommen zu werden. Ein Vergleich der Größenkurven vom 1. November und 1. Jänner zeigt uns eine bedeutende Verlängerung der Kurve 1. Jänner nach rückwärts, also die Aufnahme von Kleineren. Hingegen kommt dies in der Alterskurve desselben Datums kaum zum Ausdruck. Daraus ergibt sich nunmehr eine ernsthafte Diskrepanz zwischen der oben angeführten und belegten Auswahl nach Alter und der nunmehr offensichtlichen nach Größe; denn wäre ausschließlich das Alter maßgebend gewesen, so hätten mehrere Knaben längst Mitglieder sein dürfen, da ihre Aufnahme in der Alterstabelle eine kaum merkliche Veränderung hervorgerufen hätte (z. B. drei Elfjährige). Hingegen bedeutet die Aufnahme eine Streckung der Größenkurve nach rückwärts um 15 cm — also ein unverhältnismäßig großer Unterschied der Beziehung zwischen Größe und Alter. Nach vorne hingegen ist als Maß der Aufnahmefähigkeit Alter und Größe weit enger verknüpft. Dies ergibt sich sowohl aus der Alters- als auch aus der Größentabelle, in welcher die Veränderungen bei den Sechzehnjährigen,

[1] Diese zwei sind: Rudolf, der mehrfach erwähnt wurde und öfter sogar die Führer vertreten konnte, Emil, der, wie noch zu zeigen sein wird, eine Vertrauensstellung im Verein einnahm.

respektive 150 bis 160 cm Großen, am deutlichsten erscheinen. Zusammenfassend konstatieren wir, daß nach obenhin Alters- und Größengrenze, nach unten ausschließlich die Größengrenze bemerkbar ist. Die Gruppierung um die Größenmaße 125 cm einerseits und 148 cm andererseits, läßt uns bestimmte Größenmaße als ein wesentliches drittes Charakteristikum unseres Vereines erkennen.

Bei dieser Anführung der physischen Merkmale muß erwähnt werden, daß körperliche Gebrechen in drei Fällen Grund zum Ausschluß waren (15. Jänner), sehr oft Grund der Aufnahmeverweigerung — hingegen in zwei Fällen Neuaufnahmen mit geäußertem Wohlgefallen an Stärke und Größe vorgenommen wurden (10. November und 1. Dezember).

Die von den Knaben ohne Einwirkung Erwachsener schon in der Turner- und Vorturnergruppe angebahnte Scheidung der „Kleinen" von den „Großen", hat ihren wesentlichen Erfolg in der Bildung der Vorturnergruppe und dürfte bei der Vereinsgründung nicht unwesentlich mitgewirkt haben. Zur Abspaltung der Vorturner von den Turnern führte die Fähigkeit des Turnens an sich, respektive der Mangel an dieser. Die Kleinen konnten eben nicht dieselben schwierigen Übungen machen wie die Großen. Morphologisch können wir als Fähigkeit zum Turnen primitiv konstatieren: ein Maß von Strammheit (Selbstbeherrschung usw.), Flinkheit usw., Freude am Rhythmus, Lust am gemeinsamen Turnen und viel dergleichen mehr. Mit der Konstatierung dieser Tatsachen ist aber noch nichts getan (außer ihrer Anwendungsmöglichkeit auf die Pädagogik), diese Merkmale erwiesen sich uns jedoch oft als bedeutende Lusterreger, deren Folge Intensivierung in bestimmten Formen, wie „täglicher Befehl", Übungen, Patrouillen, Exerzieren war[1].

Bravheit, Ordnung halten, „den Großen folgen, wenn man etwas sagt" (Begründung der Aufnahmen am 15. Februar), förderten — Mangel an Ehrlichkeit, das heißt Schwindeln beim Essen, Erscheinen vor dem Schülergericht, Umgang mit den der H. H. nicht gut Gesinnten (ein Fall) verhinderten die Aufnahme; ebenso Stolz, mangelnde Regsamkeit („er ist immer so faul, er ist so langsam"), Frechheit; „er ist so dumm", „er ist ja so klein — er führt sich gar nicht — er ist ungeschickt — er hat ja Angst bei der Nacht-

[1] Daß diese Formen zum großen Teil sich als Nachahmungen erweisen, berechtigt uns noch nicht, die biologischen Spieltheorien als ausschließlichen Erklärungsversuch hier gelten zu lassen. Daß die „Soldatenspiele" eben Nachahmungsspiele sind, hat uns bei den hier gestellten Aufgaben nicht viel zu besagen. Denn der Angelpunkt des Problems liegt uns beim Soldatenspielen und beim Militarismus ebenso wie bei unserem Verein in der Ergründung seiner Triebkräfte. Es scheint uns eben zum Nachahmen derartiger Formen eine besondere psychische (physische, psycho physische) Konstellation nötig, die aufzufinden unsere weitestgehende Aufgabe sein könnte.

patrouille; wenn man ihm etwas sagt, folgt er nicht," waren die Argumente, die den Ausschluß am 21. Jänner herbeiführten. Für die Aufnahme und Bewertung eines Aufgenommenen waren also neben physischen auch psychische Vorzüge erforderlich. Auf sie kann zum Teil schon nach den obigen spontanen Aussagen geschlossen werden. Dazu kommen noch jene Äußerungen, die anläßlich des Abganges einzelner ins Ausland von den Zurückgebliebenen getan wurden. So wurden während ihrer Abwesenheit (Abgang 21. Dezember) immer wieder vier Knaben erwähnt, die als Mitgründer sich hervorgetan hatten. Der „stramme Erich" — „wenn der Bruno Machris war, da war alles ganz in Ordnung — er (Bruno) ist immer mit dem Stock herumgegangen — der hat alles visitiert — damals wie der Wind war, hab' ich mit dem Bruno alle Fenster zugemacht — der Franz hat immer den Befehl schreiben müssen."

Wenn wir alle diese Aussprüche, Urteile, Wertungen und Wünsche, schließlich alle Handlungen berücksichtigten und einstweilen noch von ihrer Differenzierung innerhalb Einzelner oder Gruppen absehen, so ergibt sich allmählich das Bild des Vereines als Ganzem. Daß dieses kein konstantes, sondern ein dauernd wechselndes war, ist nicht nur in dem Wechsel der Mitglieder an und für sich ersichtlich (Reisen durch die Auslandsfürsorge), vielmehr auch wohl ebenso wesentlich aus den mannigfachen neu hinzukommenden Wertungen, die sich aus Verkehr mit Führern und Erwachsenen etc. ergaben.

In der Periode der Vorturner (15. Oktober bis 21. November) scheint als vorwiegendes Maß der Beurteilung die Dienstfähigkeit gegolten zu haben. Es fragt sich nur, ob zuerst der Dienst gesetzt war und nach ihm die Mitgliederauslese vorgenommen war — oder ob der Dienst nach den in der Vorturnergruppe wirkenden Trieben und Wünschen eingerichtet worden war, um nachher als Maßstab für die Aufnahmefähigkeit zu gelten. Darüber wird Näheres im Laufe der Untersuchung zu erfahren sein. — Wer „Dienst" machen konnte, galt; es handelte sich um den des Rufers (Machris; Wecken, zum Essen läuten, Ausgehende visitieren, Bereitschaft führen, zum Befehl versammeln), dann um den Dienst der Bereitschaft (arbeiten, helfen, nicht-ausgehen, bereit-sein, Abendgang um die Baracken, Fenster bei Wind schließen), schließlich um den Dienst aller (gemeinsame Arbeiten, Befehl, Turnen). Diese anfänglich ganz im formal-militaristischen Wesen des Vereines verankerten Leistungen wurden durch ebensolche Gegenleistungen entschädigt. Vor allem scheint der Titel „bei den Schotrim zu sein", d. h. bei der ersten geschlossenen Gruppe des Heimes, Geltung gehabt zu haben. Mitturnen zu dürfen scheint bei den Knaben gleichbedeutend mit Anerkennung körperlicher Tüchtigkeit gewesen zu sein. Die Gruppe wurde bekanntlich in

einem Gesetz der Schulgemeinde offiziell anerkannt. Nicht unwesentlich: der damals manifestierte enge Zusammenhang mit den Führern, der sich oft überaus prahlerisch, durch Arm in Arm gehen, hochmütige Bemerkungen zu Kleineren kund tat — doch scheinbar noch nicht auf einem solchen Freundschaftsverhältnis zwischen Führer und Knaben wie später basierte.

Wenn der Führer mit einem der Knaben sprach, standen sie ruhig und stramm — auch in der Schule beim Unterricht. (Dort wurde es von den Führern nie gefordert, doch freiwillig getan.) Sahen die Knaben bei den häufigen Räumungsarbeiten einen Führer mit Hand anlegen, kamen sie rasch helfend hinzu. Sie verfehlten auch nicht darauf hinzuweisen, daß sie ihren Dienst gut verrichteten und machten sich während der Arbeit bemerkbar; zu diesem dienstlichen Verkehr und gegenseitigen Interesse der Knaben und der Führer kam der persönliche Umgang. Er nahm, bei Rasten während des Turnens oder in Besprechungen beginnend, später besonders bei einzelnen Knaben immer mehr überhand. Die Knaben Richard, Simon, Julius und Karl waren es vor allem, die auffallend rasch neben dem dienstlichen ein persönliches Verhältnis zu beiden Führern aufrichteten. Dieselben begleiteten die Führer, so oft sie sie sahen, durch das Lager; sie sprachen mit ihnen nicht ausschließlich über Vereinsangelegenheiten — oft von der Schule, von der Ordnung im Heim, von der Schulgemeinde, ja auch über persönliche Verhältnisse der Führer und der Lehrer, über Wohnung etc. Gab es bei den Vorturnern keinerlei Bestrebungen (Jüngere, Kleinere) aufzunehmen, so war unmittelbar nach der Gründung des Vereines bis zum 21. Dezember die Aufnahme Kleinerer — von diesen erbeten — Gegenstand des Gespräches; jede Neuaufnahme Kleinerer wurde aber bis zu diesem Zeitpunkt abgelehnt. (Die Führer hatten darauf keinerlei Einfluß genommen.)

Die damals verteilten Abzeichen für die Diensthabenden und die Signalpfeifen für alle Mitglieder hatten manche interessante Beobachtung über deren Wirkung machen lassen. Pfeife und Schnur wurde an alle Mitglieder verteilt; bald stellte es sich heraus, daß auch Nichtmitglieder solche Pfeifen besäßen und somit deren Bestimmung bei den Schotrim (Verständigung bei Patrouillen, Feueralarm) hinfällig sei. Richard beantragte in der Schulgemeinde und setzte durch, daß im Heime niemand außer den Schotrim eine Signalpfeife besitzen oder benützen dürfe. Die Signalpfeife war das Abzeichen der H. H. Sie wurde an einer Schnur am Rocke getragen und von den Knaben, die einen zweiten Rock besassen, immer an dem angebracht, den sie jeweils trugen. Acht Signalpfeifen wurden mit Schnüren verteilt; die übrigen Knaben flochten sich selbst Schnüre. Gingen Knaben ins Ausland, so mußten sie auf eigenen Beschluß die

Signalpfeife am letzten Abend abgeben; sie sollte ihnen bis zur Rückkehr aufgehoben werden. Am 21. Dezember sandten zwei Knaben vom Bahnhof ihre Pfeifen zurück, die sie tags vorher abzugeben vergessen hatten. Sie erinnerten sich selbst daran, — wie einer der Zurückgebliebenen erzählte. Dieses Vereinsabzeichen erfuhr wunschphantastisch in Gesprächen untereinander und mit den Führern eine Erweiterung und Steigerung. Turnhosen und Turnhemden wurden schon anfangs November bei dem Vorturnen, „Schotrim-Uniform", eine Art Scoutkleidung, bereits Ende November verlangt. Wie wenig utilitaristische Erwägungen die Forderung nach Turnhosen und Hemden herbeiführten, läßt sich daraus ersehen, daß dringend nötige Turnschuhe (die Knaben turnten entweder barfuß oder in holzbesohlten Schuhen) nie gefordert wurden. Das Hauptgewicht derartiger Wünsche erstreckte sich auf Hüte, Rucksack und Zelte. Unter dem dokumentarischen Material befindet sich eine Zeichnung Richards; sie stellt eine grüne Armbinde dar, in ihrer Mitte einen Doppeladler, ähnlich dem der ehemaligen österreichisch-ungarischen Monarchie. Diese Zeichnung wurde anfangs Dezember spontan angefertigt, einem der Führer gezeigt und dabei von Richard vorgeschlagen, diese Binde als Abzeichen für die Diensthabenden zu benützen — an Stelle der bisher üblichen mit schwarzem Streifen. Für die Periode der Vorturner sei als charakteristisch hervorgehoben, daß in ihr nur der Wunsch nach Turnhosen und Turnhemden geäußert wurde, während sich die Wünsche nach Uniformierung nach der Vereinsgründung der Zahl nach häuften und auch im Umfange sich erweiterten.

Neben diesen Äußerungen, die wir bisher ausschließlich als Symptome ansehen wollen, konstatieren wir folgende Neuerungen — weniger formaler Natur: Die in der Chronik angeführte Neuaufnahme am 2. Dezember als Anerkennung für eine besondere Leistung; die nunmehrige Bewertung der Arbeit, ja sogar die Bewertung, „mit gutem Ton" geleistet oder nicht; das Schwindelverbot für Mitglieder; ob dies für den Verein nötig oder nicht, bedeutet dies eine wesentliche Erschwerung der Aufnahmebedingung; in zwei Fällen war der Verdacht, Schwindler zu sein, Anlaß zur Ablehnung der Aufnahme; ein Fall von „Schwindeln" wurde nach langer Beratung, ob das Mitglied nicht auszuschließen sei, mit Entzug der Pfeife und Versetzung in den soeben gegründeten zweiten Zug (Ende Dezember) bestraft. Entzug der Signalpfeife, aber nicht Entzug des Unterscheidungsmerkmales des Mitgliedes vom Nichtmitgliede, des absolut Nicht-Schwindelnden vom möglicherweise Schwindelnden.

Die bisher geschilderten Inhalte des Vereinslebens — von denen der Vorturnergruppe wohl zu unterscheiden — erfahren eine wesentliche

Neugestaltung durch die Neuaufnahme Kleinerer (24. Dezember). Die bereits mehrfach gemachten Konstatierungen seien hier zusammengefaßt, respektive ihnen sei hinzugefügt:

I. Der enge Zusammenschluß der zwanzig Mitglieder des Vereines zeigte sich in:

a) Handlungen: gemeinsame Arbeit als anerkannte öffentliche Funktion des Vereines; Wertsteigerung dieser Arbeit durch Monopolisierung für den Verein, durch Ausschluß von Nichtmitgliedern an Arbeiten, positive oder negative Reaktion auf alle Bewertung dieser Arbeit durch Erwachsene und Jugendliche; gemeinsame Abstimmung in der Schulgemeinde, vor allem dann, wenn es sich um ein gemeinsames Interesse des Vereines oder auch um einzelne Mitglieder handelte, erschwerte Aufnahme Gleichalteriger (Gleichgroßer), Ablehnung Kleinerer; Ausschluß eines Mitgliedes, das vom Schülergericht bestraft wurde, für die Dauer dieser Strafe;

b) Wünschen, die sich auf Separation bezogen — also Uniformierung, eigene Schlaf- und Dienstzimmer, Bestrafung irgendwelcher Vergehen eines Mitgliedes im Rahmen des Vereines mit Umgehung des öffentlichen Schülergerichtes; Wünsche, die sich auf innere Festigung, Freundschaft untereinander und mit Führern bezogen — keine Streitigkeiten, eigene Schlafzimmer, in denen auch die Führer schlafen sollten, Ansprache mit Du (auch einmal als Wunsch gegenüber dem Führer geäußert, Vorschlag, Führer und Mitglieder beim Vornamen zu rufen, was bei den Knaben untereinander nur selten, dem Führer gegenüber nie gebraucht wurde —, ohne daß die Führer für oder gegen Stellung genommen hätten;

c) Forderungen gegenüber den Mitgliedern vor allem moralischer Art, wie Schwindeln unterlassen, Ehrlichkeit, alle Gesetze der Schulgemeinde selbst streng einhalten, Aufrichtigkeit gegen Führer und Mitglieder, Hilfsbereitschaft; ästhetischer, hygienischer Art: Reinlichkeit des Körpers, die bei allen Dienstfunktionen von den Knaben selbst überwacht wurde, Reinlichkeit der Kleidung, soweit bei der Art des Bekleidungsmaterials vom Träger forderbar, Überwachung der Reinlichkeit des Lagerbereiches, vor allem der Aborte. Durch diese Forderungen stellte sich die H. H. über alle Kinder des Heimes; Forderungen sozialer Art: — unbedingte Verläßlichkeit in allen gegenseitigen Beziehungen der Mitglieder, enge Verbundenheit untereinander zum mindesten gegenüber allen Nichtmitgliedern, Hilfsbereitschaft jedes einzelnen auch Nichtmitgliedern gegenüber — doch mit Manifestation der „Schotrim"-Zugehörigkeit. Die Forderungen gegenüber Nichtmitgliedern finden ausdrückliche Erwähnung im Abschnitte „Das Heim

und der Verein". Forderungen unterschieden sich von Wünschen erstens durch die Intensität und Perpetuität ihrer Vorbringung, zweitens, daß bei ihrer Nichterfüllung Maßnahmen getroffen wurden, sie durchzusetzen.

II. Die Einheitlichkeit des Vereines nach außen und nach innen ist zu sehen in der Übereinstimmung aller oder der meisten Mitglieder:

a) nach physischen Merkmalen: der Verein ist nach bestimmten Gesichtspunkten physischer Natur hin zusammengesetzt und orientiert, er lehnt alle Bewerber mit körperlichen Mängeln ab. Der Abschluß gegen solche, die den im Anfang dieses Kapitels angeführten Maßen nicht entsprechen, ist somit irgendwie verständlich, dagegen die Ignorierung von zirka fünfzehn bis zwanzig Knaben, die dem Verein wenigstens während der ersten sechs Wochen zur Verfügung standen, nur erklärbar und das wiederum nur für einen Teil, wenn wir weiter betrachten, die Übereinstimmung

b) nach psychophysischen Merkmalen: sie ergeben sich aus der Summierung aller die Durchführung von Arbeiten, Leistungen, (gewollten Funktionen) des Vereines bedingenden Faktoren. So scheint uns schon zur Zeit der Turner und Vorturner die Fähigkeit zum Turnen — Ausdauer, Ermüdbarkeit, Beherrschung der Muskeln (nicht mit den Augen zwinkern etc.) maßgebend gewesen zu sein. — Bei Arbeiten wurden alle Schwachen kurzweg ausgeschlossen, körperliche Ungeschicklichkeit brachte den geistig Regsamen oft sehr in Nachteil vor den Geschickteren, Flinkeren, Stärkeren mit geringeren geistigen Vorzügen Ausgestatteten. Schließlich

c) nach psychischen Merkmalen: die Mitglieder gehörten ausschließlich einem Schultyp an, der Klassenunterschied ist höchstens vier, der bei der geringen intellektuellen Bildung unwesentlich zum Ausdruck kam. Das intellektuelle Niveau der Mitglieder war daher ausgeglichen; in Besprechungen und im Verkehr konnten wir keine wesentlichen Unterschiede diesbezüglich beobachten. Es gab keinen Knaben, der wegen intellektueller Vorzüge oder Nachteile abgelehnt worden wäre; alle darauf dennoch bezüglichen Äußerungen (er ist so dumm) scheinen auf habituelle Minderwertigkeiten des betreffenden Knaben hinzuweisen. Wie weit dennoch intellektuelle Inferiorität bei der Ablehnung maßgebend gewesen wäre, läßt sich deshalb schwer feststellen, weil es sich dabei gleichzeitig um Kleinere handelte; diese waren noch weitergehenden Kriterien unterworfen, als daß die Ausschließlichkeit der Bewertung intellektueller Fähigkeiten auch nur annähernd vermutbar wäre. — Der Beobachtung zugänglich waren die emotionalen Äußerungen des Vereines; sie zeigen sich in der ausgeglichenen, doch immer wieder hervorbrechenden Lust, mit der man an irgendwelche

Funktion des Vereines herantrat, aus Phantasien, Wünschen — schließlich aus allen Forderungen. Sie bildeten mit aller ihrer Umsetzung in die Realität diese Art von Vereinsgesinnung, die wir im Vorgehenden annähernd und unter gewissen Gesichtspunkten dargestellt haben. Aus der Zahl und Art der Freundschaften untereinander und mit den Führern, — aus der Lust, die irgendwelche Funktion im Vereine hervorrief, aus allen Gesprächen, Wünschen, Tagträumen, die sich direkt und indirekt mit dem Verein beschäftigten, aus der Art der Hingabe, mit der man gelegentlich an ihre Realisierung schritt, läßt sich annähernd die psychische Kapazität des Vereines erwägen. Es konnte auch oberflächlicher Beobachtung nicht entgehen, daß der Mittelpunkt des Vereines ein affektiver war, und eine psychologische Untersuchung wird dort wohl die wesentlichen Forschungen betreiben müssen. Der Verein war die Gruppe, die ehrlich, rein, hilfsbereit, opferwillig war; er war das Vorbild für viele — meist Jüngere, die sich bemühten, es gleich zu tun, um Gunst und Aufnahme zu finden, denen es aber doch nicht gelang, weil sie unter anderem von Vereinsmitgliedern meist bei solcher Art von Betätigung angetroffen, gesehen wurden, die dem Verein ganz und gar nicht entsprach. Hier kann der Sprachgebrauch der Knaben Beweis führen: Ich will Schoter werden. — Darauf meistens die Antwort: Du mußt ... (so und so) werden. — Unter einer gewissen Alters-(Größen-)grenze war es noch möglich, Mitglied zu werden, wenn man den Verein im persönlichen Werden ähnlich, gemäß war. Da aber der Schwerpunkt des Vereines im Gefühlsmäßigen gelegen sein mag, dürfte auch vorwiegend Verwandtschaft der Entwicklung des Gefühlslebens für die Zugehörigkeit (gleiche infantile Affektlage und die der Vorpubertät) mitbestimmend gewesen sein. Ihr Fehlen aber bedeutete einerseits Ablehnung, andererseits Anspornung, so zu werden.

Stellung und Einfluß der Führer, Beziehungen zur Umwelt, Freundschaften und Gruppen werden in eigenen Abschnitten detaillierter zu behandeln sein.

Der Verein scheint von seiner Gründung (21. November) bis zum 21. Dezember[1] eine festgeschlossene Gruppe geworden zu sein, die innerhalb der Mitglieder bestimmte Wertungen, (Arbeit, Ehrlichkeit) gesetzt hat, sich dadurch von der Umgebung unterscheidet, oft sogar zu ihr in Gegensatz tritt; der Gesamtheit des Heims gegenüber postuliert er bestimmte Rechte, zum Teil im Bewußtsein physischer Macht (alle starken Knaben

[1] Der Tag der Neuaufnahmen war der 23. Mit Rücksicht auf die Einteilung in Tabelle I sprechen wir hier immer vom 21.

waren in ihm vereinigt), teils aus gewissen moralisch-sozialen Vorzügen vor der Mehrheit des Heims. Diese beiden die Machtstellung begründenden Faktoren konnten wir zeitlich hintereinander (in obiger Reihenfolge) konstatieren, sie verschmolzen aber ineinander, so daß auf eine Zeit der Machtbefestigung und -manifestation auf Grund physischer Kraft eine Zeit der Manifestation moralischer Tendenzen beginnen konnte. Eine bewußte oder gewollte Beeinflussung der Führer liegt hier nicht vor. (Die nach schweren Arbeiten von allen Mitgliedern geforderte Anerkennung oder die sogar brutale Behandlung, die unbeteiligte Kinder von den Arbeitenden erfahren mußten, sprechen für das erstere — die Tendenzen, die z. B. in der Zeit um den 2. Dezember [Chronik] den Verein tagelang beherrschten, für die zweite Phase der abwechselnden Äußerungen des Verhaltens des Vereins nach außen.)

Die Chronik berichtet in der Zeit vom 20. bis 25. Dezember von wichtigen Ereignissen, die sichtbare Veränderungen im Gefolge haben. Erstens das große Heimfest, bei dem, wie berichtet wird, der Verein weitgehende und repräsentative Dienste leistete; Machtbewußtsein und Zusammengehörigkeit gegenüber den anderen Heimeinwohnern dürften darin ihren Höhepunkt gefunden haben. Das Abholen der Gäste von der Bahnstation, die Führerdienste der Knaben, besonders derer, die dieses Amt im Automobil versehen konnten, war lange und oft Gegenstand der Erwähnung in Gesprächen, die sich mit neuen Festprojekten beschäftigten. Zweitens der Abgang von acht Mitgliedern ins Ausland. Daraus ergab sich ein Mangel im Wechsel der Diensthabenden, daraus Überlastung durch Arbeiten[1]; die Abzeichen der Diensthabenden sind in Gefahr, durch die Häufigkeit, mit der sie jedem einzelnen zukamen, für die Knaben an Wichtigkeit zu verlieren; örtliche Aufhebung vieler Freundschaften; der Effekt gemeinsamer Arbeiten durch die geringe Zahl der Mitglieder konnte dadurch gegen die bewußte Tendenz des Vereins herabgesetzt werden. Drittens, die Aufnahme Kleinerer: wie aus dem Befehlsbuch zu entnehmen, wurde die Neuaufnahme vom Heimleiter und vom Führer F. angeregt — die Auswahl der Knaben selbst aber von den Knaben getroffen. Nach dem damals geringen Stand der Heimbewohner zu schließen, dürften fast alle Knaben, die sich jemals um Aufnahme bewarben, aufgenommen worden sein. Drei Knaben, noch nicht zehn Jahre alt, wurden nach zwei Tagen wieder ausgeschlossen[2], die

[1] Wie weit die Arbeitslust — Energie, Fähigkeit — damit sank oder stieg, wurde keiner näheren Beobachtung unterzogen, obzwar wir auch hier Gelegenheit hatten, affektiv bedingte Hemmungen und Förderungen bei Arbeiten zu sehen.

[2] Sie sind in den Tabellen nicht aufgenommen.

übrigen sieben blieben auf Probe. Mit ihnen wurde von nun an täglich exerziert, denn sie sollten eine Art militärischer Abrichtung durchmachen, die die Knaben selbst leiteten. Die nächsten Tage sind ausschließlich von diesem Tun ausgefüllt und nach fünf Tagen mußte jeder der Neuaufgenommenen den Namen des älteren Mitgliedes aufschreiben, dem er sich „anschließen wollte" und das für ihn verantwortlich war. So hatten einige Mitglieder 1—3 Knaben zu beaufsichtigen. (Wie weit diese Wahl auch für spätere Freundschaften mitbestimmend war, läßt sich nicht feststellen, weil die betreffenden Aufzeichnungen nicht erhalten blieben.) Das eine ist festgestellt, daß keinem der älteren Mitglieder sich mehr als drei Knaben angeschlossen hatten, daß ferner drei Mitglieder, denen sich jüngere angeschlossen hatten, später nicht als Freunde genannt wurden. Die neuen Mitglieder waren in einem eigenen Zug, dem zweiten, zusammengeschlossen. Sie hatten Dienst als Bereitschaft[1], das Dienstabzeichen der Bereitschaft durften sie tragen, die Signalpfeife war ihnen, „solange sie Probeschotrim sind", von den Knaben selbst verboten.

Innerhalb des Vereins gab es nunmehr zwei Gruppen, von denen die erste aus dem Vorhergehenden hinreichend bekannt ist. Aus ihrer Beziehung zur zweiten Gruppe, die sie nunmehr aufgenommen hatte, wurde für sie die Pflicht, sie als Ganzes und einzelne von ihr ganz besonders zu überwachen, sie in dem Dienste des Vereins einzuüben und ihnen weitgehendst als den Jüngeren, Schwächeren — die aber auch so werden sollten wie sie selbst — helfend beizustehen. Dafür gehorchten diese ihnen restlos. Zahlreiche Beobachtungen lassen es als sicher gelten, daß jede Warnung und jeder Tadel bei den Jüngeren sofort Gehör fand und „Besserung" zur Folge hatte. Vor Erwachsenen und Kindern bemühten sich die „Großen", die Kleinen als Kameraden zu behandeln, wobei allerdings von den Großen auf die pflichtgemäße Folgsamkeit Wert gelegt wurde. Absichtlich wurden, soweit unsere Beobachtungen reichen, Kleine von Großen vor Nichtmitgliedern nie bloßgestellt. Bevorzugungen der Kleinen vor Nichtmitgliedern durch die „Großen" kamen vor, so z. B. beim Verteilen der Löffel vor den Mahlzeiten, überhaupt dort, wo älteren Mitgliedern vorübergehend oder dauernd eine Funktion der Schulgemeinde übertragen worden war. Handelte es sich aber um die Möglichkeit, vor Gericht zu erscheinen, so äußerte Richard, der ein

[1] Sie standen bis zum 15. Februar dabei unter Führung eines Knaben aus dem ersten Zug. Im Befehlsbuch wurde nur der Name des Bereitschaftsführers genannt, ihm schlossen sich dann automatisch die Knaben an, die sich zu ihm seinerzeit gemeldet hatten; denen sich aber nur einer oder überhaupt keiner angeschlossen hatten, die „borgten" sich einen aus.

„Richter" war, daß der, welcher aus dem zweiten Zug vor Gericht komme, sehr streng bestraft werde.

Mehrere Wochen hindurch befand sich also die zweite Gruppe in einem direkten Abhängigkeitsverhältnis zu den älteren Mitgliedern, zum Verein. Die wechselseitigen Beziehungen, die diese Abhängigkeit schufen, stellen wir zusammenfassend am Ende dieses Abschnittes dar. Sie wurde zum Teil und allmählich überwunden durch Eingewöhnung, Verfestigung der zweiten Gruppe mit der ersten, durch Freundschaften, gemeinsame Arbeiten und Erlebnisse bei Übungen usw. (z. B. Chronik, 25. Februar), schließlich durch die Manifestierung der den älteren Mitgliedern eigenen Gesinnung in einzelnen Taten durch jüngere (Nachahmung älterer). (So überreichte Ludwig am 28. Jänner dem Führer H. einen Mantelknopf, den er gefunden hatte, und übergab ihn nachher der Näherinnengruppe.) Der Ausschluß von Mitgliedern am 21. Jänner — dem sehr lange Beratungen zwei Tage hindurch vorangegangen waren — wurde von den zurückbleibenden Neuaufgenommenen eher begrüßt als bedauert, mit Hinweis darauf, daß sie nunmehr ganz richtige Schotrim werden könnten; es bedeutete ihnen Festigung ihrer Position. An repräsentativen Funktionen nahmen sie scheinbar weniger teil als die Großen. Wir glauben uns in der Beobachtung nicht geirrt zu haben, wenn wir bezweifeln, daß die Jüngeren vor Nichtmitgliedern beim Turnen strammer marschierten als dann, wenn der erste Zug nicht mitturnte und „einmal dem zweiten zusah". Die Beleidigung des Vereins (Chronik, 4. Februar) und die nachherige Erledigung des Konfliktes war ausschließlich Sache der Großen und hatte bei den Kleinen nicht annähernd soviel Gemütsbewegung ausgelöst.

Die anfangs auf 14 Tage festgesetzte Probezeit war schon beim Ausschluß am 21. Jänner abgelaufen und wurde von den Jüngeren wiederholt als Anlaß zur nunmehrigen Aufnahme als „wirklicher Schoter" angeführt. Richard war der Wortführer des ersten Zuges, der die Aufnahme immer wieder hinauszuschieben wußte. Auch anläßlich der Aufnahme am 25. Februar wurde von einzelnen Probeschotrim die endgültige Aufnahme mit Hinweis auf die lange Probezeit neuerlich gefordert; nur Adolf — der sich nie um die Aufnahme in den ersten Zug beworben hatte — wurde als definitives Mitglied aufgenommen, in den ersten Zug eingereiht und mit der Signalpfeife beteilt. Seine Aufnahme wurde von allen Knaben des ersten Zuges gewünscht und begründet: Adolf sei sehr anständig, er folge auf jedes Wort, er sei brav, ruhig, stramm, „er paßt zu uns". Die am 15. Februar Aufgenommenen hatten sich rasch in den zweiten Zug eingewöhnt und es fiel den Beobachtern keinerlei Symptom auf, das vermuten ließ, daß diese Knaben irgendwie den

schon früher aufgenommenen Probeschotrim nachgestanden wären. — Zum Dienst meldeten sich zu dieser Zeit immer einzelne Knaben freiwillig; es wurde von niemandem bemerkt oder erwähnt, daß Angehörige des zweiten Zuges den Dienst der Bereitschaft selbständig versahen und ihre Zuweisung zu einem Knaben des ersten Zuges nunmehr nicht erforderlich war. An Stelle dieser Zuteilungen scheinen vielmehr zwischen einzelnen Kleinen und Großen enge Freundschaftsbeziehungen getreten zu sein. Bei Übungen auf Ausflügen, Patrouillen war es ausschließlich freie Wahl, unbeeinflußt von Erwachsenen und Führern, die engeren Zusammenschluß einzelner Knaben herbeiführte. Ausschließlich spontane kleine Gruppen waren es, die jedenfalls immer bei Spielen, sogar auch bei Arbeiten wesentliche Aktionen ausführten.

Ob die Größeren selbst die Fortschritte der Kleineren merkten, ob sie deshalb nunmehr weniger streng beobachteten und urteilten oder ob ihr Urteil durch die zunehmenden und sich festigenden Freundschaften abgeschwächt wurde, ob schließlich nicht das eine das andere bedingte, entzog sich unserer Beobachtung, umsomehr, als uns kein Anhaltspunkt gewährt wurde, der uns annähernd die Zusammenhänge zwischen einzelnen zeitlichen Phasen und der nebeneinander sich abwickelnden Entwicklung der Individuen, Gruppen und des Vereins in der Gesamtheit hätte ergeben können. So können wir wiederum nur Beobachtungen zusammenfassen, Gemeinsames konstatieren, Gegensätze aufdecken.

I. Die Aufnahme der zweiten Gruppe scheint veranlaßt *a)* durch äußere Umstände, so den Abgang von acht Mitgliedern (Gründern) ins Ausland; dadurch Schwierigkeiten im Dienstbetrieb; Vorschlag eines Führers, Jüngere aufzunehmen; geringe Anzahl der den Verein Repräsentierenden; *b)* Einbuße einiger Freundschaftsbeziehungen beim Abgang der acht Knaben; Mangel an Freundschaftsmöglichkeiten im kleineren Kreis der Zurückgebliebenen, verkleinerter Einflußkreis einzelner, schließlich *c)* die möglicherweise bestandene, nicht nachgewiesene Rivalität, die im Wettturnen ihren Ausdruck fand; verstärktes Interesse und neuerliche Bewerbung um die Aufnahme bei Heimjüngeren, die bisher nur Subjekt der Beobachtung und Bewunderung des Vereins waren — also Erweiterung der sozialen Funktion des Vereins durch Einbeziehung bisher Unbeteiligter.

II. Die Abhängigkeit der Kleineren von den Großen (des zweiten vom ersten Zuge) war bedingt und gegeben durch: die vom ersten Zug getroffene Auswahl der neu Aufzunehmenden; die von einzelnen des ersten Zuges vorgenommene Einführung in den Dienst; den auf Grund freier Wahl des zweiten Zuges vorgenommenen Anschluß von ein bis drei Knaben an einen des ersten Zuges; Verrichtung solcher Dienste, die unter Anleitung,

Aufsicht und Verantwortung eines anderen — eines, der dem ersten Zug angehörte — vor sich ging; die von dem ersten Zug praktizierte, nicht normierte Beaufsichtigung, Ermahnung, Erinnerung an vereinsgemäßes Handeln; bedingte Aufnahme für vierzehn Tage zur Probe; die Ausdehnung dieser Probezeit auf mehrere Wochen, respektive Hinausschiebung der definitiven Aufnahme. Des weiteren durch: die Reaktion des zweiten Zuges auf die beiden letzt angeführten Einrichtungen — sichtbar in dem verstärkten Bemühen, es im Dienste dem ersten Zug gleich zu tun, zu gefallen, allen Anforderungen nachzukommen. Die despotische und diktatorische Beschlußfassung bei Vereinsangelegenheiten durch den ersten Zug ohne Befragen des zweiten Zuges; die indirekt verpflichtende, auch suggestiv provozierte Einwilligung („nicht wahr, wir machen das so" etc. etc.) des zweiten Zuges in Vorschläge des ersten Zuges; die Suggestibilität der Kleinen gegenüber den Großen, deren Wirkung schon durch die äußere Gestaltung des Vereinslebens, durch Freundschaften, Sympathien zwischen Kleinen und Großen möglich und gefördert wurde; die Vorbildlichkeit des ersten Zuges in Gesinnung und Handeln, insbesondere, wo es darauf ankam, bewußt dem zweiten Zug Beispiel zu geben; die im ersten Zug verankerte Vereinsgesinnung und -tradition.

III. Der engere Zusammenschluß bleibt erhalten und ist gefördert: durch den Ausschluß Ungeeigneter nach kurzer Zeit, die mehrfach beobachtete Hingabe der neu Aufgenommenen bei Arbeiten, Dienst, Hilfeleistung; durch die im zweiten Zug sich wiederholende Bewertung von Arbeiten etc., die unter Zusammenfassung I für den ersten Zug (Zeit vor 21. Dezember) dargestellt ist. — Durch die Realisierung mehrerer Wünsche — Einrichtung eines eigenen Zimmers, enge Freundschaftsverhältnisse, mehrere Ausflüge, Patrouillen etc., erhöhte Anteilnahme der Führer bei Zusammenkünften, Vorleseabende, eigene Feste.

Der enge Zusammenschluß ist erschwert durch die Tatsache der Aufnahme neuer Mitglieder, durch das gegen sie bestehende Mißtrauen — verstärkt durch den Ausschluß von drei Neuaufgenommenen. (Ob und inwieweit die geringe Fürsorge beider Führer in der Zeit vom 15. Februar bis 15. März fördernd oder hemmend auf den Zusammenschluß wirkten, läßt sich nicht annähernd vermuten, umso weniger als darüber Aufzeichnungen fehlen.)

IV. Die Einheitlichkeit des Vereines nach außen. Hier sind nunmehr alle die Faktoren festzustellen, die die Einheitlichkeit des Vereines als Ganzes — nicht die der Gruppen (Züge) bestimmten, hinderten, förderten. Es kann auf eine Wiederholung der unter gleichem Schlagwort für die Zeit vor dem 21. Dezember festgestellten Faktoren hier schon deshalb nicht ankommen, weil schon die oberflächliche Betrachtung die Einheitlichkeit durch die Existenz des zweiten Zuges fragwürdig erscheinen läßt und zu tieferem Ein-

dringen in das Wesen des Ganzen Anlaß gibt. Soweit dies ohne Hilfe psychologischer Erklärungen und Analysen möglich ist, sei hier angeführt: Nach physischen Merkmalen erscheint die Einheitlichkeit einerseits gestört, andererseits gefördert: Durch die Neuaufnahme erfährt die Größentabelle eine derartige Änderung, daß die Struktur des Vereines unter diesem Gesichtspunkte als nicht mehr einheitlich bezeichnet werden muß. Die organisatorische Zweiteilung in ersten und zweiten Zug läßt sich von diesem Standpunkt dahin begründen, daß Übergänge fehlen, der Abbruch des zweiten vom ersten Zug ein plötzlicher, kein allmählicher ist. Auch nach psychophysischen Merkmalen scheint uns die Einheitlichkeit gestört: Verschiedene Arbeitsfähigkeit Kleiner und Großer, Arbeitslust auf der einen, Ungeschicklichkeit, körperliche Schwäche auf der anderen Seite ergeben Differenzen. Nach psychischen Merkmalen: wenn auch nicht wesentlich gestört, so ist doch das intellektuelle Niveau der Neuaufgenommenen mit den Großen als nicht ausgeglichen zu bezeichnen. Die wesentlich anderen Inhalte der Gefühle bei Angehörigen des zweiten Zuges, die ja schon darin oberflächlich ihren Ausdruck finden, daß die Kleinen vor allem den Großen gefallen wollten und auf andere Institutionen des Vereines weniger Gewicht zu legen schienen, werden im psychologischen Teil noch erwähnt werden. Die Differenzen in den beiden Gruppen werden in den folgenden Abschnitten noch klarer, wo wir uns mit den einzelnen Gruppen des Näheren beschäftigen werden. Ihrer beweiskräftigen Darstellung sei nur insoweit vorgegriffen, als hier des Gesamtbildes wegen die Berührungsflächen beider Gruppen zu zeigen sind. — Aus diesen Beispielen ist zu ersehen, daß die Einheit des Vereines eine reaktiv bedingte war. (Deren weitgehende Ausführung und Verwertung soll späteren Arbeiten vorbehalten sein.)

Zweiter Zug.

1. Das noch vor der Aufnahme gezeigte Interesse am Exerzieren (Turnen), das oft seinen Ausdruck darin fand: „Geh, Richard, kommandier' uns mal," fand seine Intensivierung durch die nach der Aufnahme einsetzende Abrichtung durch einige des ersten Zuges und durch die Führer. „Kommandiert werden," war die Redensart, die diesen Wunschgedanken beinhaltete.

Erster Zug.

1. „Kommandieren dürfen," war Wunsch fast aller — schon seit Gründung des Vereines. Von den eigenen Kameraden kommandiert werden, gefiel einigen nicht, deshalb unterließen es die Knaben. Vom Führer kommandiert zu werden, war nach wie vor erwünscht. — Sofort nach Aufnahme der Kleinen beteiligten sich Richard, Werner, Emil, Markus, Simon an der Abrichtung der Kleinen. Sie griffen scharf mit den Händen zu, schrien auch manchmal, wenn sie verbesserten, zeigten oft Strenge, Strammheit, Autorität (als Nachahmungen der Führer ist dies schwer anzusehen, da derartige Umgangsformen von beiden streng vermieden wurden).

2. Die Knaben als Probeschotrim wußten, daß ihre Aufnahme von den Großen abhängig war. Bei allen Arbeiten im Dienst waren sie sehr eifrig; alle Befehle der Großen führten sie aus, Verweigerungen kamen nie vor. Vielleicht ist auch dies zum Teil auf den Willen, zu gefallen, zurückzuführen.

2. Arbeiten anzubefehlen, zu Hilfeleistungen aufzufordern oder selbst Beispiel zu geben, wurde bei Großen oft beobachtet, besonders aber zu den Zeiten, in denen die Schulgemeinde durch Gesetze Stellung und Autorität des Vereines anerkannt, erweitert hatte. Den zweiten Zug zu überwachen und ihn oder einzelne von ihm durch Befehle zu erproben, hatten sich die Großen zur Aufgabe gemacht.

3. Anerkennung für Leistungen, Erwähnung von korrektem Verhalten bei Übungen etc. wurde von den Kleinen provoziert. „Hab ich nicht gestern das Fenster in der Nacht dort zugemacht?" und ähnliches mehr. Viel Wert schienen sie dabei gleichzeitig auf Erwähnung der Personen zu legen, mit denen sie auf Grund gemeinsamer Erfahrungen und Erlebnisse Beziehungen hatten oder wünschten.

3. Zu beloben, lobend zu erwähnen, war oft die Absicht des Machts, wenn er beim Befehl von den letzten Dienstleistungen berichtete. Tadel oder Anklage gegen Kleine kamen vor.

4. Intensivierung persönlicher Beziehungen zu Großen manifestiert sich in Gesprächen, Handlungen: „Ich will beim Emil turnen — ich gehe mit dem Karl auf Patrouille, der Richard soll mir das zeigen;" starker Zulauf zu einzelnen Großen, wenn sie vorturnten, desgleichen, wenn einzelne Große exerzierten oder Übungen leiteten.

4. Einzelne Kleine (Max, Hermann) wurden von einzelnen Großen schlechter behandelt als andere; einzelnen wurden beim Turnen Vorwürfe gemacht, die mit ihrer Vereinszugehörigkeit nichts zu tun hatten — zum mindesten nicht mit dem Turnen.

5. Freundschaften Kleiner zu Großen manifestierten „sich im gegenseitigen Verhalten, Arm in Arm gehen, unbedingtem und willfährigem Gehorsam, Schutz, Abrichtung, Unterweisung durch den Freund." (Siehe Kapitel „Freundschaften.") Nach der Einrichtung des „Schotrimzimmers" bemerkten wir sehr oft enges Nebeneinanderliegen, sich Wälzen, Umhalsen. Daß befreundete Knaben des abends kurze Zeit gemeinsam im Bett liegen dürften, wurde als Wunsch den Schlafsaalordnern geäußert. Jakob wurde von Richard, Simon, Emil gestreichelt; er hatte den Spitznamen „Mopsi".

5. Die Freundschaften Großer zu Kleinen manifestierten sich: Im Dienste wurden Freunde sogar strenger und härter behandelt, außer Dienst bevorzugt, protegiert und bevormundet. Diese starken Kontraste in der Behandlung in und außer Dienst konnten wir sehr oft beobachten. Richard und Emil, gleichzeitig auch Mitglieder des Schülerausschusses, bevorzugten die Kleinen offensichtlich eine Zeitlang beim Verteilen der Schuhe, Taschentücher. Lag einer der Knaben im Krankenzimmer, wurde Besuch von einzelnen Knaben empfohlen und veranlaßt.

II. Die Gruppierung der Mitglieder.

Die Führer.

Die Persönlichkeit der Führer: Die beiden Führer, zweiundzwanzig respektive zwanzig Jahre alt, gingen aus Jugendbünden hervor, in denen sie durch Jahre hindurch eine Rolle gespielt hatten. Herrn Dr. Siegfried Bernfeld, dem ich das gesamte Material über die H. H., soweit ich es nach Abgang aus dem Heim bergen konnte, übergab, legte ich einen Bericht über meine frühere Tätigkeit in Jugendbünden bei; auch Herr F., der andere Führer, kam dem Wunsche Dr. Bernfelds nach und berichtete ebenfalls über sein Wirken in Jugendbünden.

Mein Bericht lautete ungefähr: „Nach den ersten sechs Monaten meiner Gymnasialzeit (zwölftes Lebensjahr) trat ich einem Verein von gleichaltrigen Bürgerschülern und Gymnasiasten bei, beteiligte mich an seiner Gründung. Da er nach sechs Monaten aufgelöst wurde, stand ich die nächsten zwei Jahre nur indirekt mit Studentenvereinen in Verbindung; zu ihnen hatte ich als Zwölf- bis Vierzehnjähriger als „Untergymnasiast" noch keinen Zutritt. Nach dem vierzehnten Lebensjahre trat ich nach mehrfachem Schwanken zwischen einer (sich im formal Hochschülermäßigen erschöpfenden) farbentragenden Studentenverbindung und einer nach Inhalt und Tendenz kulturell wesentlicheren Vereinigung der letzteren bei. War es mir schon früher möglich, Gleichaltrige in den Machtbereich der Ideen, Spielgruppen, Vereine, zu denen ich mich zählte, zu ziehen, so verlegte ich mich nunmehr fast ausschließlich auf die Heranziehung Jüngerer, die „als Nachwuchs zu keilen" ich Auftrag hatte. Als Siebzehnjähriger beschäftigte ich mich Monate hindurch mit der Gründung eines Wanderbundes, den ich mir in Gesinnung und Wollen eng verwandt mit der „Vereinigung", der ich angehörte, vorstellte. Im darauffolgenden Frühjahr war ich Anführer von sechsunddreißig Knaben der untersten Klassen der Mittelschulen des Ortes. (Ich erwähne hier, daß der Wanderbund bei den Kleinen auch deshalb viel Anklang fand, weil in ihm die Gesinnung, die das erste Kriegsjahr zur Folge hatte, am ehesten realisierbar war.) Auch als Soldat gründete ich zwei Wanderbünde, heute noch stehe ich im Briefverkehr mit Angehörigen ähnlicher Organisationen, mit denen ich im Felde regen Verkehr hatte. Nachdem ich noch ein Jahr mitten im Wirbel eines versuchten Neuaufbaues des Gesamtwanderbundes verbracht habe, wandte ich mich dem Lehrerberuf zu. — Wenn Sie mich fragen, welcher Mittel, Kunstgriffe oder gar Maskierungen ich mich bediente, um im allgemeinen und besonders im Falle H. H. so schnellen Einfluß zu erzielen, so betone ich, daß mir, wenn überhaupt, so besonders bei der H. H. nicht nur jede Absicht, sondern auch jede Fähigkeit zu experimentieren fehlte. Ich war mit pädagogischen Methoden bei weitem nicht so vertraut, als daß ich sie hätte bewußt anwenden können — wenn ich schon ein derartiges „Experiment" zu verantworten mich getraut hätte. Der alltägliche Verkehr mit Kindern hat mir gezeigt, daß ich keinerlei Mittel und Mittelchen bedarf, um mit ihnen auf gutem Fuß zu stehen — ja daß solche überhaupt unmöglich sind. Ich glaube, daß die „bloße Anwesenheit" und der Verkehr mit Knaben bestimmter Altersstufen es mit sich bringt, daß wir eben gegenseitig aufeinander mehr wirken als sonst manche der Umgebung. Nochmals erinnere ich Sie an meine letzten Gymnasialjahre, wo ich immer „Jüngere

keilen mußte", da ich darin das meiste Glück hatte. Im Falle H. H. betone ich, daß mein Verhältnis zu den Knaben durch Unbefangenheit und „natürlichen Verkehr" gestaltet wurde, keineswegs vielleicht durch Abschätzung der möglichen erzieherischen Konsequenzen, die sich ja nicht irgendwie voraussetzbar ergaben. Meine Tätigkeit beim Turnen beschränkte sich darauf, alle, die freiwillig mitturnten, zu zwingen, ruhig zu stehen und zu turnen. Ich zweifle nicht, daß die Knaben auch unter einem anderen, der nur das Turnen verstand und gut kommandierte, ebenso gern und gut geturnt hätten. Ob jeder beliebige Turnlehrer auch den später deutlich sichtbaren Wandel der Affekte und die Inhalte der Sozietät mit bedingt hätte, bezweifle ich allerdings."

Der im Heim angestellte Turnlehrer X. turnte vorwiegend mit Mädchen und acht- bis elfjährigen Knaben, manchmal auch mit einigen wenigen Vereinsmitgliedern. Die turnerischen Erfolge, die Herr X erzielte, waren unzweifelhaft größer, sein Anhang und damit seine Stellung im Heim war trotzdem geringer.

Dem Bericht des Herrn F. entnehmen wir, daß auch er schon als Elfjähriger einem geheimen Vereine angehörte. Mit vierzehn Jahren ist er Mitglied eines eben begründeten Wanderbundes, mit sechzehn Jahren Führer der Ortsgruppe, mit siebzehn bereits in der Leitung aller Wanderbünde, „der Bundesleitung", die er auch während seines später beginnenden Kriegsdienstes nachhaltig beeinflußt. Sein Kreis waren immer Gleichaltrige, oft Ältere. Sein Einfluß erstreckte sich gewollt nur auf Knaben — doch sollen auch Mädchen, soweit sie dem Wanderbund angehörten, beeinflußt worden sein.

Die turnerische Ausbildung der beiden Führer war unvollkommen, ihr Können jedoch nicht gering; das Wirken im Verein beschränkte sich auf das Vorzeigen und Kommandieren von Freiübungen, die ziemlich planlos, doch abwechslungsreich vorgezeigt wurden. Die persönliche Verknüpfung mit den Turnern ergab sich aus der Wechselwirkung gegenseitiger Beziehungen „von selbst." Als der Heimleiter den Führer H. unmittelbar nach der Gründung nach dem Zweck der H. H. fragte, schilderte er diesen so, wie ihn die Knaben bei der Gründung selbst formulierten: Es habe sich herausgestellt, daß die Vorturner auch gemeinsame Arbeiten verrichten und daß sie deshalb ein „freiwilliges Hilfsbataillon" bilden. Beide Führer sind sich in der Feststellung persönlicher Merkmale, die für ihre Stellung im Verein ausschlaggebend schienen, einig: Größe und Stärke, vor allem aber Strammheit, Geschicklichkeit und die Art des Kommandierens. Das weitgehendste Verständnis für alles, was die Knaben bewegte und beschäftigte, das jederzeitige Entgegenkommen, wenn persönliche Hilfe not tat, Strenge und strammes Verhalten ausnahmslos gegen alle im Dienste, fundierten die Führerstellung. Militaristische Formalitäten machten immer großen Eindruck — so insbesondere gerade und stramm zu stehen, wenn man mit einem der Knaben sprach. Andererseits legten die Knaben scheinbar Wert darauf, daß sich die Führer verschiedene Intimitäten gefallen ließen — wie Arm in Arm gehen, während des Gehens an der Hand gehalten zu werden. Übertrug aber in der ersten Zeit einer der Knaben sein freches, beleidigendes Benehmen gegen einen Erwachsenen auch auf die Führer, so reagierten diese nicht mit Schreien, Schimpfen oder gar Schlägen. Vielmehr waren sie die ernsthaft Beleidigten und die Beleidiger kamen bald selbst aus eigenem Antrieb, nie von Erwachsenen dazu aufgefordert, und baten um Entschuldigung.

Erwähnt sei hier noch die Person des Herrn W., eines zirka dreißigjährigen Lehrers, der bei Gründung des Vereines als Führer von den beiden Führern vorgeschlagen wurde. Aber die Stimmung für oder gegen Herrn W. war nicht derart, daß der Antrag eine Aussprache veranlaßte; so wurde er nicht näher erwogen und auch ein zweitesmal nicht wiederholt.

Zusammenfassend konstatiert, zeichnete die beiden Führer für dieses Amt besonders aus:

1. ein Maß körperlicher Fähigkeiten;
2. ein Maß dispositioneller Eigenschaften, die den Verkehr mit Knaben dieses Alters und Älteren in diesen (und ähnlichen) Formen bedingen;
3. die für die Führer selbst aus diesem Verkehr entstammende Zufriedenheit mit dem Tun und Wollen der Knaben;
4. die unter diesen Voraussetzungen mögliche, enge Verknüpfung mit Verein und Einzelnen.

Die Beziehungen der Führer zu den Knaben.

Die autoritativen Beziehungen lassen sich nach der Art und Weise, wie diese in der Turnergruppe von dem Turnlehrer als Subjekt angebahnt, von den Knaben als Objekten akzeptiert wurden, als unter subjektiver Willensfreiheit statuierte bezeichnen. Sie wurden unter absoluter Wahlfreiheit der Objekte errichtet. Ohne ihren Lustgehalt hier zu prüfen, sei nur auf deren mögliche Modifizierung verwiesen, also etwa auf die autoritativen Beziehungen, die jeder Lehrer heutzutage beim Betreten des Schulzimmers errichtet, bis zu den Beziehungen eines Führers zu elfjährigen Scouts, der soeben geliebt, gepflegt oder geprügelt, kurz darauf mit einem Wink restlose Gewalt über seine Gruppe erlangt. DerTurnlehrer verschaffte sich ein autoritatives Verhältnis zu den Knaben ohne Rücksicht auf sie, d. h. ohne ihre psychischen Dispositionen zu kennen. Er tat es ohne Rücksicht auf sie — jedoch nicht rücksichtslos und hatte das Richtige „instinktiv" getroffen. Die Knaben schienen Autorität zu suchen und zu wollen. Wie wäre es anders zu erklären, daß beim Turnen erwiesenermaßen einzelne Knaben angeschrien zu werden provozierten, daß sie zum Turnen sich drängten und streng behandelt werden wollten, was auch darin seinen Ausdruck fand, daß einzelne bei dieser ganz freiwilligen Sache zwar mittaten, aber in einzelnen Fällen doch nicht gehorchten, solange ihnen nicht Ausschluß oder sonst eine „strenge Strafe" drohte. Nach einigen Tagen des Turnens stellte sich heraus, daß diese Autorität sozial nötig war, weil es ihr allein gelang, das Gleichgewicht herzustellen, sobald es von den damals gänzlich verwahrlosten Knaben gestört wurde. Einzelne Knaben konnten veranlaßt werden, statt mit den Füßen den Mörtel an den Wänden abzuschlagen und dergleichen mehr, Stechschritt zu üben, auf Bäume zu klettern, Wettläufe zu veranstalten. Keineswegs schien das

Formale dieser Handlungen wesentlich zu sein, sondern ausschließlich der Lustgewinn (Lazarus) oder die in den Handlungen sich manifestierenden Triebe (Groos, Hall). Die Autorität des Turnlehrers gestaltete diese Triebwirkungen sozial-positiv.

Die mit der Vereinsgründung einsetzende häufige Beschäftigung der Knaben, der Befehl, brachte sie mit den zwei Führern in häufigeren Verkehr, der sich täglich auf mehrere Stunden erstreckte. Die administrative Leitung des Vereines lag in den Händen der Führer, als Kommandant zeichnete aber der Leiter des Heims im Befehlsbuch auf Veranlassung der Führer und mit lauter Zustimmung der Knaben. Diese nur formale Anteilnahme des Leiters am aktiven Vereinsleben wurde nicht bemerkt, zumindest ihrer nie Erwähnung getan.

Nach wenigen Tagen mit Befehl, Exerzieren etc. hatte sich aber das Formale auch inhaltlich vertieft, die Knaben waren offenbar zu den Führern in freundschaftliche Beziehungen getreten, die sich freilich nur im Arm-in-Arm Gehen zeigten, einigemale aber doch zu einer vertraulicheren Frage an die Führer, zu einer Bitte um Rat in einer persönlichen Angelegenheit führten.

Die durch strenge und konsequente Verfolgung der Übereinkünfte zwischen Führern und Knaben begründete Autorität wurde durch die freundschaftlichen Beziehungen nicht gestört. Diese scheinen an sich nichts Konträres darzustellen, da sie im Verein nebengeordnet in Erscheinung treten, die erstere Form periodisch wieder gefordert wird (z. B. unmittelbar vor dem 15. März als Abhilfe gegen die drohende Erschlaffung des Vereinslebens). Die autoritative Form der Knaben-Führer-Beziehungen findet jedenfalls ihren Höhepunkt immer bei denselben Gelegenheiten, bei denen sie entstanden ist, beim Turnen, „Stramm-Exerzieren" etc. Der darin enthaltene Wunsch, „behandelt zu werden", drückt sich darin immer wieder neu aus. Eine Auflehnung gegen die Autoritätsperson kam während der sechs Monate nicht vor. Die Ablehnung und Vorwürfe gegen die Führer anläßlich des Konfliktes mit den Mädchen (S. 87) hatte nur die entschiedene Forderung nach Wiedereinführung der früheren autoritativen Beziehungen zur Folge.

Die freundschaftlichen Beziehungen, deren Beginn wir im vorliegenden Fall mit dem erstmaligen Arm-in-Arm-Gehen konstatieren, manifestierten sich im unmittelbaren Dienstverkehr dadurch, daß einzelne sich enger an den Führer anschlossen, sei es nun, daß er eine Patrouille der sich freiwillig um ihn scharenden Knaben führte, sei es, daß sie sich bei Besprechungen eng an ihn anlehnten, sich auf ihn setzten, ihn bei Spielen besonders gern in das Gewühl der Balgenden zogen. Sie wurden aber offenbar auch außerhalb des Vereines gepflegt und hauptsächlich vertieft. Wir schließen das daraus, daß die Führer

beim Verlassen des Heims z. B. ein großes Stück begleitet wurden, daß Richard, Emil ihnen über Kleinere vertrauliche Mitteilungen machten, daß sie stramm, gut wären, was für Wünsche sie hätten und wie man ihnen helfen solle. Richard umfaßte sehr oft den Führer an der Brust, an die er dann seinen Kopf drückte. Die Trennung der Führer von den „Kleinen" in der Turnerriege wurde bereits ausführlich geschildert. Nach der Vereinsgründung zeigten sich keine derartigen Bestrebungen mehr; dafür schien den Knaben daran gelegen gewesen zu sein, daß ihr vermeintliches Besitzrecht am Führer Beachtung fand. Es äußerte sich vor allem in den von uns beobachteten Ausdrucksbewegungen, die mit dem Arm-in-Arm-Spazierengehen, das viel demonstrativen Charakter trug, verbunden waren. Zu den Sitzungen der Schulgemeinde wurden die Führer in die Bänke gerufen, in denen die Vereinsmitglieder sich versammelt hatten. Die innigsten Formen der gegenseitigen Beziehungen zeigten sich nach der Einrichtung des eigenen Vereinszimmers (Schotrimzimmers), anfangs März. Die Führer waren fast allabendlich mit den Knaben beisammen, lasen ihnen vor, unterhielten sich mit ihnen. Die Knaben saßen und lagen um und auf einem breiten großen Sofa, das sie sich selbst mit einem der Führer gebaut hatten. Körperliche Berührungen in Form von Händedrücken und Streichen der Hände suchte nur Richard. Fritz nahm sehr oft die Hand des Führers beim Handgelenk und schlug sich damit in das eigene Gesicht. Das hier Mitgeteilte stellt nur einen kleinen Teil der erwiesenen Freundschaftsbezeugungen dar; sie gewinnen größere Bedeutung, wenn wir berücksichtigen, daß keinem der Erwachsenen des Heimes von diesen Knaben Ähnliches bewiesen wurde.

Von Richard liegt eine Zeichnung vor (5. Februar), die er zum „Befehl" mitbrachte, dem Führer übergab und sagte: „Da, Herr H., da haben Sie etwas von uns, den Schotrim". Die Ausdrucksbewegung war nicht eine solche, mit der man schüchtern oder gerührt einem Jubilar ein Dekret überreicht, vielmehr eine, die auf wohlwollenden Respekt schließen ließ. Einen aktuellen Anlaß, dem Führer gerade an diesem Tage die Zeichnung zu überreichen, gab es nicht. Die Zeichnung stellt einen mit Blättern verzierten Davidstern dar, in dessen Mitte „H . . . Manhig" (Führer), darunter „dieses Herz bewachen die Baumgartner Schotrim" stand; an der linken Seite sind die Namen von 13 Mitgliedern geschrieben, an erster Stelle der des Zeichners selbst. Auf nachheriges Befragen, ob er schon Ähnliches gesehen oder getan habe, erklärte Richard, daß ihm „das so plötzlich eingefallen" sei. Beim Sammeln des Materials fiel uns eine zweite Zeichnung in die Hände, deren Entstehungszeit und Urheber nicht festgestellt werden konnte. Doch liegt nach der Art der Zeichnung offenbar ebenfalls eine von Richard vor. Sie trägt am oberen

Rande die Aufschrift: „Histadrut Haschotrim". In der Mitte ist über die ganze Blattfläche ein Davidstern gezeichnet, mit Blättern verziert. In den beiden oberen Seitenecken das Wort: „Baum—garten"; im Mittelfeld: „Hoch unser Manhig H . . . und F . . . . ." Darunter doppelt so groß die Buchstaben „H. H." (jedenfalls als Abkürzung für Histadruth Haschotrim).

Eine besondere Gruppierung der Knaben um den Führer wurde nicht beobachtet, die Intensität des Verkehres der Knaben mit den Führern hätte wohl auch diesbezüglich eine wesentliche Differenzierung aufweisen können, doch war eine ununterbrochene Registrierung unmöglich. Nach dem Abgang der Führer aus dem Heim wurden diese von Gruppen und einzelnen sehr häufig besucht, sie wurden aufgefordert, einen von ihrer Wohnung aus zu leitenden Geheimbund zu gründen, „dem die Schotrim alle angehören sollten"; (dem Wunsche konnte aus verschiedenen Gründen nicht nachgekommen werden.) Aversionen gegen die Führer beobachteten wir bei zwei Gelegenheiten: Emil, der mit sechs Kleinen turnte und dabei falsch erklärte und kommandierte, wurde vom Führer darauf aufmerksam gemacht. Er machte eine sehr abwehrende Handbewegung und sagte sehr gereizt: „Lassen Sie mich doch, ich weiß schon alles." Ähnliche Fälle ereigneten sich auch in dieser Vorturner-Epoche mit Richard und Markus. Den in seiner Wirkung größten Anlaß zur Ablehnung der Führer gab die Beleidigung des Vereines durch die Mädchen (S. 87): „Herr H., Sie kümmern sich nicht mehr um uns, wir sind nicht mehr so stramm, Sie auch nicht." Die Gefühle der Abneigung rückgängig zu machen, gelang nach einer Aussprache, in der sich die Führer zu regerem Verkehr mit den Knaben und für den Verein zu sorgen, verpflichteten.

Außer diesem Fall konnten wir nie bei den Knaben Ablehnung oder Auflehnung, auch nicht dort, wo die Forderungen an die Mitglieder unbequem waren, beobachten.

Die Freundschaften der Knaben.

Wenn bisher wesentliche Schwierigkeiten bei Bearbeitung des Materials und seiner methodischen Aneinanderreihung durch bewußte und unbewußte Herbeiführung von Analogien erleichtert oder überbrückt wurden, so sei dies ebenfalls als ein Symptom aufgefaßt, wie sehr eine morphologische Darstellung sich in den Oberschichten der zu behandelnden Materie bewegt. Freundschaftsbeziehungen sind schon bei Erwachsenen schwer zu beobachten und zu beschreiben, trotzdem Tagebücher, dem Freunde gewidmete Gedichte, Briefwechsel oder irgendein dokumentarisches Material vorhanden ist. Dies fällt bei Freundschaften von Knaben dieses Alters weg. Ausschließlich auf Beobachtung

durch Dritte ist die Forschung angewiesen. Nichts berechtigt uns bisher anzunehmen, daß diese Freundschaften spontan in Worten Ausdruck finden — und wenn, so scheinbar nur dort — wo sich diese Freundschaften entwickeln und pflegen lassen. Eine zusammenhängende Beobachtung ist dabei fast ausgeschlossen, vielmehr wird sich erst aus einzelnen Begebenheiten ein einigermaßen zusammenhängendes Bild ergeben können. In unserem Falle haben wir die Beobachtung betrieben und vermerkt, so oft sich uns dazu Gelegenheit bot.

Die während der ersten Monate beobachteten Freundschaftsbeziehungen zeigen ein Durcheinander in bezug auf die als „Freund" gewählte Person, was darauf verweisen mag, daß sie nicht einer bestimmten Person galten, vielmehr einem bestimmten Allfreundschaftsbedürfnis entsprungen waren. In den Äußerungen zeigt sich eine Art Gleichmäßigkeit, bezüglich Art und Zeitpunkt dieser Äußerung: Am Freitag Abend machte der Rufer mit Freiwilligen die Runde. „Wer will mitgehen, mit dem X. die Patrouille machen?" Die Art der Bewerbung — vor allem die Art der Auswahl durch den Machris berechtigt diese Handlung als Äußerung der Freundschaft aufzufassen — oder zumindest der Sympathie, denn „Du bist mir zu schwach — zu frech — mit dir war ich gestern, da war es schön, geh' heute auch mit" — sind Äußerungen, die die Auswahl als eine von sympathetischen Gefühlen bedingte, veranlaßte, erscheinen lassen. Bei Arbeiten gab es spontane Arbeitspartien, Zurufe: „Du warte dann auf mich", „ich trage dann auch einmal mit dir" und Ähnliches mehr. Freie Wahl bei Patrouillegängen, bei Übungen, beim Auslosen der Parteien, die Sitzordnung, die Wahl der Nachbarn beim Turnen, solange keine bestimmte Ordnung eingeführt war, boten hinreichend Gelegenheit zu beobachten und zu eruieren. (Von uns wurden aber nicht die Personen registriert, denen der Freundschaftsbeweis gelten sollte. Wir registrierten nur die Art der Freundschaftsbezeugung.) So fiel besonders das Liegen von zwei Knaben in einem Bette auf, das zwar von den Schlafsaalordnern untersagt war, bei Kontrolle von den Knaben mit „es ist allein zu kalt", „es sind zu wenig Decken" etc. entschuldigt wurde. Gideon lag mit seinen Brüdern, Robert mit seinem Bruder — später mit Jakob regelmäßig in einem Bett. Unsere Beobachtungen — nicht zahlenmäßige Ergebnisse — weisen darauf hin, daß dies häufiger bei Knaben nicht über zwölf Jahren üblich ist als bei älteren. Einen besonderen Fall weist die Stellung der beiden Knaben Robert und Jakob auf. Robert, seit der Turnergruppe Mitglied des Vereines, nahm Ende Februar nicht mehr an den Zusammenkünften, Befehlen teil. Markus erzählte, Robert sei ausgetreten, niemand konnte sagen warum. Wenige Tage nachher berichtete eine Lehrerin, daß Robert und

Jakob seit einigen Tagen unzertrennliche Freunde seien, immer nebeneinander säßen, sich küßten und streichelten. Jakob, zwölf Jahre alt, wurde seit einigen Wochen von den Altersgenossen „Mopsi" gerufen. Er war erst seit 25. Februar Mitglied des Vereines. Mit seinem Eintritt fällt zeitlich ungefähr das Ausbleiben Roberts zusammen, das erst durch die Äußerung der Lehrerin damit einen Zusammenhang vermuten ließ. Robert und Jakob waren seitdem unzertrennliche Freunde — stundenlang saßen sie auf einer Wiese in der Nähe des Heims, verzichteten oft auf Mahlzeiten. Dies ist der einzige klare Fall manifester Freundschaft.

Bei der Gartenbestellung gab es Gruppenbildungen nach freier Wahl, bei der, phantasiert, in den Mittelpunkt die Person des Führers oder die eines geehrten Mannes gestellt wurde. So sollte je ein Beet nach dem Leiter und nach den Führern benannt werden. Beim Vorlesen, bei Besprechungen mit den Führern, bei Spielen mit zwei Parteien ergaben sich die Gruppen so, daß einzelne Knaben weggestoßen wurden, zu der anderen Partei, zu einem anderen Anführer oder einer Sitzgelegenheit abseits vom Führer verwiesen wurden. So wurden einzelne, die der Mehrheit nicht gefielen, weggedrängt oder einer anderen Wahlgruppe zugewiesen.

Bei der Auflösung des Vereines stand uns dieses dürftige Beobachtungsmaterial zur Verfügung, mehr durch Zufall als absichtlich wurde es durch Aussagen der Knaben bei der nach der Auflösung angestellten Umfrage erweitert.

Bei der Umfrage wurde jeder der Knaben nach Alter, Größe etc. gefragt, respektive geprüft. Daran schloß sich die Frage: „Hattest du Freunde?" Die Antworten der erst befragten Knaben zeigten nach Wortfolge und Inhalt der gemachten Angaben manche Übereinstimmung oder merkwürdige Verschiedenheit, so daß wir ihr mehr Aufmerksamkeit schenkten, als anfangs beabsichtigt war. Die Ergebnisse dieser Umfrage folgen hier[1].

Die Frage lautete: „Ich bitte, hattest du einen Freund (die Betonung lag auf „Freund", nicht etwa auf einen) oder Freunde bei den Schotrim?" Wurde diese Frage beantwortet, folgte die zweite. „Wer war es?"

Auf die erste Frage wurde von zweiundzwanzig sofort bejahend geantwortet, von einem (1) zögernd bejahend, von einem (1) verneinend. Die Beantwortung der ersten drei Knaben ließ der Art der Beantwortung und der weiteren Fragestellung größere Bedeutung zukommen. „Mein bester

[1] Die weiteren Bedingungen, unter denen die Umfrage vorgenommen wurde, hier anzuführen, erübrigt sich wohl, da wir es als selbstverständlich erachten, daß auch im Rahmen dieser kurzen Umfrage die bisherigen Erfahrungen bei Aussageexperimenten weitgehend berücksichtigt wurden.

	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15	16	17	18	19	20	21	22	23	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX	X
1. Gruppe		6	23	16	6	5	14			8		—	20	17	4		VII		2	17		10					VI	17		6	II	15	III
		16		20		17						—	17	2			16											II		17	I		
				17								—	21				20														17		
2. Gruppe	8	I	IV*			2	V			18	3	—			20		I		III			V					2		II			
		II					III*			22		—			V		II		V			III					9		I			
												—			5		V*										VII					
3. Gruppe	II	4				III*					V*	—					6												2				
		17				VI*						—					2																
												—																					

Tab. 4.

Von vier Knaben wurde der Nennung einzelner Namen hinzugefügt: „Den hab' ich sehr gern gehabt." Die Genannten sind in obiger Tabelle mit einem * versehen. So wurden sechs Knaben — ausschließlich „Kleine" — bezeichnet.

Freund war," hieß die Antwort bei achtzehn Knaben. Dies hatte die Frage zur Folge: „Hattest du sonst noch einen Freund oder Freunde?" Diese Frage wurde von elf Knaben bejahend beantwortet. Bei vier Knaben war die Beantwortung so, daß zuerst Namen genannt wurden, darauf „und dann war mein Freund (war ich Freund — war ich befreundet) . . . ." Diese Teilung haben wir im Protokoll vermerkt. Zwei Knaben nannten überhaupt nur Namen nach einigem Nachdenken, trotzdem sie die erste Frage sofort bejaht hatten. Sie wurden darauf gefragt, „waren es sehr gute Freunde?" Dies wurde in beiden Fällen verneint.

Ein Knabe nannte nur nach langem Zögern einen Namen auf die Suggestivfrage: „Du hattest wirklich keinen Freund?"

Aus der Zusammenstellung der genannten Freunde ergab sich eine Dreiteilung der Freundestypen, und zwar in

die I. Gruppe die besten Freunde,
die II. Gruppe die guten Freunde,
die III. Gruppe die Freunde.

	Mit Rücksicht auf Gegenseitigkeit					Ohne Gegenseitigkeit				
	Im ganzen	Große	Kleine	Große zu Kleinen	Kleine zu Großen	Im ganzen	Große	Kleine	Große zu Kleinen	Kleine zu Großen
In I. Gruppe	3	2		1		13	9	1		3
In II. Gruppe						10	3	1	5	1
In III. Gruppe	1	1				4	1	2	1	
Von I. zur II. Gruppe	3	2		1						
Von I. zur III. Gruppe	1	1								
Von II. zur III. Gruppe										
Summa	8					27				

Tab. 5.

Nr.		2	3	4	5	6	8	9	10	14	15	16	17	18	20	21	22	23	I	II	III	IV	V	VI	VII
1. Gruppe	Gr.	2		1	1	2	1		1	1		3	5		3	1		1							1
	Kl.					1	1				1		3						1	2	1			1	
2. Gruppe	Gr.	1	1		1									1	1		1		2	3	3	1	5		
	Kl.	1						1											1	1					1
3. Gruppe	Gr.	1		1		1							1								1		1	1	
	Kl.	1																				1			
		6	1	2	2	4	2	1	1	1	1	3	9	1	4	1	1	1	4	6	5	2	6	2	2

Tab. 6.

Die Nennungen sind in Tabelle 4 (S. 115)[1] zusammengestellt:

Gefragt wurden . . . . . 24 Knaben
Genannt wurden . . . . . 33 (23, 10)[2] Namen
Genannt wurden . . . . . 67 (51, 16) Freundschaftsbeziehungen ohne Rücksicht auf Gegenseitigkeit.

Bei 24 konnte diese nicht kontrolliert werden. Es gab acht Freundschaftspaare.

Mehr als die Hälfte aller Freundschaften waren solche ohne Gegenseitigkeit (ohne Erwiderung). Die Gruppendifferenzierung in den freundschaftlichen Beziehungen ist in der Tabelle (5) (S. 116) zusammengestellt. Von den 67 genannten Freunden gehören 33 in die erste Gruppe, 25 in die zweite Gruppe, 9 in die dritte Gruppe. Die „Freundschaften" ohne Gegenseitigkeit überwiegen unter den Großen (vierzehn gegenüber zwei Fällen mit Kleinen). Kleine erwidern in sechs Fällen den Großen deren Freundschaft nicht, Große den Kleinen in fünf Fällen.

Unter Kleinen gibt es keine Freundespaare, gegen sechs unter Großen und zwei zwischen Großen und Kleinen. Als Freunde werden genannt:

einmal . . . . 10 (9, 1) Knaben
zweimal . . . 5 (3, 2) „
dreimal . . . . 1 (1, 0) „
viermal . . . . 3 (2, 1) Knaben
fünfmal . . . . 1 (0, 1) „
sechsmal . . . 3 (1, 2) „
neunmal . . . . . 1 (1, 0) Knaben

Die Nennungen verteilen sich auf die einzelnen Knaben laut Tabelle 6 (S. 117).

Folgende Zusammenstellungen zeigen an Beispielen, daß einzelne Freundschaften durch dritte und vierte hätten erwidert werden können. Dies hätte Freundschaftserwiderung durch Mittler zu bedeuten (die Pfeile zeigen die Richtung der Freundschaft an):

4 —› 20 ‹—› 17 ‹—› V —› 2 —› 4 oder
4 —› 20 ‹—› 17 ‹—› 2 —› 4 oder
4 —› 17 ‹—› 2 —› 4

17 und 20 erscheinen hier als Mittelpunkte, um die sich die anderen lagern und Erwiderung vermitteln können. 17 ist in allen Fällen Mittelpunkt, 2 in allen Fällen Mittler der Erwiderung; oder

6 —› 17 ‹—› VII —› 6

Gemeinsame Freundschaft zu VII kann 6 bei 17 nichterwiderte Freundschaft dennoch verschaffen.

Die Zusammenstellung der Beobachtungen und Aussagen ergeben:

a) Die Beobachtungen: Freundschaftliche Beziehungen der Knaben

[1] Statt der Namen haben wir Zahlen eingesetzt, so daß die „Großen" mit 1—23, die „Kleinen" mit I—X numeriert erscheinen. [2] Die erste Zahl in Klammer bedeutet „Große", die zweite „Kleine".

ließen sich dort vermuten, wo zu Handlungen, die allgemein geschätzt wurden, einzelne Knaben bestimmte Mithelfer sich wählten, so oft Wahlmöglichkeit geboten wurde;

wo der Verkehr einzelner Formen annahm, die durch Zärtlichkeiten (Arm in Arm gehen etc.) gekennzeichnet waren;

wo die Möglichkeit geboten war, einen Kameraden in der Schule, beim Verteilen des Essens etc. zu unterstützen;

wenn einzelne vor Gericht oder in Streitfällen offen Partei für den ergriffen, der im Unrecht war.

b) Die Aussagen: Alle Knaben — ein einziger ausgenommen — hatten Freunde;

der überwiegende Teil aller Freundschaften wurde nicht erwidert. (Von 67 nur 8 Freundespaare).

Große nennen 112 Prozent mehr Freunde als die Kleinen. (Von 23 Befragten nennen 15 Große 51, 7 Kleine 16 Freunde, einer keinen.)

In 220 Prozent der Fälle nennen Große wieder Große als Freunde, während Kleine 87 Prozent ihresgleichen nennen.

Große hatten mit einer Ausnahme nur Große als sehr gute Freunde.

65 Prozent ihrer „guten Freunde" sind bei Großen Kleine.

50 Prozent ihrer „Freunde" sind Kleine.

Kleine haben mehr „sehr gute Freunde" als andere Freunde.

Von ihren Freunden nennen sie 58 Prozent sehr gute, 29 Prozent gute Freunde.

50 Prozent ihrer sehr guten Freundschaften hatten sie mit Großen.

Einzelne wenige Knaben stehen im Mittelpunkt der freundschaftlichen Beziehungen.

Richard (Nr. 17) erscheint durch neunmalige Nennung von anderen und achtmalige Nennung von Freunden seinerseits mit einem Großteil der Mitglieder verbunden.

Philipp (II.) und Jakob (V.) werden sechsmal genannt, dabei meist von Großen.

Markus (2.) mit sechsmaliger Nennung hat Freunde aller Grade und Größen.

Emil, Aron, Werner erscheinen durch je drei Nennungen stark in erster Gruppe gebunden. Davon ist Werner und Emil mit Richard sehr gut befreundet (mit Gegenseitigkeit!).

Sieben Knaben werden nicht Freund genannt. Fünf von ihnen scheinen ihrerseits durch sehr gute Freunde, die sie nennen, gebunden. Einer hat keinen Freund und wird nicht Freund genannt. Einen (1) Freund nennen je einer in der zweiten und dritten Gruppe, ohne daß sie selbst genannt werden.

Die Züge.

Es bedarf hier nicht besonderer Beweise, daß die beiden Züge, der der Großen und der der Kleinen, nicht nur die organisatorische, sondern auch die organische Einheit des Vereines waren. (Vgl. Morphologie, erster Teil.)

Es handelt sich nunmehr darum, die Gruppendifferenzierung, soweit es das Material gestattet, klar zu legen. Im ersten Zug waren die Triebkräfte des Vereines vereinigt und verankert. Seine Analyse stellt damit nicht nur ihn, sondern auch zum großen Teil den Verein dar. Den Zug als solchen, nicht seine Angehörigen betrachtet, kennzeichnen zwei Gruppen: Die eine, bestehend aus den Führern, den Knaben Richard, Emil, auch Karl, Markus, Simon. Die andere Gruppe ist gebildet von den übrigen Knaben, die sich mehr, weniger an einzelne anschlossen. Richard und Emil können als Wirbelpunkte bezeichnet werden. Sie galten als die Repräsentanten des Vereines; beide waren ab 21. Dezember Mitglieder des Schülerausschusses; in Hingabe an den Verein waren sie unübertrefflich, an allen wichtigen und unwichtigen Funktionen beteiligt. Sie waren nie bestraft oder auch nur angeklagt, körperlich stramm, Emil mit Rücksicht auf seine Größe und Stärke beim Eintreffen im Heim besonders zur Aufnahme empfohlen. Richard von neun Knaben Freund genannt, war bei Besprechungen tonangebend und hatte auch sonst unzweifelhaft großen Einfluß auf alle Knaben. Mit den Führern sehr befreundet war Simon; er war mit anderen Knaben weniger befreundet, nur mit Emil durch engste Freundschaft verbunden. Markus, Karl, Robert, periodisch auch Hugo, standen zu den Führern in sehr gutem Verhältnis, zu einzelnen Knaben distanzierter, im allgemeinen befreundet. So ergab die Beobachtung unzweifelhaft Abneigung von Karl gegen Emil, wofür uns jede Begründung versagt blieb. Markus, durch Wochen hindurch mit Simon in gehässiger Feindschaft, versöhnte sich im Verein mit ihm; sie wurden die besten Freunde. Die Beobachtung gab uns keine Anhaltspunkte, die speziellen Gründe von Kollisionen und Aversionen irgendwie festzustellen. Dies liegt zum Teil in der Unmöglichkeit, bei der Massenbeobachtung spezielle Individualbeobachtungen einzuschieben, zum Teil in den bereits betonten Schwierigkeiten der Beobachtung von Freundschaften überhaupt. So war z. B. der Fall Markus-Simon nicht einmal allen Knaben, auch nicht den Führern bekannt, obzwar sie sich schon lange vor der Vereinsgründung als Feinde betrachteten. Erst nach zwei Monaten kam Simon zu einem der Führer und erzählte ihm von seiner Feindschaft mit Markus und fuhr fort: „Schauen Sie doch, der Emil will so gern haben, daß ich mit ihm gut werde. Was meinen Sie, soll ich es tun? Es ist ja richtig, daß in der H. H. eigentlich alle gut sein sollten." Am selben Abend erzählte er, daß er sich versöhnt habe.

An allen Mitgliedern, die ununterbrochen dem Verein angehörten, war die Gruppierung leicht zu erkennen. Schwerer feststellbar ist die Einreihung der aus dem Ausland Zurückgekehrten. Außer den durch Freundschaft und entscheidenden Einfluß bei der Gründung stark belasteten Knaben Max, Bruno, Franz und Aron, die aber bis zur Auflösung nicht zurückkehrten, hatten sich alle anderen mit Ausnahme der erwähnten über 160 cm Großen nach der Rückkehr wieder eingereiht. Daß sie sichtbare Wirkung nicht gehabt haben, ist außer Frage. Es sind Fälle beobachtet worden, wo den Zurückgekehrten von den Knaben gesagt wurde: „Jetzt ist es bei uns so und so." Ein restloses Aufgehen in den Verein scheint also nach einiger Zeit überhaupt erst möglich gewesen zu sein. Der Beobachtung fiel Rudolf auf, der als der Größte und Stärkste im Verein eine Mittelstellung zwischen eigentlichem Mitglied und Führer einnahm. Er hatte weder viele Freunde, noch war er sonst als Person bekannt, die Einfluß gehabt hätte, außer in Dienstangelegenheiten, in denen er ausschließlich autoritativ wirkte.

In der folgenden Tabelle (Tab. 7.) haben wir den Versuch unternommen, durch meßbare Größen die Rangierung der Mitglieder des ersten Zuges darzustellen. Wir wählten dazu die durch Messung gewonnene Körpergröße, die aktive Zugehörigkeit zum Verein nach Tagen berechnet und die Zahl der Freunde, die jeder Knabe nannte. Die Zahlen wurden in der jeweiligen Reihe geordnet, daraus der Platz in der Reihe und in der Gesamtheit bestimmt. Den ersten Platz nimmt Emil (Nr. 6.) ein, es folgen Richard (Nr. 17.), Rudolf (Nr. 23.), Markus (Nr. 5.), Karl (Nr. 2.), Franz (Nr. 3.), Bruno (Nr. 4.), Alex, Salomon, Leo, Saul, Max, Aron. In der Spitzengruppe der ersten acht Knaben bestätigt sich die beobachtete Rangierung bei Emil, Richard, Simon, Markus, Karl. Rudolf und Franz rangieren hier durch Größe begünstigt an dritter respektiver sechster Stelle.

Im zweiten Zug wird sich die Variationsbreite der konstatierten Merkmale schon auf Grund indirekter Beweise als geringer ergeben müssen. Die strenge Auswahl und der Ausschluß, — beides ging von den Knaben, nicht von den Führern aus — hatte die Übereinstimmung der Mehrheit zur Voraussetzung. Die Kleinen waren von der Übereinstimmung der Mehrheit über Vorzüge und Nachteile als Objekte abhängig. Alle Beobachtungen wiesen darauf hin, daß der Forderung nach Gehorsam von allen Knaben entsprochen wurde, daß ferner die Dienstfähigkeit zunahm, daß nach dem Ausschluß (15. Jänner) keinerlei Kollision in diesem Sinne sich mehr ergab. Die Aufnahme Adolfs in den ersten Zug nach fast achtwöchiger Probezeit stellte den einzigen Fall dar, bei dem ein Probeschoter in den ersten Zug aufrücken durfte. Die Beobachtung, daß die Kleinen bisweilen streng behandelt wurden, trifft auf ihn nicht zu. Von sechs Knaben wird er Freund genannt —

Nr.	Größe	Zugehörigkeit	Freundschaften	Summa	Platz
1	7·5	7	15·5	30	11
2	14	3	2	19	5
3	1·5	11·5	10	23	6·5
4	14	3	6	23	6·5
5	7·5	3	6	16·5	4
6	3	6	3·5	12 5	1
7	10·5	14	15·5	40	16
8	7·5	11·5	6	25	8
10	14	11·5	10	35 5	13
11	5	9	15·5	29 5	10
12	14	17	15·5	46 5	16
13	17	15·5	15·5	48	17
14	14	8	10	32	12
17	10·5	3	1	14·5	2·5
19	7 5	16	15·5	39	15
20	18	15·5	3·5	37	14
22	4	11·5	10	25·5	9
23	1·5	3	10	14·5	2 5

Tab. 7.

sämtliche sind Große. Zweimal wird dazu bemerkt: „Ihn hab' ich sehr gern gehabt."

Gustav ist nach den Freundschaften gleich stark an Große und Kleine gebunden. Er rechnete mit Hans Anfang März mit der Aufnahme in den ersten Zug, um die beide wiederholt baten. Hans wird als einziger des zweiten Zuges in der ersten Gruppe als Freund von einem des ersten Zuges genannt. Beide, wie die anderen Kleinen, entsprachen den für diesen Zug entscheidenden Charakteristika, die sich zusammenfassen lassen in: Unterordnung unter die Großen, wie diese sie fordern. In seinen Bestrebungen weist der zweite Zug mancherlei Analoga mit der Vorturnergruppe und dem Verein während der ersten Wochen seines Bestandes auf. Turnen; Dienst, Abenteuer, Anerkennung — letztere freilich nur von den Großen gefordert, nicht so sehr von den Heimeinwohnern — war mehr Sache der Kleinen als der Großen, zumindest gleichstark begehrt wie von diesen. Nur eine längere Beobachtung der Entwicklung der Kleinen im Verein hätte zeigen können, ob sich ein ähnlicher Wandel der Wünsche, Erlebnisquellen vollzogen hätte wie bei den Großen.

Das Heim und der Verein.

Die Grenzen einer soziologischen Untersuchung über den Verein und das Ganze des Heimes ließen sich nicht bestimmen und absehen, wollte man der Fülle der wechselseitigen Beziehungen und der Reaktionen gerecht werden. Hier ist daher das Material nur insoweit zur Verfügung gestellt, als es das Bemühen, ein übersichtliches Bild zu geben, erfordert. Mehr als eine Problemstellung: Reaktionen Erwachsener und Unerwachsener auf geschlossene Gruppen Jugendlicher ist daraus nicht zu entnehmen. Auch nur der Versuch, daraus Allgemeingültiges zu formulieren, hieße die Beweiskraft der hier mitgeteilten Beobachtungen ungebührlich überlasten.

Noch vor der Gründung war es offensichtlich, daß die Erwachsenen, mit denen die Knaben in täglichen Verkehr traten, (Lehrer, Helfer in der Werkstatt und beim Spiel, Pflege- und Küchenpersonal, Verwaltung) nach ihrer Stellung, nach Verkehrsform etc. zu Unerwachsenen in zwei Gruppen sich teilten. Die eine, häuptsächlich Lehrer und Helfer, verhielt sich vorwiegend abwartend zu allem Tun der Knaben, sie nahmen die Schikanen einer Gepäcksvisitierung in den ersten Wochen des Bestandes für ebenso selbstverständlich hin wie der überwiegende Teil der Kinder selbst. Die Gründung des Vereines nahmen die pädagogisch oder jugendkundlich Interessierten freudig zur Kenntnis, die anderen hatten aber ebenfalls eine derartige Stellung zu den Kindern, wie sie in der gewiß eigenartigen Heimverfassung und -verwaltung zum Ausdruck kommt.

Von dieser Gruppe oder von einzelnen von ihnen wurde fast nie gesprochen. Persönliche Dienstleistungen, meist kleine Gefälligkeiten, schien man ihnen gern zu leisten. Da im weiteren Verkehr jedes Mißtrauen wegfiel, soll sich auch mit wachsendem Glauben an Achtung und Anerkennung durch die Erwachsenen ein mehr unpersönliches Interesse der Knaben an ihnen durchgesetzt haben (so wurde z. B. ein Konflikt mit dem Werkstättenleiter so ausgetragen, daß seine Person, deren Zuneigung man sicher war, dabei von den Knaben selbst gänzlich außer Spiel blieb, während eine Maßnahme von ihm in der Werkstatt umso gründlicher kritisiert wurde). Es ist uns kein Fall bekannt, daß einer der Erwachsenen von einem der Knaben belogen worden wäre. (Die pädagogischen Konsequenzen sind zum Teil in dem mehrfach zitierten Buch Bernfelds beschrieben.)

Die Stellung dieser Erwachsenen können wir als eine fördernde bezeichnen. Im Bemühen nach einer Machtstellung hatte der Verein deren Anerkennung sicher. Aber auch die zweite Gruppe, von der sofort die Rede sein wird, versagte diese nicht, solange private Dienstleistung der Knaben mit nicht mehr als mit Dank zu vergelten war. Als die Notwendigkeit solcher Dienstleistungen mit fortschreitender Stabilisierung des Heimes seltener wurde, dabei aber die Ansprüche der Knaben größer, vor allem die Bewertung ihrer eigenen Arbeit, die lohnlos geleistet wurde, sich vergrößerte und mehrte, ließ auch die Toleranz der Erwachsenen nach und einzelne von ihnen zeigten bald ihre Machtmittel, indem sie etwa beim Verteilen der Wäsche bevorzugten oder zurücksetzten, den Knaben und der von ihnen eifersüchtig bewachten Schulgemeinde zum Trotz. Ergab sich aber eine für die Verwaltung wichtige Arbeit, an der das Mitwirken der Knaben zur Beschleunigung oder Verbilligung erwünscht war, wurden sie sehr höflich darum ersucht, nachher aber sofort wieder in der sonst üblichen Art, der eben Waisenkinder gewöhnlich ausgesetzt sind, behandelt. Offensichtlich erfuhr der Verein als solcher eine andere Bewertung als die von ihm geleistete Arbeit — jener war mit seinem fanatischen Ordnungssinn, mit seinen Kontrollen, Visitierungen, aber auch mit seinen Forderungen nach Ordnung, die auch die Erwachsenen unter allen Umständen einhalten sollten, mehr gehaßt, verwünscht als bewundert, geachtet, wie es hinwiederum den Erwartungen der Knaben entsprochen hätte, — diese, die Arbeit, war nötig, oft der Bequemlichkeit wegen erwünscht, der Verwaltung aber hätte sie eine Ersparung fremder Arbeitskräfte mit allen daraus sich ergebenden Folgen zu bedeuten gehabt. So mögen sich sehr bald, noch bevor es die Führer merkten, in den Knaben selbst mancherlei Konflikte abgespielt haben, die bei dem in der Chronik geschilderten Konflikt mit der Verwaltung vollends sich zeigten. Von den Führern völlig

verstanden, und nachdem sie — von ihnen gänzlich unbeeinflußt — die lohnlose, freiwillige Arbeit vorgeschlagen hatten, auch unterstützt, leisteten sie nunmehr für Verwaltung und einzelne unbeliebte Erwachsene nur solche Arbeiten, die mit Zustimmung aller, vor allem nunmehr auch der Führer empfohlen waren. Freiwillige Dienste allerdings leisteten die Knaben nur den beliebten Personen; nicht selten aber erst inständige Bitte provozierend, wenn es sich um eine Person handelte, deren Zuneigung man nicht ganz sicher war. Markus — vierzehn Jahre alt — wurde von einer Pflegerin nicht sehr freundlich aufgefordert, Kohlen zu holen. Zuerst weigerte sich Markus, darauf sagte die Pflegerin, er sei doch „Wächter", worauf er nach kurzer Überlegung sagte: „Nun ich will es tun, aber nicht, weil ich ein Schoter bin, sondern weil ich nicht haben will, daß in ihrem Zimmer auch so kalt ist wie bei uns im Schlafsaal." Wenn es schon eines Appells bedurfte, um eine Dienstleistung der Knaben für einen Erwachsenen zu veranlassen, so war scheinbar der Hinweis auf die Vereinszugehörigkeit das beste Mittel. Die bedingte Einstellung der Knaben zu der zweiten Gruppe Erwachsener schwand nicht, sie scheint sich vielmehr mit fortschreitender Festigung des Vereines, mit der wachsenden Machtstellung im Heim noch verschärft zu haben. Auf Seiten der Knaben wurde den Erwachsenen dieselbe zurückhaltende, nie gröbliche Behandlung zuteil, wie allen Kindern des Heimes, da es für Erwachsene keinerlei Vorrechte gab, die ihnen den Anschein geben konnten, als seien sie wichtiger oder besser nicht kraft ihrer Einsichten, Erfahrungen und deren menschlichen Auswirkungen als vielmehr deshalb, weil sie die physisch Stärkeren, die Mächtigeren sein können.

Bei den Kindern selbst hat erst die Differenzierung der Turnergruppe eine sichtbare Wirkung gehabt, die sich, wie teilweise bereits geschildert, im Zusehen beim Turnen etc. zeigt. Die Vereinsgründung selbst wurde von den Kindern mit keinerlei Äußerungen der Billigung oder Ablehnung begleitet. Die ersten den Verein anerkennenden Gesetze scheinen in ihrer Tragweite nicht von allen Kindern abgeschätzt worden zu sein. Erst nach einigen Tagen kamen Knaben und Mädchen aller Altersstufen, um wie ehemals beim Turnen so jetzt beim Exerzieren zuzusehen — insbesondere aber dem, was „Befehl" genannt wurde, wandte sich ihre Aufmerksamkeit zu. Die für die Kinder fremdsprachige Kommandosprache löste wider Erwarten kein Gelächter oder Ähnliches aus (wie wir es bei anderen Kindern mehrfach beobachten konnten); einzelne der kleineren Knaben, die sich immer bemühten, Mitglieder zu werden, erkundigten sich nach der Bedeutung der Kommandoworte, die sie in ihren Nachahmungs(Identifikations-)spielen richtig anwendeten. Dem größeren Teil der Heimeinwohner scheint die wirkliche Bedeutung dieser

Worte nicht bekannt gewesen zu sein[1]. Wir beobachteten aber auch sehr oft, wie die kleinen Knaben und eine Gruppe von Mädchen, von denen im folgenden die Rede sein wird, als Zuseher die gegebenen Kommandos mitausführten, sich zumindest sichtlich bemühten, die Worte zu verstehen und sie durchzuführen. Scheiterten aber diese Bemühungen, so wandelte sich meist ihr Bemühen mitzutun in das zu stören. Gelernte Übungen aber wurden einzelnen Mitgliedern oder den Führern gezeigt, deren Anerkennung herausgelockt, worauf dann regelmäßig der Antrag kam, „auch Schoter" zu werden.

Eine Gruppe acht- bis zwölfjähriger Mädchen tat sich insofern hervor und fiel als Gruppe uns zum erstenmal dabei auf, daß sie sich beim Turnen der Knaben heimlich hinter deren Reihen aufstellte, sehr ernst mitturnte, sofort aber sehr störte, sobald sie schwierigere Übungen nicht mehr leisten konnte. Einige begannen darauf zu lachen, die anderen aber absichtlich zu stören und freuten sich, wenn dies gelang. Ein Gesetz der Schulgemeinde verbietet, daß „die Schotrim beim Turnen gestört werden dürfen". Die Stellung der Knaben zu diesen Mädchen war eine ablehnende; die anderen Mädchen fanden bis auf den Konflikt anläßlich des Mädchenfestes keine besondere Beachtung. Diese achtzig bis hundert Mädchen standen dem Verein teils wohlwollend, teils uninterressiert gegenüber. Sie — insbesondere die größeren von ihnen — bezeichneten ihn als für sie ungemäß. Alle Vorrechte anerkannten sie sowohl bei deren Beratung in der Schulgemeinde als auch bei der Durchführung. Dem Verein selbst galt das als Erfüllung der geforderten Anerkennung, Unterordnung, Bewunderung, auf die ein Teil seiner Bestrebungen schon in den ersten Wochen abzuzielen schien. Wir beobachteten, daß die Knaben bei Arbeiten, besonders beim Tragen von Kasten etc., leicht brutal wurden, wenn ein Mädchen nicht rasch genug aus dem Wege ging, eine Tür nicht gefällig und untertänig öffnete. Andererseits aber konnten wir auch immer wieder das Bemühen der Knaben um Gunst und Anerkennung mit ihren Mitteln der Ritterlichkeit, der Repräsentation wahrnehmen. Oft beobachteten wir, daß der Schritt beim Marschieren im Turnraum bedeutend strammer, lauter wurde, sobald sich die Marschierenden der Saalseite näherten, an der die Zuseher standen. Eine Aufforderung zum strammen Marschieren oder zum Turnen erging nie von den Führern. Es schien vielmehr automatisch einzusetzen und könnte höchstens auf Grund einer Übereinkunft vor dem Marschieren zustande gekommen sein, wenn wir schon nicht annehmen, daß es aus der Summierung mehrerer einzelner, die sich bemühten, laut zu marschieren, entstand.

[1] Ob und inwieweit diesem Kommando die Bewertung und Wirkung der Geheimsprachen zukommt, können wir nach dem uns bekannten Material nicht ermessen.

Diese hier mitgeteilten Tatsachen fügen sich in das Gesamtbild derart ein, daß es sich hier erübrigt, den psychologischen Erörterungen des Ganzen vorzugreifen.

Von den Knaben, die nicht dem Verein angehörten, sind die bereits mitgeteilten Beobachtungen bekannt, die uns vorwiegend auf das Bemühen verweisen, Mitglied zu werden. Da dies keine prinzipielle, sondern mehr eine Frage der Zeit war, konnten sich auch die gegenseitigen Beziehungen wesentlich anders als die zu den Mädchen gestalten. Die kleinen Knaben kamen zum überwiegenden Teil in ein Abhängigkeitsverhältnis, das mit dem verpflichteten Gehorchen begann und mit dem Wunsch nach Aufnahme in den zweiten Zug gewöhnlich endete. Bedenken wir hiebei die korrespondierenden Wünsche der beiden Gruppen — „kommandiert werden, kommandieren zu dürfen" — so ergibt sich daraus ein Plus für diese beiden Gruppen gegenüber dem Minus zwischen Mädchen und Verein, das als Resultat von Macht- und Herrschwünschen gegen Neid, Auflehnung, mißglückte Identifizierung aufzufassen sein wird.

Durch vier Monate hindurch hat sozusagen der Verein diese im Seelischen der Kinder bedingte Situation für sich ausgenützt, indem er durch sein Wesen und vor allem Wirken alle männlichen Mitglieder des Heims für sich gewann. Während dieser Zeit festigte sich sein Ansehen. Aber schon anfangs März (fünfter Monat) ergaben sich einzelne wichtige Umstände, die neben dem Verein eine zweite Machtgruppe entstehen ließen. Die Institution der Schulgemeinde hatte, wie aus verschiedenen Äußerungen, die einer Untersuchung für sich bedürften, zu entnehmen ist, eine wesentliche Verschiebung der Affekte in einzelnen Kindern hervorgerufen, die zu dieser Zeit greifbare Formen annahm. Sie wurden scheinbar von drei Fünfzehn- bis Sechzehnjährigen getragen, die mit Erwachsenen in keinem engeren Zusammenhang standen. Sie, die den militaristischen Formen des Vereines nie sehr billigend gegenüberstanden, bemühten sich, das Interesse für die Schulgemeinde zu vertiefen, ihre Autorität, die bisher teilweise über den Verein ging (er war der bestellte Wächter außerhalb der Wohn- und Lernräume) direkt auf sie zu übertragen. Daß nunmehr neben dem vorwiegenden Heimideal, ein Schoter zu sein, sich ein anderes aufrichtete, entging den Beobachtern nicht. Während der Zeit unserer Anwesenheit ließ sich nur nicht ermitteln, wie weit dies tatsächlich schon durchgeführt war. Die Stellung der Führer im Heim, die Zugehörigkeit von zwei Mitgliedern zum Schülerausschuß aber lassen einen offenen Kampf der beiden Gruppen nicht als wahrscheinlich betrachten. Im Monate März gab es sehr selten Zuseher beim Turnen. Aber der Bestand des Vereines wurde wohl von allen als gesichert und für die Sozietät als nützlich bezeichnet.

Zur Psychologie des Vereines.

I.

Daß eine Gruppe, wie die hier beschriebene, ohne Rücksicht auf ihre (fast durchwegs gleichbleibende mißliche) materielle Lage in verhältnismäßig kurzer Zeit einen so deutlichen Wandel in den Formen und Inhalten ihrer Gruppierung vornimmt, soll uns Anlaß sein, jenen, gewiß nicht zu unterschätzenden Anteil an der menschlichen Gesellung, den materiellen, hier nicht an erste Stelle der Erklärungsversuche zu setzen. So wenig uns auch bisher von der Genesis menschlicher Gesellschaften bekannt wurde, so lassen sich doch die ganz wenigen Ergebnisse der Kinderpsychologie als gesichert betrachten, die uns die eine Form kindlicher Vergesellschaftung — und zwar die im Spiel — als eine psychisch determinierte hinstellt. So sehr geteilt auch die Meinungen sind, ob daran ein oder mehrere Grundtriebe beteiligt sind, so steht es doch fest, daß wir es mit einem psychisch determinierten Phänomen zu tun haben. Alle Untersuchungen über Gesellschaften Unerwachsener werden aber solange auch weiterhin unvollkommen sein, als uns nicht eine Reihe von Arbeiten vorliegt, die primitivere soziale Gebilde (Sozialspiele wie Vater, Mutter, Schule und dergleichen) von Kindern behandeln und aus denen die Genese komplizierterer kindlicher Gesellschaften abzuleiten wäre. Solche Arbeiten, Hand in Hand mit den Fortschritten der Tierpsychologie, der Psychologie Primitiver usw. werden uns erst gestatten, die erstrebte kausale Erklärung zu erreichen.

Ob und in welchem Ausmaße wir es im vorliegenden Fall mit früheren Gesellungen der Knaben zu tun haben, konnten wir nicht untersuchen, da uns keinerlei frühere Beobachtungen vorlagen, die Knaben aber selbst durchwegs negative Angaben machten. Fußballspielen, Schwindelgruppen in den früheren Heimen sprechen dafür, die von uns beobachtete rücksichtslose Selbstsucht, Neid, Eigenbrödelei, Ignoranz gegen alle gesellschaftlichen Einrichtungen sprechen dagegen. Von sozialen Gefühlen war wenig, von sozialem Bewußtsein soviel wie nichts zu beobachten. Soweit wir jedoch die Schwindelgruppen zu den dem sozialen Bewußtsein entstammenden zählen, müssen wir betonen, daß es sich dabei um spontane, vorübergehende Gruppen gehandelt haben wird.

Daß das Turnen anfangs in der Turnergruppe keineswegs als der Ausdruck eines Wunsches, Bedürfnisses nach Gemeinsamkeiten, Geselligkeit angesehen wurde, ergibt sich aus den zahlreichen Fällen rücksichtslosen Verhaltens gegen Mitturner, wenn auch schon in den ersten Turnstunden einzelne Tendenzen der Knaben nach Auswahl zu merken waren (so insbesondere die Tendenz der Großen nebeneinanderzustehen, die der

Kleinen, bei den Großen stehen zu dürfen). Im Vordergrund der Begehrungen stand aber unzweifelhaft das Turnen als solches, das hieß für den Turnlehrer ruhig stehen, Bewegungen nur auf Befehl ausführen etc. — für die Knaben aber auch kommandiert werden — ermahnt, einzelnen auch angeschrien werden, jedenfalls aber allen unbedingter Gehorsam. Einzelne dieser Wünsche wurden offenbar intensiviert und realisiert durch freiwillige Wiederholungen außer den Turnstunden, indem ein Knabe das Kommando übernahm. Dem Turnlehrer gegenüber wurden die von ihm nur während des Turnens verlangten Formen, wie vor allem das „Strammstehen", auch außerhalb des Turnraumes, sogar in der Schule angewendet. Während wir nach der Terminologie der Spieltheoretiker[1] das Fußballspiel der Knaben als von Kampftrieben bedingt ansehen müssen, bleibt uns für die hier bekannt gewordenen Formen des Turnens nur die sehr allgemeine Annahme eines Triebes nach Bewegung, Rhythmus. Beide, das Fußballspielen wie das Turnen, blieben als adäquate Ausdrucksformen nebeneinander bestehen, es schien sich in ihnen nicht nur ein Teil des gesamten Trieblebens zu erschöpfen, sondern auch zu berühren, indem die Formen des einen (Rücksichtslosigkeit, Siegessucht) in die des anderen getragen wurden und umgekehrt (bei der Zusammenstellung der Fußballparteien waren Turner am Benehmen etc. von Nicht-Turnern bald zu unterscheiden). Die Übergänge von der Turner- zur Vorturnergruppe aber zeigen bei einzelnen Knaben einen deutlichen Triebwandel, indem sie neben der passiven, rezeptiven Form des Turnens, des Kommandiertwerdens die aktive, einzelne sozusagen auch die produktive gesetzt haben, erkenntlich daran, daß sie die Lust des Turnens zeitweilig mit der, das Turnen zu veranlassen und zu leiten, vertauschen, dabei neue Übungen sich ausdenken, die durchzuführen offensichtlich viel zu schwer sind, aber von den Vorturnenden doch versucht werden. Dabei findet das Verhältnis von Turnlehrer zu Turnern eine Wiederholung in der nunmehr errichteten autoritativen Instanz zwischen einzelnen Vorturnenden und den kleineren Knaben, die Objekte des Kommandiertwerdens darstellen. Beim Turnen mit dem Lehrer zeigt es sich aber, daß auch bei den Vorturnern die Lust, passiv beteiligt zu sein, neben der anderen bestehen bleibt.

Wir haben es somit mit drei Typen Turnender zu tun gehabt: 1. der Turnlehrer, 2. die Knaben, durchschnittlich dreizehn- bis sechzehnjährige als Turnende und Vorturnende, 3. die kleinen Knaben als nur Turnende. Wir wissen, welche Entwicklung die Vorturnergruppe genommen hätte, wäre diese Dreigliederung beibehalten worden. Schon bei den ersten Kommandierversuchen

[1] Vergleiche K. Groos: Das Spiel als Katharsis. Zeitschr. f. pädag. Psych. u. experim. Pädag. Jahrg. 1910.

einzelner stellte es sich heraus, daß sie Lücken in ihrer Kenntnis der Kommandoworte, der Übungen hatten, die ihre Absichten und damit den gewünschten Erfolg störten. Sie wußten nicht nur nichts mit ihrer Gruppe anzufangen, sondern mußten es auf sich nehmen, daß einzelne „Kleine" sich lustig zu machen begannen. Damit war aber auch der erwartete Erfolg ihrer Tätigkeit unmöglich, sie gaben sie auf — nicht resignierend, sondern nur abwartend: Ausschluß der „Kleinen", Isolierung des Turnlehrers (Führers) von ihnen, intensivstes Turnen in abgeschlossenen Räumen, „wir sind die Vorturner", „wir werden Feste, Schauturnen veranstalten". Statt eine Gruppe Kleiner zu kommandieren und zu beaufsichtigen, wird lieber „Kommandierschule" verlangt, dabei eine Gruppe eigener Kameraden kommandiert, die zwar nicht weniger kritisch als die Kleinen, die aber bewußt nur vorübergehend Objekte sind und es selbst auch nicht besser können. Alle aber wünschten, es gut zu lernen. Trotzdem erwehrt sich das Kommandieren der Knaben auch hier nicht des Komischen und einzelne zeigen deutliche Versuche, das Ganze immer ins Lustige zu ziehen, werden aber von den Knaben selbst scharf zurechtgewiesen.

Der Wunsch der Knaben, Herrscher über die Kleinen zu sein, war gescheitert, der Trieb zu herrschen blieb unbefriedigt, er nimmt mehr sich selbst als Ziel, führt also zur Selbstbeherrschung, hat aber nach wie vor das frühere Ziel vor Augen. Dadurch wird das ganze Vorturnen mehr Ernsthandlung als (bewußte) Spielhandlung. Sie gleicht weder der des kleinen Kindes, das sich mehr weniger im Phantasieren (Sully[1]) bewegt, noch der des Erwachsenen, der restlos die Realität mißt und bewertet. Die psychische Funktion, die die Existenz der Vorturnergruppe auslöste, schwankte zwischen zwei Ausdrucksformen: Spiel oder Ernst, Wunscherfüllung im Phantasierten oder in einer Realität.

Schon an zwei Stellen hatten wir Anlaß, auf die Stellung des Turnlehrers (nunmehr Führer genannt) zu verweisen. Die mit seiner Person — zu der unmittelbar mit der Vereinsgründung die des anderen, F., kam — im Zusammenhang stehenden Affekte der Knaben, Zuneigung, Ablehnung, Separation etc. stehen in engem Zusammenhang mit dem anderen Trieb- und dem beschriebenen Affektwandel. In der Turngruppe war der Turnlehrer vorwiegend Mittel zum Zweck. Standen ihm auch nach wenigen Tagen einzelne bereits persönlich näher, so war er doch erst als zentraler Mittelpunkt des Ganzen erkennbar, als die sonst besten Turner, deren Vorturnen bei den Kleinen nicht Erfolg hatte, zu ihm kamen, immer mehr

[1] Sully, Studies on Childhood. London 1896.

Gewicht darauf legten, daß er nur mit ihnen turne, nicht zuviel mit den Kleinen. Während diese — zirka sechs Knaben — jedoch mehrere Tage hindurch zu den Kleinen als Vorturnende zurückkehrten, blieb der größere Teil beim Führer, turnte ausschließlich mit ihm, ging mit ihm Arm in Arm. Sie schlossen sich ihm früher enger an als die sechs Vorturnenden, die insofern einen Widerstand gegen den Führer zu überwinden hatten, als sie sich von ihm bei ihrem Kommandieren beobachtet, kontrolliert fühlten und sich von ihm Verbesserungen vor den „Kleinen" gefallen lassen mußten; dadurch wurde ihre Unfähigkeit zum Vorturnen, allerdings in sehr milder Form, erwiesen. Die Lust, vom Turnlehrer kommandiert zu werden und dabei von ihm etwas zu lernen, kollidiert mit der von ihm ausgehenden oder verstärkten Unlust, die aus der Abneigung der Kleinen gegen sie als Vorturner erwuchs. Sie wird aber sofort unaktuell, als sie zur Einsicht kommen, daß ihre Vorturnversuche mißlungen sind. Damit wurde aber dem Führer volle Würdigung zuteil; er wurde jetzt restlos zu dem, was er sein wollte: Turnlehrer — und darin trafen sich die beiderseitigen Interessen. Der Führer wurde zum Wunschobjekt. Was Monroe[1] an amerikanischen Kindern nachweist, daß sie zu Freunden solche Menschen haben möchten, die das sind, was sie selbst nicht sind, aber gerne sein möchten, trifft auch in diesem Falle zu.

So können wir schon aus dieser Triebkonstellation die Wandlung einer ursprünglich (zumindest scheinbaren) sachlichen Beziehung in eine persönliche verfolgen. Die ehemals besten Turner und eifrigsten Vorturner stießen mit voller Macht und Wunsch nach dem Führer auf ihn und zu den Knaben, die sich schon Tage vorher vom Vorturnen zurückgezogen hatten und im allabendlichen Turnen mit dem Führer beisammen waren. Mit Beibehaltung des anfangs angestrebten Zieles (Turnen) wurde dessen Realisierung in einen kleineren, ausgewählten Kreis verlegt.

Die ersten Arbeiten der Vorturner waren zum Teil nach deren eigenen Äußerungen mit der Absicht, das eigene Ansehen zu erhöhen und dem Führer damit einen Dienst zu tun, geschehen. Einzelne Kasualia zeigen sogar, daß Arbeiten unter Umständen direkt davon abhängig gemacht wurden. Die Beobachtungen während der Arbeiten lehren, daß auf den Arbeitseffekt großer Wert gelegt wurde, so daß die ihn begleitenden Gefühle nach ihrer Qualität ähnlich oder gleich früher konstatierten zu sein scheinen. So zeigen die mit der Abrichtung der Kleinen verbundenen Gefühle in den Äußerungen z. B. des Kraftbewußtseins gleiche oder ähnliche Formen

[1] Monroe, Über die Entwicklung des sozialen Bewußtseins. Berlin 1899.

(Ausdrucksbewegungen) wie die mit der Schilderung einer schweren Arbeit verbundenen. Die Art, wie die Hilfe des Führers sowohl beim Turnen mit den Kleinen als auch beim Möbeltragen abgelehnt wurde, wie beides scheinbar mehr Lust brachte, je anstrengender, intensiver es verlangt wurde, je rücksichtsloser und ohne Schonung ihrerseits und der Objekte sie dabei sein konnten. Die Annahme, daß in dieser Epoche (21. November bis 21. Dezember) bereits stärkere altruistische Triebe auf das Ganze des Heimes bezüglich gewirkt haben, scheint uns nach dem Tatsachenmaterial unzulässig. Wenn auch dem Heim wesentliche Vorteile aus den Arbeiten und aus der sozialen Wirkung erwuchsen, so weisen die im Verein selbst wirkenden Tendenzen keineswegs daraufhin. Sie lassen einwandfrei erkennen, daß sie als Maßnahmen ein eigenes, ohne Rücksicht auf die anderen Heimeinwohner gestecktes Ziel zu erreichen suchen, das als Ganzes mit Anerkennung, Hochachtung, Wertung durch alle Heimeinwohner zu bezeichnen ist. Vor ihm treten die früheren zentralen Wünsche zu turnen, zu raufen in den Hintergrund, ohne jedoch gänzlich aufgegeben zu werden. Trotzdem müssen wir aber einen beträchtlichen Teil aller Auswirkungen des Vereines als unmittelbar sozial fördernd bezeichnen, wenn wir berücksichtigen, daß die egoistischen Triebe doch eine Änderung — nicht in ihren Zielen, — sondern in ihren Formen und Wirkungen zeigten. Die Emotionen der Knaben waren nach kurzer Zeit in ihren Formen weicher, verfeinerter, als kämen sie erst nach scharfer Kontrolle zutage. Der Wunsch, ähnlich dem Führer zu sein, den wir oben mit Monroe agnosziert haben, zeigte sich nicht mehr durch lautes Schreien statt Kommandierens, nicht durch sinnloses An-einen-Arm-hängen, wenn freundschaftliches, aber distanziertes Nebeneinandergehen angemessener war. Nachahmung schien immer mehr an Stelle einer unbewußten Identifikation zu treten. So scheint neben dem Wunsch, dem Führer (oder sonst einem der wirkenden Menschen) gleich zu sein, der, ihm ähnlich zu werden, sich durchgesetzt zu haben; an Stelle einer phantasierten Wunscherfüllung scheint das Streben nach offenbarer Realisierung getreten zu sein. Einige Einrichtungen des Vereines dürfen als die Mittel, dies zu ermöglichen, aufgefaßt werden. Daß die abendliche Patrouille um das Lager bei stürmischem Wetter ganz besonders bei den Kindern und einigen Mitgliedern starke Gefühle der Furcht, Vorstellungen des Unheimlichen und Gefahrvollen hervorrief, läßt dieses Tun der Knaben großartiger erscheinen als es seinem Wert entsprach, bewirkte aber, daß diese Knaben mit den sie begleitenden Führern als mutig, heroisch, im Gegensatz zu den Beobachtern selbst (und dem ganzen Heim) galten. Ähnlich wirkten die Einrichtungen, daß der Machris (Rufer) bei Abwesenheit der Inspektion

(eines Führers) dessen Stelle einnahm, sobald sich etwas ereignete (Diebstahl, dringliche Arbeit etc.); auch hier ließ sich nachweisen, wie nach kurzer Zeit, während die einzelnen Knaben blind Führer mimten, das Streben nach tatsächlichem Gleichtun sich durchsetzte. An Stelle der halluzinatorischen, von der Realität meist weit entfernten Wunscherfüllung (hier der, dem Führer gleich zu sein), tritt auch hier das Streben, der Wirklichkeit näher zu kommen, sie möglichst zu erreichen.

So sehr aber doch diese Wünsche zu gefallen, geachtet zu werden etc., der Realisierung zugeführt wurden, so sehr dadurch die Funktion des Vereines im Ganzen des Heimes an Bedeutung gewann und immer mehr von seinen Kräften in Anspruch nahm, ein beträchtlicher Teil von allem blieb doch unerfüllt. Wir müssen das annehmen, ob wir nun bedenken, wieviele der im Laufe der Wochen geäußerten Wünsche unerfüllt blieben (Uniform, Wachzimmer, Trommel etc. etc.) oder ob wir wiederum einige Handlungen der Knaben auf diesen Gehalt hin prüfen.

An Abenden, an denen die Knaben mit den Führern beisammen saßen, äußerten sie manchmal den Wunsch, zahlreicher zu sein: von neuen Zügen sprachen sie, die sie dann und dann aufstellen wollten. Dagegen erwähnten wir bereits früher, wie rigoros sie bei der Auswahl Neuaufzunehmender vorgingen, daß nicht nur Kleine abgewiesen wurden, sondern auch mancher der Gleich-Großen keine Aufnahme fand. Der enge Zusammenschluß der Mitglieder, ihre Exklusivität, die Separation des Führers von den Kleinen, die Monopolisierung einzelner Arbeiten für den Verein einerseits, die Wünsche nach Zuwachs und die damit verbundenen Tagträumereien andererseits, ergeben hier diesbezüglich einen Unterschied zwischen Wunsch und Realität, der nicht einmal Anstoß zu einem Versuch gab, ihn zu überbrücken. Die Einzigartigkeit des Vereines realisierte er, soweit es seine Beziehungen zur Umwelt (Heim) gestatteten, der übrige Teil blieb als Wunsch bestehen, wurde als solcher in Gesprächen eingehend besprochen, auf ihn kam man immer wieder zurück; außerhalb des Vereines aber schienen diese Wünsche nicht zu bestehen, nach außen wurde der Verein als ein Vollkommenes repräsentiert, ausgegeben; insbesondere den Kleinen gegenüber als das schlechthin Vollkommene hingestellt. Wenn es nun bei einer abgelehnten Neuaufnahme hieß: „Er paßt nicht zu uns," so heißt das nicht nur, er besitzt nicht die physischen Dispositionen, bei uns zu sein, sondern er besitzt auch nicht die psychischen: er kann unsere Phantasien nicht verstehen, nicht mitmachen, er wird zu ihrer Verwirklichung nichts beitragen. Die Aufnahme der Kleinen und ihr wochenlanges Warten auf endgültige Aufnahme, die doch nie erfolgte, lassen uns diese Maßnahme

mehr als eine egoistische erscheinen als eine atruistische. Nicht darum scheint es sich gehandelt zu haben, durch Neuaufnahmen die Arbeitsfähigkeit des Vereines dem Heim zu erhalten oder Kleinere in den Kreis geordneter Verhältnisse einzubeziehen, sondern dessen Selbstherrlichkeit zu bewahren, auch weiterhin die Gruppe von zwanzig zu sein, die das Heim bewegt, beherrscht und beglückt. Der ehemals in der Vorturnergruppe deutlich wirkende Trieb zu herrschen, zu kommandieren, zeigt sich auch nach der Aufnahme Kleinerer wieder, hier freilich wesentlich verändert in seinen Ausdrucksformen, milder und geselliger, dabei auch mehr tatsächliche Befriedigung bietend. Die Kleinen sind nicht mehr allein Objekte einer Lust, sondern auch Subjekte eines gemeinsamen Wollens, Mithelfer, ein egoistisches Ziel zu erreichen.

Der Ausschluß von drei Knaben am 15. Jänner und das Verharren bei einer Mitgliederzahl von 16 durch vier Wochen zeigt uns, welche Wichtigkeit einer Gefährdung der Vereinsideale beigemessen wurde; denn das ungemäße Verhalten von auch nur drei Knaben bedeutete eine Störung in den Verwirklichungsbestrebungen des Vereines, in dem es keine Rücksicht auf solche gab, die dem Vereinsideal nicht entsprachen.

Wenn wir nunmehr untersuchen, welchen Einfluß die Anwesenheit Erwachsener im Heim auf die innere Entwicklung des Vereines gehabt hat, so ergibt sich vor allem ein Plus für die Erwachsenen aus der Aetiologie abzuleiten, und aus der Einstellung zu den erwachsenen Führern. Zweifellos haben nunmehr die Erwachsenen im Bewußtsein der Knaben eine wesentliche Rolle gespielt, und zwar nach den beiden bereits geschilderten Gruppen von Erwachsenen (Kap. Heim und Verein) eine verschiedene. Die Stellung zu der pädagogisch interessierten Gruppe war bald fixiert; sie äußerte sich bekanntlich in der ununterbrochenen Korrespondenz von Wünschen nach Achtung etc. bei den Knaben und größter Bereitwilligkeit, diese zu leisten, bei den Erwachsenen. Da sowohl bei den Erwachsenen als auch bei den Knaben die Stellung der Führer zu den einen wie zu den anderen dafür maßgebend war, wieviel der Schikanen bei Visitierungen oder dergleichen man sich gefallen ließ, konnte von diesen aus immer wieder das ganze positive Verhältnis der beiden Partner ventiliert werden. Denn es war oft nötig, die subjektiv verständlichen, objektiv meist grundlosen Kränkungen, die Erwachsene vorgaben erfahren zu haben, in das richtige Licht zu stellen und immer wieder darauf zu dringen, daß es nichts anderes als gekränkte Eitelkeit jedes einzelnen ist, wenn er das Tun der Knaben einer Kritik von seinem Standpunkt aus unterziehe. Dagegen haben sich bei den Knaben auch nur kleine Hinweise auf zweifelhaftes, ungemäßes Handeln meist als sehr

wirksam bewährt, insbesondere dann, wenn aus den Worten des Berichtigenden, Tadelnden weniger eigene Gekränktheit als das Interesse sprach, den Verein seinem Ideal näher zu bringen.

Der psychologische Vorteil, den diese Erwachsenen boten, besteht unzweifelhaft darin, daß sie die Wünsche der Knaben zum Teil insoweit realisieren halfen, als es die Gesamtsituation im Heim gestattete, ohne daß sie sich berufen fühlten, Schranken zu setzen, wo der geäußerte Wille der Knaben diese nicht wünschte. Somit realisierten sie durch ihre Anerkennung ein Stück Welt der Knaben, sie waren selbst oft erwünschte Objekte für diese und gehörten somit zum Inventarium des Vereines (im Gegensatz zu den meisten Kinderspielen, wo Erwachsene zumeist unerwünscht sind). Sie halfen aber vor allem ein Stück kindlicher Auflehnung gegen Erwachsene, die bei den im Heim vereinigten Waisenkindern besonders stark sich äußerte, überwinden. Sie galt nach einigen Wochen als aufgehoben, wenn sie nicht durch das Verhalten der anderen pädagogisch nicht oder wenig interessierten Gruppe wiederum veranlaßt wurde. Diese Gruppe hatte vor allem gegen das ständige Mißtrauen der Knaben zu kämpfen, wenn einer aus ihr sein Verhältnis zu den Knaben zu ändern wünschte und darnach sein Verhalten einrichtete. Einzelne Ereignisse (Chronik 25. November) veranlaßten eine tiefe Erschütterung der Knaben, die ihre bisherigen Erfolge gefährdet sahen, sofort ihre ehemalige Ablehnung gegen Erwachsene wiederum geltend machten, den Führer ablehnten, von ihm, dem Verein, für Minuten nichts wissen wollten. Wir müssen aber auch diese Gruppe insofern als förderlich bezeichnen, als sie gerade durch entgegengesetzte Tendenzen neue Impulse im Verein hervorrief, die auf Überwindung der von ihr ausgehenden Tendenzen abzielten. Die in ihrem Verhalten zu Unerwachsenen diametral entgegengesetzten Gruppen von Erwachsenen im Heim lieferten sozusagen ein Stück Spannkraft, aus der der Verein Auflehnung, Machtbegierden, Feindschaft, aber auch Gefühle der Zufriedenheit, der Erfüllung von Wünschen ableitete. Die einen, ausgehend von ihrem traditionellen Erwachsenenrecht, sind als die Widersacher der kindlichen Bestrebungen anzusehen, die anderen als die Förderer, Verwirklicher dieser Bestrebungen. Die einen hätten leicht das Tun des Vereines zu einem Spiel machen können, in dem sie die Triebumsetzung in eine Realität nicht konsequenzlos gestattet hätten, die anderen hätten durch ihr Interesse leicht zuviel der Realisierung geboten, so daß der halluzinatorische Anteil an der Handlung — eine für Kinder wie für Jugendliche wohl charakteristische Erscheinung — verloren gehen konnte. (Wie sehr die angedeutete Stellung Erwachsener zu Jugendgruppen auf deren Struktur wirkt, wird der Jugendforschung nicht schwierig sein nachzu-

weisen, wenn sie etwa die mannigfachen Formen jugendlicher Gesellschaften auf diesen Anteil hin prüft.)

Legitim stand den Realisierungstendenzen des Vereines nur die Schulgemeinde-Versammlung entgegen; aber auch in ihr wurde nie (einen Fall ausgenommen S. 84 unten) gegen den Verein etwas unternommen. Dagegen äußerte der Schülerausschuß (in dessen Händen die Leitung der Schulgemeinde lag) dem Heimleiter zweimal Bedenken gegen den Verein. Einmal gleich nach seiner Gründung als Befürchtung, die Knaben könnten durch allgemeine Militarisierung des Heims die Demokratie, die einzelnen vorschwebte, gefährden. Das zweitemal im Monate März, als die Schulgemeinde-Versammlungen immer regere Anteilnahme der Kinder zeigten und die Mitglieder des Vereines sich deutlich als geschlossene Gruppe bei Abstimmungen und dergleichen erwiesen. Dies glich aber keineswegs einer parlamentarischen Fraktion, äußerte sich vielmehr spontan ohne von einer Ideologie — wie sie etwa einzelne Jugendliche damals bereits durchzusetzen versuchten (Menschlichkeit und dergl.), getragen zu werden. Das geschlossene, entschiedene Abstimmen der Knaben, das nicht immer in den gewünschten Formen sich abwickelte (die Knaben schrien einander zu, mitzustimmen), fiel aber immer mit solchen Punkten der Tagesordnung zusammen, wo der Verein in irgend einer Form (Feste, Gartenbau, Theatergehen etc.), in irgend einer Weise für sich ein Recht, ein Vorrecht vor den anderen geltend machte. Zweifellos betrachtete er sich als ein besonderes Gebilde in der Schulgemeinde, und zwar nicht nur als ein besonderes neben anderen, die durch die Schulgemeinde zusammengefaßt würden, sondern als ein über ihr stehendes. Darin kollidierte er nun offenbar mit den beiden Mitgliedern des Schülerausschusses, dem 16jährigen S. und der ebenso alten R., (während die drei anderen Mitglieder des Schülerausschusses gleichzeitig dem Verein angehörten). Diese beiden, die mit S. in Kameradschaften vereinigten Nichtmitglieder, mit R. die große Zahl der charitativ wirkenden „Vereinigung zur Arbeit“ (vergl. Seite 88) hätten alle gern den Verein eingefügt gesehen in eine harmonische Schulgemeinde aller[1]. Scheint diese

[1] So wenig es auch zulässig sein darf, die psychologischen Erfahrungen der Baumgartner Schulgemeinde zu verallgemeinern, so scheint dieser Fall doch den Vertretern der Idee freier Schulgemeinden darin rechtzugeben, daß die Zensuren und Kontrollen — heute von Erwachsenen gegenüber Kindern praktiziert — auch in der Selbstverwaltung nicht verloren gehen. Auch wenn zu der Zeit des oben geschilderten Falles dem Verein von den Erwachsenen kein Widerstand entgegengesetzt worden wäre, hätte der Verein doch nicht hemmungslos seine Wünsche realisieren können.

Bestrebung schon schwer realisierbar wegen der in den Kindern noch aus der früheren Zeit wirkenden egoistischen Tendenzen, die von einem so umfassenden Organismus wie die Schulgemeinde nicht leicht und rasch aufgehoben (transformiert) werden könnten, so ergibt sich aus der psychischen Struktur der Knaben (so z. B. aus der Bewertung der Größe, aus der Ablehnung der Mädchen) der triebhafte Widerstand gegen jede Erweiterung ihrer Beziehungen zum „Du" von selbst.

Die bisher verfolgte Triebrichtung führt zweifellos zur Errichtung eines ausschließlichen Machtbereiches, der je nach seinem Gehalt an Realisierungsmöglichkeit sozial fördernd wirkt, bis zur Auflösung des Vereines aber noch keine Anhaltspunkte gewährt, die auf eine Erweiterung und Vertiefung nach geselligem Zusammenschluß einer größeren Zahl schließen lassen. Als Ganzes ist der Verein in seinem Wesen und Wirken sozial fördernd, und zwar solange als er nicht von anderen Gruppen gefährdet wird.

II.

Eine wesentliche Vertiefung in den hier beschriebenen Fall gewährt uns die Anwendung der Lehre und Forschungsmethode der Psychoanalyse.

Wir hatten doppelten Anlaß gehabt, uns für alles kleinliche Tun und Lassen der Kinder bei ihrem Einzug in das Heim sehr zu interessieren. Einmal waren es die Klagen vor allem des Pflegepersonals und einer Schar Jugendlicher. Sie alle klagten über Unsauberkeit („wie die kleinen Kinder",) Bettnässen, absichtliches Beschmutzen der Kleider, der Wände, insbesondere der Klosette. Dann die Beobachtungen der Lehrer, die eine ununterbrochene Kette von Klagen über derlei „Unarten", über Beschmutzen und Verwüsten von Büchern, Heften, Papieren, — über Unverträglichkeit, Bosheit, Raufsucht etc. darstellen. Für die Knaben schien es nur bei einer Gelegenheit Sozietät zu geben: beim Fußballspielen, welches exzessiv und rücksichtslos roh betrieben wurde. Abends wurden einzelne Gruppen zu zweien eng nebeneinander im Bett angetroffen, wozu schon damals meistens grundlos Kälte oder Bettmangel angegeben wurde. Ob und welche Phantasievorstellungen die masturbatorische Betätigung, die in den meisten Fällen einzeln betrieben wurde, an der sich aber auch Sechs- bis Zehnjährige beteiligten, begleiteten, konnten wir nicht ermitteln.

Koprophilie, sadomasochistische Partialtriebe, auch Autoerotik — von der Psychoanalyse als vorwiegende infantile Sexualbetätigung erkannt und nachgewiesen — sehen wir zum Teil sehr stark hypertrophiert noch oder wieder vorhanden. Ich- und Sexualtriebe, in der infantilen Konstitution

verankert, ließen nach der Menge der Befriedigung, die ihnen gewohnheitsmäßig gewährt wurde, jede zensorische Schranke vermissen oder unberücksichtigt. Keiner dieser Tiebregungen schien das Schicksal der Verdrängung widerfahren zu sein, weil eben keine dieser Lustbefriedigungen mit anderen Vorsätzen in Widerspruch geraten war. Die Begründung dafür — wie später eingehender behandelt wird — finden wir im Mangel jeglichen Idealbildes, jedes kritischen Maßstabes für sich selbst. Impulse, Wünsche nach Reinlichkeit, Ordnung, bestimmten Formen beim Essen — Schlafen, Klosettbenützung, Reinigen der Schuhe, Wäschewechsel — dann Freundlichkeit, Zutrauen, Aufrichtigkeit etc., waren fast allen so fremd wie einem Neugeborenen. Damit ist aber nicht gesagt, daß es den Kindern unbekannt gewesen wäre, das Leben in anderen Formen abspielen zu lassen; sie hatten gewiß sehr oft in Schule, früheren Heimen oder von Pflegeeltern davon gehört. Es fehlte ihnen nur der innere Anstoß dazu, derartige Formalitäten zu pflegen und sich an sie zu klammern, — damit auch die Gefahr auf sich zu nehmen, ein früheres lustvolles Tun oder Nichttun unlustvoll zu empfinden. Freundschaft Erwachsener war im Heim nur mit diesem Risiko zu erlangen, aber dazu war für die Kinder noch keine Nötigung vorhanden, es zu wagen. Die Aussicht auf Essenzubußen, auf Bevorzugung in der Schule, auf die Freundschaft eines Lehrers oder einer Lehrerin stellten noch nicht soviel Lust in Aussicht, als daß der damit verbundene Lustentzug schon aufgewogen worden wäre. Weitere und tiefere Einblicke in die Gesamtpsyche der 240 Waisen blieben uns versagt, dadurch auch eine Genealogie der Triebregungen, wie diese sich unter den sozial ungünstigsten Verhältnissen entwickelt haben.

Diese Gesamtsituation trifft in allen Teilen auch auf die späteren Vereinsmitglieder zu. Mit der Einführung des Turnens schienen sich vor allem starke sadomasochistische Partialtriebe ergeben zu haben, auf die nach Intensität, turnerischer Wertlosigkeit mit allen Begleiterscheinungen, wie angeschrien zu werden etc., nicht unberechtigt zu schließen ist. Alle anderen Erklärungsmöglichkeiten, die das Turnen gewähren mag, treten in unserem Fall eben als Möglichkeiten vor obiger Tatsache zurück. Ebenso scheint uns die Frage nach dem Grunde gerade dieser (sadomasochistischen) Fixierung in den Hintergrund zu treten. Daß schon zu dieser Zeit andere Partialtriebe wirkten, sei damit nicht irgendwie bezweifelt (insbesondere wollen wir keineswegs das Primat der Genitalzone in Abrede stellen). Daß das Turnen neben der masochistischen auch Genitallust bot, scheint uns auch im vorliegenden Falle nicht zweifelhaft. Das wesentliche in der Entwicklung des Vereins ist aber die Tatsache, daß er sich erst dann in irgend eine Richtung ver-

änderte, wenn ein Teil seiner Mitglieder eine bestimmte Konstitution überwunden hatte und sich gemeinsam in die neue Phase begab. Da die Symptome und Beobachtungen eine allgemeine masochistische Fixierung ergeben, muß auch dieses Stadium als ein im Wesen gerade von diesen Triebregungen beherrschtes angesehen werden.

Bei der Abspaltung der Vorturner, überhaupt bei Berücksichtigung der Tatsache, daß eine Scheidung zwischen Kleinen und Großen stattgefunden hat, scheint ein starkes Vorherrschen von Ichtrieben eine wesentliche Rolle gespielt zu haben. Die überaus große Bedeutung, die dem Essen und anderen lebenswichtigen Funktionen beigemessen wurde, bestärkt uns in der Vermutung, daß die Monopolisierung vom Essen als Lohn, Begünstigungen durch den Turnlehrer etc. ebenfalls Anlaß zur Trennung der Großen von den Kleinen gewesen sein mag. Wie weit im Anschluß an die Befriedigung der Ichtriebe sich Sexualtriebe angelehnt haben, wie es Freud beschreibt[1], läßt sich im Rahmen dieser Arbeit nicht diskutieren. Die Sexualtriebe erweisen sich hier selbständig — also losgelöst von Ichtrieben und befriedigen durch die Lust, die die Partialtriebe bieten. Daß durch die Spaltung Turner — Vorturner den letzteren quantitativ mehr Lust geboten war, als zur Zeit, wo diese noch mit den „Kleineren" turnen mußten, erwähnten jene selbst. Ob wir es bei der von den „Großen" mit herbeigeführten Teilung in „Kleine und Große" mit einer unbewußten Höherwertung des eigenen Genitale gegenüber dem der „Kleinen" zu tun haben, ist bei der nachgewiesenen Bedeutung derartiger Vergleiche nicht auszuschließen.

Die infolge der Beachtung durch die Heimeinwohner (Kinder) und die nunmehr einsetzende Vereins-Funktion gehobene Icheinschätzung und die erprobte Erkenntnis, daß ein Teil der im Turnen gewährten Lustbefriedigung eigentlich unabhängig vom Zweiten durch Selbstkommandieren zu verschaffen sei, hat eine Libidofixierung an das eigene Ich „analog der ersten autoerotischen Sexualbefriedigung, die im Anschluß an lebenswichtige der Selbsterhaltung dienende Funktionen erlebt"[1] wurden, im Gefolge. Diese Libidofixierung an das Ich ist eine sekundäre, d. h. sie hat ein neuentdecktes Ich zu ihrem Ziel, neuentdeckt zum Unterschied vom Ich an sich, das im frühinfantilen, primären Narzißmus Liebesobjekt an sich war. Diese Fixierung wurde unter Modalitäten vorgenommen, die wir kulturell bedingt nennen können. Es war keine Ichverliebtheit in den eigenen Körper schlechthin, vielmehr in einen, der gewissen Anforderungen entsprechen mußte, kurzhin in das Idealich. Ein Krüppel z. B. hätte es in unserem Verein nie zu einer sekundären

[1] S. Freud: Zur Einführung des Narzißmus. Kl. Schriften zur Neurosenlehre und Jahrb. f. Psya. VI, 1914.

narzißtischen Libidofixierung bringen können, weil eben sein aktuelles Ich mit dem imaginären, mit dem idealen Ich in zu großem Widerspruch gestanden wäre. Daraus ergibt sich, daß ein „Idealich" zur Gesellschaftsbildung nur dann beiträgt, wenn die einzelnen Individuen ein gewisses Maß von Gleichartigkeit repräsentieren können. Es sei hier nochmals auf die tabellarische Zusammenstellung einzelner Merkmale, die im Idealich bestimmt eine Rolle spielten, im Kapitel „Die Züge" verwiesen.

Die Bildung des Ichideals, eine Erscheinung bei fast allen Jugendlichen, entstammt in unserem Falle der Tatsache, daß das eigene Ich mit seiner analen, primitiven Libidofixierung mit den sozialen und kulturellen Anforderungen der Gesellschaft[1] im Heim nicht mehr Schritt halten konnte, daß sogar die sadomasochistische Libidobefriedigung durch Schwächen des eigenen Ich (Mängel und Fehler im Kommandieren etc., etc.) in Frage gestellt wurde. Einerseits wollten die Kleinen lieber mit dem Führer selbst turnen, andererseits war dieser dadurch so beschäftigt, daß er für die Großen weniger Zeit erübrigte. Die Errichtung des Ichideales war also unter zwei Gesichtspunkten vorgenommen: 1. seine Errichtung als Ideal schlechthin, kurz Konstatierung dessen, was dem eigenen Ich fehlte, und was es werden sollte, 2. Einsetzen des Verdrängungsmechanismus dort, wo die libidinösen Triebregungen „in Konflikt mit den kulturellen (hier auch sozialen) und ethischen Vorstellungen (hier besser Wünschen) des Individuums geraten."

Nach Freud geht die Verdrängung vom Ich (Selbstachtung des Ich) aus und wird nach der Differenz zwischen Ideal-Ich und aktuellem Ich mehr oder weniger psychische Potenz erfordern. Das gleiche in unserem Fall: Im Momente, wo einerseits die Befriedigung der sadomasochistischen Partialtriebe durch eigene Unzulänglichkeit gefährdet erschien, andererseits schon durch homosexuelle Fixierung an Aktualität verloren hatte, setzte die Verdrängung jener libidinösen Triebregungen ein, die nach den nunmehrigen Vorstellungen des Individuums ungünstig oder auch konfliktvoll sich gestalteten. Aus der sadistischen Lust z. B., planlos und streng zu kommandieren, wurde der Wunsch nach dem selbst gut kommandieren können, der Wunsch nach Erfüllung des Ideal-Ich. Damit wäre dann nicht nur den sadistischen Triebregungen Befriedigung möglich, sondern auch die Gunst des Führers zu erlangen. Die Verdrängung steht also hier im Dienste zweier Triebe: dem der Erhöhung des Ichs und dem der Gewinnung des Sexualobjektes. Was von

[1] Freud nennt als Anregung zur Bildung des Ichideales den durch die Stimme vermittelten Einfluß der Eltern, an welche sich im Laufe der Zeiten die Erzieher, Lehrer, die Mitmenschen, die öffentliche Meinung angeschlossen hatten. (Zur Einführung des Narzißmus s. o.)

letzterem „schlecht" genannt wird, was Objekt seiner Kritik, Grund der Abneigung war, soll beseitigt, was für gut befunden, soll geübt und manifestiert werden.

Die Personen der Führer als nunmehrige teilweise Objekte der Libidofixierung haben schon vorher bei der Errichtung des Ichideals eine Rolle gespielt, nur mit dem Unterschied zur nunmehrigen Situation, daß bei der Bildung des Ichideals die Personen (die späteren Objekte) sich noch nicht in primäre Beziehungen zum Ich begeben hatten, vielmehr nur in eine Hilfsbeziehung: Die Anregung zur Bildung des Ichideals war vorwiegend von den Führern selbst ausgegangen. Homosexuelle Libido für die Führer an und für sich frei, mußte in das Ichideal investiert werden. 1. weil das eigene Ich vorläufig stärkstes Liebesobjekt, 2. weil Erwiderung und Befriedigung durch die Führer von der Erfüllung des Ichideals bei den Knaben von ihnen selbst abhing. Diese Errichtung des Ichideals stieß auf reale Hindernisse (leises Kommando, turnerische Unzulänglichkeit etc.), es wurden die Personen der Führer als Maßstab herangezogen und das gewünscht und geliebt, was dem eigenen Ich noch fehlte. Der sekundäre Narzißmus hatte eine Objektwahl zur Folge, die dem einen des Freudschen narzißtischen Typus „was man selbst sein möchte" entspricht. Er besteht neben der Fixierung an das Sexualobjekt unverändert weiter.

Eine der sozial bedeutsamsten Erscheinungen im Verein ist — ebenfalls in Anlehnung an die mehrfach zitierte Arbeit Freuds agnosziert — „die Errichtung der besonderen psychischen Instanz, welche die Aufgabe erfüllt, über die Sicherung der narzißtischen Befriedigung aus dem Ichideal zu wachen, und in dieser Absicht das aktuelle Ich unausgesetzt beobachtet und am Ideal mißt". Was wir im morphologischen Teil als „Vereinsgesinnung" festzustellen uns bemühten, ist zum Teil Bestandteil jener Funktion, die als Gewissen die agnoszierte Instanz versieht. Die Kontrolle bei der Errichtung des Ichideals und der Realisierungsarbeit mußte Auswahl, Beschränkung, Überwachung, Mißtrauen, Ausschluß, Sorge, Klage der Knaben herbeiführen, um das eigene Ich vor den eigenen nunmehr störend empfundenen Trieben und vor den Folgen, die aus denen der anderen sich ergeben konnten, zu beschützen. — Das Wesen dieser Gewissensfunktion war kulturell unbestimmt; es mußte erst wie das Ichideal selbst sozial gestaltet werden. Die Tendenzen, die deren sozial günstige Gestaltungen herbeiführten, waren von den Anregern des Ichideals, den späteren Liebesobjekten, getragen. Ein gemeinsames Ichideal mehrerer kann zu deren Soziierung führen, die an sich kulturell indifferent, erst durch den Träger des Ichideals selbst entscheidend bestimmt wird.

Die bisher detaillierte und unübersichtliche Auseinandersetzung des Triebwandels und der Dynamik sei hier zusammengefaßt.

Turner- und Vorturnergruppe waren fast ausschließlich vom sadomasochistischen Partialtrieb beherrscht.

Dessen Mächtigkeit, wie überhaupt die der prägenitalen Sexualkonstitution, wurde überwunden durch den sekundären Narzißmus.

Anlaß zum sekundären Narzißmus gaben: 1. persönliche Mängel, die schon die sadomasochistische Libidobefriedigung gefährdeten; 2. erhöhtes Interesse für den eigenen Körper durch erhöhte Aufmerksamkeit der Umwelt und durch die im Turnen kennen gelernte Organlust, die vom eigenen Körper ausgehen konnte.

Der Narzißmus galt nicht dem Ich schlechthin, sondern einem Ideal-Ich. Die Notwendigkeit eines Ichideals ergab sich aus dem selbsterkannten Mangel an Fähigkeiten und aus den Anforderungen der Gesellschaft, insbesondere des Turnlehrers (der Führer).

Die Person des Turnlehrers scheint erst nach oder gleichzeitig mit der narzißtischen Fixierung nach dem Typus, „was man selbst sein möchte", als Objekt gewählt zu sein. Er ist somit analog der ersten infantilen Objektwahl zum Teil den eigenen Befriedigungserlebnissen (Sadismus, Masochismus vom Turnlehrer geboten) entnommen.

Mit der Vereinsgründung setzte die Realisierung des Ichideals ein. Die zahlreichen und vielseitigen Dienste, gegenseitige Aneiferung, restlose Hingabe der Knaben an den Verein, weit mehr als an den Führer, weisen hinreichend auf seinen manifesten Gehalt hin. Die soziale Bedeutung eines gemeinsamen Ichideals zeigte sich übermächtig in der Errichtung einer eng geschlossenen Sozietät, die immerwährend auf neue Mittel sann, sich von der Außenwelt abzuschließen und sich doch in ihr hervorzuheben. So erscheint uns schließlich der Wunsch nach Uniform, das den Führern angetragene „Du", die Bedeutung der Signalpfeifen, die ganz besondere Bewertung und Einschätzung der Armbinden als ein großer Wunsch nach Hebung des Ich, teils dadurch, daß man seine besonderen Vorzüge zeigte, teils, daß man es nur für wenige und sorgfältig Erwählte zugänglich machte, dadurch begehrenswerter, geachteter. Bis zur Neuaufnahme Jüngerer weisen die Symptome auf Überwiegen von manifestem Narzißmus gegenüber manifester Libidofixierung an die Führer hin. Erst die Neuaufnahme Jüngerer hatte eine weitgehende Liebesmanifestation der Großen zu den Führern im Gefolge. Der Wandel der Libidofixierung der Kleinen war ebenso wie bei den Großen. Auch sie hatten Führer und Große zum Vorbild und mit deren Bilde als Gewissensinstanz störende Partialtriebe zu überwinden, sie im Rahmen der Sozietät, in die aufgenommen zu werden sie die Ehre hatten, zu gestalten. Ihre Rolle im Verein war eine passive, daher erscheinen sie bei psychologischer

Betrachtung ausschließlich als Objekte des Tuns. Bei der Einstellung der Großen zu ihnen haben wir zwei Typen zu berücksichtigen; dem einen dienten die Kleinen als Objekte des Kommandierens, der Zucht, der Zuneigung, Vorliebe, Bewachung. Von ihnen haben wir sechs Knaben genannt; den anderen, die zwar auch einzelne oder den ganzen Zug der Kleinen beobachteten, ihn sogar streng bewachten, scheint der zweite Zug ausschließlich Mittel gewesen zu sein, die verminderte Mitgliederzahl wieder aufzufüllen, wieder soviele wie früher zu sein, ebenso viel Aufsehen beim Marschieren zu erregen wie früher. Sie scheinen ohne inneren Zusammenhang die strengsten Wächter der Kleinen gewesen zu sein. Nach den „Freundschaften" zu urteilen, ergibt sich eine stärkere Fixierung der Kleinen an Große als umgekehrt. („Sehr gute Freunde" sind den Großen nur Große; Kleine werden meist als gute Freunde genannt, in vier Fällen werden sie bezeichnet „den hab' ich sehr gern gehabt".)

Einzelne Knaben konnten nach zahlenmäßiger Darstellung schon im Kapitel Freundschaften als Mittelpunkte von Freundeskreisen gezeigt werden. Es scheint, daß wir es hier mit solchen Individuen zu tun haben, die als Wirbelpunkte in Jugendgruppen und Gemeinschaften in Erscheinung treten. Die Gruppierung um sie läßt das Maß homosexueller Fixierung nicht als ein bei allen gleiches erscheinen, zeigt vielmehr, daß Anziehung und Ablehnung interindividuell differenziert war. Dadurch ist der Charakter unseres Vereines eindeutig bestimmt. Führer und ganz wenige Knaben (Richard, Emil, Aaron, Markus) im Mittelpunkt des Vereines von allen geliebt; diese selbst wieder gruppiert nach Intensität und Quantität der von ihnen ausgehenden und auf sie gerichteten Libido. Die Beobachtungen der Knaben lassen jede heterosexuelle Tendenz vermissen. Wie weit diese durch unbewußte Mutteridentifikation einzelner gerade im Verein die homosexuelle Objektwahl mitbedingten, könnten nur Individualanalysen nachweisen. Die ablehnende Stellung gegen Mädchen zeigte sich deutlich im geschilderten Verhalten (Kapitel Heim und Verein) gegenüber denen, die mitturnten oder selbst Schotrim werden wollten. Sie läßt sich unschwer auf das große Maß eigener Sexualüberschätzung zurückführen, das wir einerseits als Überkompensation eines infantilen Kastrationskomplexes (Beschneidung), andererseits als eine Folge der Icheinschätzung, Fixierung an einen „Großen" als Ichideal, Abschluß der „Kleinen", besonders gegenüber Mädchen als wirksam annehmen könnten.

Den Anforderungen speziell für Beschreibung von Schülervereinen in der zitierten Arbeit Bernfelds scheint uns hier speziell nach Punkt 2

„Analyse der Bedingungen der Eigenart von Vereinsindividualitäten" Genüge getan zu sein. „Den Zusammenhang der allgemein vereinsbildenden Faktoren mit Grundtrieben" haben wir hier zum Teil festgestellt, zum Teil dessen Möglichkeit erwähnt. Der in derselben Arbeit vorgenommene erstmalige Versuch einer schematischen Einteilung von Schülervereinen läßt sich auf unseren Verein nicht anwenden. Die Bedingungen, unter denen die Gruppe vorwiegend sich zusammenschließt, sind bei Schülervereinen vorwiegend äußere, vor allem verschiedene Wünsche der sich Gesellenden, deren Realisierung die Gesellschaft, Schule, Elternhaus sonst verwehren. Der Schülerverein ist somit die eigene Welt für seine Mitglieder im Gegensatz zu der ihm konträren Umwelt. Unserem Verein waren durch die besondere Heimverfassung derartige Reaktionen unmöglich; das Heim war ihm nicht Objekt der Abneigung, gegen das sich seine Aktionen richteten, sondern für das er wirkte. Die Annahme ist nicht abzuweisen, daß es sich um eine Einbeziehung des Heimes in das Gesamtich des Vereines handelte. Von ähnlichen Grundtrieben wie andere Jugendvereine bedingt, war seine soziale Wirkung weit über den Kreis der Knaben ausgedehnt. Ein wesentliches Charakteristikum des Schülervereines, der Widerspruch zwischen phantasiertem Vereinsziel und realer Erfüllung, ist in unserem Falle weit weniger deutlich ausgeprägt und weist auch in dieser Richtung auf bestimmte Formen kindlichen Seelenlebens unter derartigen, bisher unerprobten Bedingungen hin. Die auf Realisierung aller Wünsche und Vorsätze eingestellte Vereinstätigkeit scheint nur mit jenen wenigen und seltenen Jugendgruppen vergleichbar, welche oft im weitesten Umfang Bewegungen in der Jugend hervorrufen und durch tatsächliche Realisierungsversuche sozial bedeutender wirksam werden, als die unzähligen Jugendvereine, die allerorts bestehen. Psychisch wohl von denselben Grundtrieben bedingt, ist die soziale Auswirkung von Knabenvereinen davon abhängig, ob sie sich in dem jugendlichen Milieu (wie in unserem Falle) oder ob sie sich in der Gesellschaft der Erwachsenen oder sogar mit ihnen vollzieht. Die allgemeine soziale Bedeutung jugendlicher Gesellschaften wäre durch umfassendere Untersuchungen zu beweisen. Der hier beschriebene Fall kann auch in dieser Hinsicht nur als erstmaliger Versuch einer Untersuchung hingenommen werden.

„Knurrland"

Versuch der Analyse eines Kinderspiels

Von **Gerhard Fuchs**

Im folgenden sei die ausführliche Darstellung eines eigenartigen Kinderspiels gegeben, das für zahlreiche Spielformen typisch ist. Dem Material fügen wir einen — gewiß unzulänglichen — Versuch der Analyse dieses Spieles an.

Bei der an ausführlichen Beschreibungen von Kinderspielen so armen jugendkundlichen Literatur, erscheint vielleicht auch schon die bloße ausführliche Darstellung eines Spieles von einigem wissenschaftlichen Werte.

Objekt der Untersuchung soll das Spiel „Knurrland" sein, das zwei Schwestern, wir nennen sie hier Klara und Hedwig Lehmann[1], von ihrem achten beziehungsweise fünften, bis zu ihrem siebzehnten beziehungsweise vierzehnten Lebensjahre miteinander fortlaufend spielten. Das Material für die Untersuchung lieferten erstens die vorhandenen Zeitungen, Extrablätter, Briefe und Stammbucheintragungen, die aus diesem Spiele stammten. (Es existieren 14 Zeitungen und Extrablätter, ein Stammbuch von Hedwig und die Treugelöbnisse der „Freunde Knurrlands".) Zweitens die Protokolle über 17 Sitzungen, die der Verfasser mit der älteren Schwester Klara abgehalten hat. Wie sich im weiteren Verlaufe zeigen wird, war Klara die Initiatorin und Autorin des Spieles. In diesen Sitzungen von je 30 bis 60 Minuten Dauer ließ der Verfasser Klara gewöhnlich erzählen oder forderte sie durch Fragen nach bestimmten Vorkommnissen oder Gegenständen auf, über diese Dinge unter Beachtung der psychoanalytischen Grundregel mitzuteilen, was sie wisse. Inwieweit er sich und wann er sich auch anderer Methoden bediente, wird der Verfasser an anderer Stelle[2] mitteilen.

---

[1] Alle Namen sind natürlich durch frei erfundene ersetzt.

[2] Siehe Kapitel: Sprache; Ansätze zu einer Analyse.

I. Familie; Personen, Beziehungen der Personen.

Die Familie unserer beiden Schwestern, die Familie Lehmann, ist eine wohlhabende jüdische Bürgerfamilie in Wien. In der Familie sind vier Kinder: Hans, fünf Jahre älter als Klara, Alice, drei Jahre älter als Klara, Klara und Hedwig, drei Jahre jünger als Klara. Das Leben der Kinder spielt sich an der Peripherie der Stadt, in einer geräumigen Wohnung, später (7[1]), als die Familie nach dem Tode der Großmutter in das Haus des Großvaters zieht, in dessen Wohnung im ersten Stock und in der Wohnung der Eltern im zweiten Stock, ab. Jedes Jahr fährt die Familie auf mehrere Wochen zur Sommerfrische aufs Land, gewöhnlich mehrere Jahre nacheinander in denselben Ort. Die Kinder, an denen auch sonst nicht viel „erzogen" wird, werden hier in der Sommerfrische gewöhnlich völlig sich selbst überlassen, schließen Freundschaften aller Art und hier entstehen auch viele neue Spiele. Die Kinder erfanden und spielten eine Menge von Spielen; von Klara wurden im ganzen neun mit Namen genannt[2]. Es war gewöhnlich so, daß die beiden jüngsten Schwestern sich von den anderen beiden Geschwistern abschlossen, nur als Klara und Hedwig noch sehr klein waren, (bis 7), spielten sie auch mit Alice.

Der Vater spielte im Leben der Kinder, insbesondere der jüngeren, eine große Rolle. Er war die „Respektsperson". Durch seine berufliche Tätigkeit als Fabrikant selten zu Hause, verfehlte er es doch nicht, mit den Kindern zu spielen, ihnen selbsterfundene orientalische Märchen zu erzählen, und anderes mehr. Sein Lob in irgend einer Sache bedeutete für das ausgezeichnete Kind die größte Freude.

Ganz im Gegensatz zu ihm hatte die zehn Jahre jüngere Mutter alles eher denn Autorität bei den Kindern, was auch die Aussage Klaras: „Wir haben vor ihr [der Mutter] immer so gesprochen, wie wir gesprochen haben, wenn wir allein waren . . ." ausdrückt. Sie war zu schwach und unenergisch, um den Kindern gegenüber nachdrücklich auftreten zu können. Ihr Lieblingskind war Hans.

Dieser war den jüngeren Schwestern wohl durch Stärke, nicht aber durch Intellekt überlegen. An den Spielen nahm er wegen des großen Altersunterschiedes keinen aktiven Anteil. An unserem Spiele wirkte er wohl mit, aber nur an dessen Peripherie. Die Liebe der Mutter erwiderte er in

[1] Die Zahlen in runden Klammern geben das jeweilige Alter Klaras an; Hedwig ist, wie bereits gesagt, drei Jahre jünger. Jahreszahlen werden nicht mitgeteilt; an ihrer Stelle steht in runder Klammer das Alter Klaras.

[2] Vergleiche „Andere Spiele".

dem Maße, daß er bis heute noch zu keiner anderen Frau in irgend ein affektives Verhältnis getreten ist.

Alice nahm, wie schon erwähnt, nur an einigen wenigen Spielen, und dies nur in ganz früher Zeit, teil. Die beiden anderen Schwestern vertrugen sich nicht recht mit ihr; ein Verhältnis, das noch heute besteht.

Klara, seit fünf Jahren verheiratet, ist es, der in diesem Zusammenhange unser hauptsächlichstes Interesse gebührt. Sie war es, die die Sprache ausdachte, in ihrer Phantasie entstanden die verschieden gestalteten Länder, Geister, Gegenstände. Immer und immer wieder schuf sie neue Teile des Spieles oder neue Spiele. Diese Spiele, die frühzeitig begannen, dauerten bis zu ihrem 17. Lebensjahre fort — bis zu der Zeit, wo sie, um zu heiraten, das Haus ihrer Eltern verließ. Auch heute leben diese Spiele noch in den Anreden der Briefe, die sie mit ihrer Schwester Hedwig wechselt, fort. Alle Spiele sind ihr heute noch geläufig, fast überall kann sie genaue Angaben machen[1]. Als Kind war sie öfters an verschiedenen Leiden krank. Es zeigte sich allerdings im Laufe unserer Sitzungen, daß diese Erkrankungen zuweilen hysterischer Natur gewesen waren. Sie besuchte eine der öffentlichen Wiener fünfklassigen Volksschulen, in welcher sie in den ersten zwei Jahrgängen eine Klassenlehrerin hatte, die sie sehr liebte. Nachher absolvierte sie vier Klassen eines Mädchenlyzeums. Wegen „Unfugs in den Unterrichtsstunden" mußte sie diese Anstalt verlassen und besuchte die fünfte Klasse einer ähnlichen Anstalt, blieb dann ein Jahr zu Hause, um schließlich in eine gewerbliche Lehranstalt einzutreten. Mit $16^1/_2$ Jahren kam sie in Berührung mit der Wiener Jugendkulturbewegung, besuchte den Sprechsaal Wiener Mittelschüler, gehörte der musikalischen Gruppe und der Hetairie[2] M . . . . . an. Der Eindruck, den die Jugendbewegung auf sie machte, äußerte sich erst im Nachwirken, während ihr damaliges Verhalten sich in nichts änderte. Mit etwas mehr als 17 Jahren verließ sie ihr Elternhaus, um gegen den Willen ihrer Eltern, insbesondere ihres Vaters, zu heiraten. Während sie den Vater liebte, hatte ihre Mutter auf sie keinen großen Einfluß. Der Bruder war ihr, besonders in den jüngeren Jahren, „eine Respektsperson". Die jüngsten Schwestern machten sich eine Ehre daraus, ihm bei Laubsägearbeiten etc. helfen zu dürfen. Später hatten sie aber fast nur Spott für ihn

[1] Sie hat bis heute alle Zeitungen und sonstigen Dokumente aus dem Spiele aufgehoben und sie nur leihweise dem Verfasser überlassen.

[2] Dies war der Gattungsname für eine bestimmte Form von Kameradschaften innerhalb der Jugendkulturbewegung.

übrig. Während sie zu Alice in keine näheren Beziehungen trat, liebte sie Hedwig. Das Verhältnis ist auch heute noch ein inniges.

Hedwig, die Jüngste, wurde von den Eltern mehr verzogen als die anderen Kinder. Wenn auch Hans und Hedwig sehr gut miteinander waren — während sie sich mit Alice nicht zu vertragen vermochte — so hatte sie doch eine wirklich tiefe Beziehung nur zu Klara. Sie fügte sich allen Anordnungen und Forderungen der älteren Schwester, sie spielte die Rolle, die ihr Klara zudachte und war immer gerne bereit, bei allem mitzutun, zumal sie ja von Klara oft vorgeschoben wurde und die Hauptrolle spielen mußte. Trotz des Altersunterschiedes von drei Jahren waren die Schwestern „gute Freundinnen“. Sie besuchte ebenso wie Klara eine fünfklassige Volksschule und ein Mädchenlyzeum, um sich später nach Überwindung des anfänglichen Widerstandes der Eltern einem künstlerischen Beruf zu widmen, in welchem sie gewisse nicht geringe Erfolge aufzuweisen hat.

Außer diesen zum engsten Familienkreis gehörigen Personen spielten noch folgende im Leben der Kinder eine Rolle. Der Großvater und die Großmutter mütterlicherseits wohnten nicht weit von der elterlichen Wohnung. Sie kamen nahezu täglich die Kinder besuchen und da fand sich immer in ihren Taschen ein Geschenk. Die Kinder gingen auch häufig zu den Großeltern, gewöhnlich direkt aus der Schule und kamen erst von diesen nach Hause. Nach dem Tode der Großmutter zog die Familie Lehmann in das Haus des Großvaters, wohnte eine Zeitlang gemeinsam mit ihm in seiner Wohnung, übersiedelte dann in das höhere Stockwerk, führte aber weiter mit ihm gemeinsamen Haushalt. Der Großvater beschäftigte sich jetzt beinahe noch mehr als früher mit den Kindern und war im Gegensatz zum „strengen“ Vater, der gutmütige, Geschenke verabreichende und alles gewährende Großvater. Die Kinder hatten ihn sehr lieb, doch ist uns leider näheres über dieses Verhältnis nicht bekannt.

Es gab aber außer diesen in dem gemeinsamen Haushalt eine Person, die einen noch größeren Eindruck auf die Kinder machte, als der Großvater und dies war sein lediger Sohn, Onkel Alexander, der beim Großvater wohnte. Er wurde von den Kindern angestaunt und bewundert, er war weit gereist, hatte den Kindern einige Dinge aus den fernen Ländern mitgebracht und es auch sonst verstanden, bei ihnen Bewunderung zu erwecken. Er gab auch, entgegengesetzt zu dem Verhalten des Großvaters, der sich in Erziehungs- und Behandlungsfragen der Kinder dem Vater unterordnete, trotz des Einspruchs des Vaters den Kindern bei Tisch Wein und setzte auch sonst immer seinen Willen zu ihren Gunsten

durch. Sein Zimmer betraten die Kinder fast nie. Als sie es einmal taten, war es ihnen „wie der Besuch in einem Heiligtum“.

Eine Person, die zwar weder mit der Familie verwandt war, noch bei Lehmanns wohnte, aber sehr häufig bei diesen anwesend war, und für die Kinder viel bedeutete, war die Hausnäherin Mitzi N. Sie spielte selbst gerne, redete die Sprache der Kinder und dergleichen. Dies machte sie geeignet, in den Spielen der Kinder mitzuspielen. Es scheint als ob sie nur mit Klara und Hedwig auf so vertrautem Fuße gestanden wäre. Später (13) hörten diese Beziehungen vollkommen auf.

Dienstmädchen, Kinderfräulein und dergleichen spielten keine große — wenigstens keine irgendwie feststellbare — Rolle im Leben der Kinder.

Von den anderen Personen, die nur in dem von mir bearbeiteten Spiele vorkommen und größtenteils erst während deren Zeit auftreten, werde ich noch sprechen[1].

II. Entstehung. Verlauf.

Unter allen Spielen der beiden Mädchen nimmt nun das Spiel „Knurrland“ eine hervorragende Stellung ein. Die ersten Anfänge dieses Spieles beginnen auf einem Landaufenthalt der Familie Lehmann in Neuhof. Klara war damals acht, Hedwig fünf Jahre alt. (Klara gab zuerst ihr eigenes Alter mit fünf, das ihrer Schwester mit zwei Jahren an, was deutlich die Tendenz zeigt, diese Spiele möglichst weit in die Kindheit zu verschieben, um zu sagen: „das haben wir damals getan, als wir klein waren, jetzt haben wir gar keinen Zusammenhang damit, es ist schon lange her usw.“ Erst durch Befragen der Eltern, in welchem Jahre sie in Neuhof gewesen seien, konnte das oben angegebene Alter zuverlässig bestimmt werden.)

Klara sagt über die Entstehung folgendes aus: „Ich weiß, daß einmal in Neuhof am Lande — da wollte ich unbedingt eine neue Sprache haben, weil ich nicht wollte, daß die anderen Leute mich verstehen; besonders aber, damit ich mit der Hedwig so sprechen könnte. Und da habe ich einfach gesagt, ich spreche eine neue Sprache und wir werden das schon lernen. Das war die Brusprache. Alle Worte wurden mit Bru angefangen. Das war uns zu schwierig. Und da hat die Hedwig eine neue erfunden, die die Brusprache ersetzen sollte. Und die hat Knurrsprache geheißen. Und das ist gut gegangen. Damit konnten wir etwas anfangen.“ [Wie war die Knurrsprache?[2]] „Man hat einfach ganz verrückte Sachen gesagt, die nichts bedeutet

[1] Siehe Kapitel: Personen und Analyse.

[2] Die in eckige Klammern gesetzten Worte sind die Fragen, die ich an Klara gerichtet habe. Wo es nicht zum Verständnis der Aufeinanderfolge der Gedanken notwendig war, habe ich diese Fragen weggelassen.

haben und ein Wort dazwischen, so daß wir es verstehen konnten, die anderen aber nicht. Eigentlich haben wir uns mit Gesten verständigt.“ (Aus dem Protokoll der ersten Sitzung.) „Vor der Knurrsprache haben wir die Brusprache gehabt. Es war bei unserem Haus in Neuhof ein Vorbau, oben eine Veranda. Unter der Terrasse war Sand und in diesem ganz kleine rote Stückchen Ziegel. Und da haben wir immer nach den Ziegelstückchen gegraben. Wir haben uns immer um den besseren Platz, wo man mehr Ziegelstückchen findet, gerauft. Weil wir auch sonst immer etwas gegeneinander gehabt haben, haben wir die Brusprache erfunden, um uns hier auszuleben.“ [Wie war diese Sprache, haben Sie sie nur zu Spielen benutzt und was haben Sie gespielt?] „Wir haben Bäcker gespielt, Sandbäcker. Und da haben wir eine eigene Sprache gebraucht. Französisch war uns zu schwer zu lernen und da haben wir die Brusprache erfunden.“ [Wie alt waren Sie damals?] „Ich war fünf Jahre, nein, ich weiß es nicht genau, ich muß es erst ausrechnen. Ich habe die Brusprache blöd gefunden, die hat die Hedwig erfunden und ich habe gesagt, wir werden in der Knurrsprache sprechen.“ [Und wollte die Hedwig nicht in der Brusprache sprechen?] „Nein. Auch sie hat in der Knurrsprache sprechen wollen.“ (Spricht etwas vor:) „Schicknu sa knululu.“ [Was heißt das?] „Nichts. Die Hauptsache war, die Leute haben geglaubt, wir sprechen etwas Bestimmtes und dabei haben wir nichts gesprochen. Verstanden haben wir uns immer, weil wir immer beisammen waren und wußten, was die andere wollte, wenn wir ein Wort deutsch dazwischen gesagt haben.“ [Warum hieß diese Sprache Knurrsprache?] „Kn ist besonders spassig zu sagen.“ (Aus dem Protokoll der dritten Sitzung.)

Wir sehen also zwei verschiedene Motive für die Entstehung der Knurrsprache angegeben. Erstens, der Wunsch, unverstanden vor den anderen, das heißt den Erwachsenen sich zu verständigen, mit der Nebentendenz, sie zu täuschen, da die knurrischen Worte nichts bedeuteten und die Verständigung nur durch geschickt eingeschobene deutsche Worte ermöglicht wurde, zweitens, als Ausfluß von überschüssiger Energie, die sonst zu Streitigkeiten untereinander führt. Auch wird in der einen Angabe Hedwig, in der anderen Klara die Erfindung der Sprache zugeschrieben. Die vorhergehende Sprache wird einmal als „zu schwer“, einmal als „zu blöd“ angegeben. Den Übergang von der Knurrsprache zum Spiel Knurrland schildert uns Klara folgendermaßen:

„Erst war das Wort Murrendindanda, dann wurde König daraus. Das Wort ist aus Karl May. Da kommt ein Murrendin oder so was vor... Sonntag sind wir nicht aufgestanden, sondern zueinander in die Betten gegangen. Und da haben wir knurrisch gesprochen. Und dazu sagten wir, nach Knurrland gehen. Eigentlich hieß das von den anderen fortgehen, wo man uns in Ruhe ließ. Beskm — Besenkammerl, das war ein Kammerl, wo die Besen drin waren, wo wir immer hineingegangen sind, wenn wir ein neues Spiel besprochen haben. Das hat sich aber dann verallgemeinert und hat bedeutet: Irgend etwas Geheimes bezeichnen, was die anderen nicht wissen

sollen.“ (Protokoll der ersten Sitzung.) „Seit wann wir einen Kaiser hatten, weiß ich nicht. Ich glaube, seit der Onkel Alexander aus Ägypten eine Puppe mitgebracht hat. Früher haben wir immer „Zwergerln“ gespielt. Da sind wir zueinander ins Bett gegangen und haben aus den Polstern Häuser gebaut und anderes mehr. Einmal, ich weiß nicht warum, habe ich geschworen, ich werde nicht mehr Zwergerln spielen. Knurrland war dann Ersatz dafür.“ [Wie kam es zu diesem Schwur?] „Ich weiß es nicht, ich glaube aber, weil ich mich geschämt habe . . . Wir haben das fortgesetzt, wie wir nach Wien gekommen sind und richtig ist es erst geworden, wie uns im Frühjahr (9) der Onkel aus Ägypten die Puppe gebracht hat. Die Hedwig wollte nicht recht spielen und da habe ich gesagt, sie ist der Kaiser von Knurrland und außer dem Zwergenland hat es dann Luftgeister, Feuergeister, Erdgeister und Wassergeister gegeben. Der Bruder vom Kaiser war Florian der Erlogene, das war ich und der war der Besitzer der Zwerge. Und Muffla war der Oberste der Zwerge.“ (Protokoll der dritten Sitzung.)

Aus diesen bescheidenen Anfängen Knurrlands werden die Kreise, die dieses Spiel zieht, immer größer und größer. Ein Reich besteht, Knurrland, sein Kaiser ist Murrendindanda, der Bruder des Kaisers ist Florian der Erlogene. Knurrland umfaßt mehrere Reiche, wie Luft-, Zwergen-, Feen- und magisches Reich. Besondere Bedeutung kommt dem Zwergenreich zu, wo die Mufflonen wohnen, deren Oberster der bereits erwähnte Muffla ist. Kaiser Murrendindanda war Hedwig. Sie tat alles, was Klara, des Kaisers Bruder Florian der Erlogene[1], verlangte.

Die Kinder spielten zu manchen Zeiten dieses Spiel sehr oft, zu manchen fast gar nicht. Nie aber wiederholten sie sich dadurch, daß sie etwas schon einmal Gespieltes noch einmal spielten. Klara erdachte immer neue Begebenheiten, die sie dann Hedwig erzählte, womit sie sich begnügten; oder aber diese Begebenheiten wurden nunmehr auch wirklich aufgeführt. Andere Personen wurden nur soweit, als man sie als Statisten oder Mitspieler benötigte, fallweise herangezogen. Sie hatten aber nicht mehr Kenntnis vom Spiel, als ihre Rolle unbedingt erforderte. Das Spiel blieb so, trotz des Mitspielens fremder Personen, das Geheimnis der beiden Kinder, die es lebten.

Die Höhepunkte des Spieles waren die Feste, die feierlichst begangen wurden. Klara erzählt uns über ein Fest, das im Herbst, zu Beginn des zweiten Spieljahres ($9^1/_2$), gefeiert wurde, und zwar am höchsten jüdischen Feiertage, folgendes:

---

[1] Diesen Namen erklärt uns Klara, nachdem sie mitgeteilt hat, der Name Florian käme von dem Spiel „Florian, Florian, hat gelebet sieben Jahr . . .“ „. . . Meinen Beinamen, der Erlogene, habe ich dadurch bekommen, daß man die Hedwig seckiert hat; und da ist sie im Bett am Abend herumgesprungen und hat gerufen, um sich der Seckiererei zu erwehren: „Knurrland ist erlogen, Florian ist erlogen!“

„Es war noch ganz im Anfang des Spieles, ich bin noch in die Volksschule gegangen. Zuerst war im Tempel eine große Einweihung. Dort war Drolig, der weise Prophet. Wir haben so ein kleines Häuserl aus Porzellan gehabt und wenn man eine Kerze hineingesteckt hat, so war es ganz rot durchleuchtet. Da haben wir gesagt, dort wohnt Drolig, der weise Prophet. Das Häuserl aber hat den Eltern gehört und ist in der unteren Wohnung gestanden, während wir in der oberen Wohnung gespielt haben." [Wie war denn der Tempel?"] „Wir haben erst einen Altar aus Polstern gebaut, da hat sich der Murrendindanda draufgesetzt. Und alle haben sich Talare, Tücher, Turbane usw. umgenommen und wir, die Hedwig und ich, haben uns die Beine rasiert." [Was hat das bedeutet?] „Nichts. Wir haben immer Sockerln angehabt und da haben wir mit einem Puppenmesser die Haut geschabt, daß man die Haare nicht gesehen hat. Einmal ist mir das eingefallen, ganz spontan. Im Tempel war der Kaiser und ich, das Dienstmädel und sonst die Leute, die wir hingenommen haben. Dann hat man sich verbeugt; wir haben Indianerbücher gelesen gehabt, und da haben wir vieles auch von dort nachgemacht. Und dann hat man gerufen: „Lange lebe der Kaiser von Knurrland, der Unsterbliche!" Und dann haben wir, die Hedwig und ich, den Zrenzzrenztanz getanzt. In der Mitte vom Zimmer haben wir ein Schammerl hingestellt, ich bin auf der einen Seite gestanden und die Hedwig auf der anderen. Und dann sind wir einander entgegengetanzt über das Schammerl."

Noch prächtiger waren dann die späteren Feste, insbesondere die Hochzeiten des Kaisers. Der Kaiser nahm nämlich einige Mädchen zu seinen Gemahlinnen. Seine erste Frau war die genannte Mizzi N., die den Namen Miziala bekam. Sie wurde auch Kaiserin genannt, während die anderen Frauen Murrendindandas nur den Titel zweite, dritte oder sechste Frau des Murrendindanda führen durften. Befragt, warum denn der Kaiser eine ganze Reihe Frauen hatte, antwortet uns Klara: „Das haben wir in Tausend und eine Nacht gelesen und wir wollten es recht orientalisch gestalten und dazu haben die vielen Frauen gehört."

Bald kam auch der Bruder der beiden Mädchen, Hans, in den Kreis des Spieles. Es wurde aus den Aussagen nicht klar, wann und wie er die Rolle, die er zu spielen hatte, nämlich die des Kaisers Franz Josef I., erhielt. Er war der Herrscher eines Knurrland befreundeten Reiches, Österreichs, der freundschaftliche Beziehungen zu Murrendindanda, dem natürlich weitaus mächtigeren Kaiser von Knurrland, unterhielt. Manchmal reiste Murrendindanda, um Kaiser Franz Josef zu besuchen, von Knurrland nach Wien und blieb dort des öfteren auch einige Wochen. Dieses Reisen aber unternahm er immer inkognito als Fürst Lehmann. Dann fuhr gewöhnlich Florian mit Muffla auch auf einige Tage nach Wien, da der Kaiser Muffla so lange nicht entbehren wollte. Eine besondere Ehre war es, daß Murrendindanda mit dem befreundeten Kaiser von Österreich deutsch und nicht knurrisch sprach. Bei

allen passenden Anlässen, wie Geburts- und Namenstag, wurde dem Kaiser Franz Josef I. von den Knurrländern feierlichst gratuliert, eine Glücksspeise, eine Gesundheitsrolle und vieles andere mehr als Geschenke übersendet. Dabei wurden sowohl die Festtage des wirklichen Kaiser Franz Josef, also zum Beispiel der 18. August als Geburtstag, und die Festtage von Hans, zum Beispiel dessen Geburtstag, als Festtage des knurrischen Kaiser Franz Josef I. gefeiert.

Ein Cousin der beiden Schwestern, Lothar, ein wenig älter als Klara, kam oft zu Lehmanns, um mit den Kindern zu spielen. Doch war diese Zuneigung, die er zu den beiden Schwestern hatte, recht einseitig und ihm wurden, da man ihn notgedrungen mitspielen lassen mußte, gewöhnlich von Klara die undankbarsten Rollen zugeschoben. In unserem Spiele hatte er anfangs einen Luftgeist zu spielen, der unbotmäßig war, aber immer wieder unterworfen wurde. Später (11) wurde er dann eines Mißgeschickes wegen, das er mit einer Puppe hatte, gänzlich vom Spiele ausgeschlossen.

Weitaus größerer Sympathien erfreute sich seine Schwester Paula, insbesondere bei Hedwig. Auch sie kam öfters, um die Schwestern zu besuchen und obgleich ein ganz erheblicher Altersunterschied bestand — sie war sieben Jahre älter als Hedwig — wurde sie die zweite Frau des Kaisers Murrendindanda (12). Klara erzählte uns, es wäre öfters zu Eifersuchtsszenen zwischen Pulina, so war der knurrische Namen Paulas, und Miziala gekommen, da erstere Kaiserin werden wollte und immer wieder von Murrendindanda durch große Geschenke beruhigt werden mußte. Freilich waren diese Geschenke knurrisch, d. h. Murrendindanda sagte: „Ich schenke dir zehn Millionen“; dann hatte der Beschenkte auch schon diese zehn Millionen ohne weitere Operationen und Manipulationen. Das war auch ein Punkt, wo Murrendindanda gegenüber der Kaiserin Miziala einen schweren Stand hatte, die sich mit knurrischen Geschenken nie zufrieden geben wollte und von Murrendindanda immer beruhigt und vertröstet werden mußte.

Es kam auch vor, daß Pulina und Miziala, da Miziala bei Paulas Eltern arbeitete, allein spielten, aber das war ohne Bedeutung, gehörte eigentlich nicht zum Spiele, denn im Grunde waren alle diese Personen Statisten im Spiele der beiden Schwestern.

Die Zahl dieser Personen vergrößerte sich freilich zusehends. Der Kaiser nahm bald hintereinander zwei Frauen. Die beiden Schwestern gingen zu dieser Zeit ins Lyzeum, an welchem zwei Turnkurse bestanden ($13^1/_2$). Hedwig durfte ausnahmsweise den Kurs der älteren Schülerinnen besuchen, um mit ihrer Schwester Klara beisammen zu sein. Hier wurde sie als die Jüngste von allen verzogen, umarmt, geküßt. Zwei Mädchen gefielen ihr

besonders und gewannen auch großen Gefallen an ihr. Diese wurden die dritte respektive vierte Frau Murrendindandas. Die eine erhielt als knurrischen Namen Lisiala — sie hieß sonst Liesl — die andere behielt ihren Namen Gerda. Sie spielte in Knurrland fast nie mit; daß sie Frauen Murrendindandas wurden, war nur ein Ausdruck gegenseitiger Sympathie[1].

Dann kam noch eine fünfte Frau dazu. Wer aber diese war, unter welchen Umständen sie in das Spiel kam und welchen Anteil sie an diesem genommen hat, konnte Klara nicht angeben, da ihr alles, diese Person Betreffende ganz entfallen war, außer eben, daß sie überhaupt vorhanden gewesen war.

Im Sommer desselben Jahres ($14^1/_2$) weilte die Familie Lehmann wieder in Neuhof. Dort war auch die Familie G. Von den drei Kindern dieser Familie war Lily im Alter von Alice und auch deren Freundin, während ihr Bruder Otto mit Klara und Hedwig befreundet war. Trotz des großen Altersunterschiedes — Lily war sechs Jahre älter als Hedwig — spielte Lily doch öfters mit den beiden Schwestern, von denen sie insbesondere Hedwig sehr lieb gewann. Lily wurde die sechste Frau des Kaisers Murrendindanda, um bald noch — wie wir hören werden — zu größeren Ehren zu gelangen. Ihr knurrischer Name war Lula, manchmal auch Luly.

Inzwischen (15) hatte eine Zeitung zu erscheinen begonnen, die „Knurrische Hofzeitung" hieß, deren Herausgeber den Namen Flaque-Boh und deren Übersetzer (aus dem Knurrischen ins Deutsche) den Namen Lischna Regina führte. In dringenden Fällen erschien das „Knurrische Extrablatt". Die Zeitungen wurden von Klara unter Mithilfe von Hedwig zusammengestellt, geschrieben und mit kleinen Zeichnungen versehen. Den Mitspielenden wurde sie, wenn diese zu Besuch kamen, vorgelegt. Nur Hans, Kaiser Franz Josef I., bekam sie zur Einsichtnahme zugestellt, das heißt sie wurde ihm feierlichst überreicht oder in seiner Abwesenheit auf seinen Schreibtisch gelegt.

Kurze Zeit nach der Rückkehr aus Neuhof (15) nach Wien verstieß der Kaiser Murrendindanda seine Gemahlin Miziala. Klara erzählt uns darüber:

„. . . Dann ist die Kaiserin Miziala verstoßen worden. Das kam so. Florian der Erlogene hatte mit ihr ein Verhältnis. Eigentlich hatte er eine Braut, einen schönen Luftgeist. Die Kaiserin hat sich immer mit dem Kaiser gestritten, sie war eifersüchtig und wollte, daß sie die einzige Frau sei. Wie nun der Kaiser darauf kam,

[1] Im Stammbuch Hedwigs finden wir noch die — sich sonst von den anderen Eintragungen nicht sonderlich unterscheidenden — Widmungen Lisialas und Gerdas: „meinem lieben Murri" und „meinem herzigen Murrendindanda."

daß Miziala ein Verhältnis mit Florian hatte, war er sehr erzürnt und verstieß sie. Sie wurde verbannt, während dem Florian nichts geschah. Sie hat niemals mehr mitgespielt.“ Das dritte knurrische Extrablatt, das über diese Begebenheit berichtet, lautet: „Die Herzen des Kaisers Murrendindanda und seiner ersten Frau und Kaiserin Miziala sind auf immer geschieden. Miziala, welche den Kaiser Murrendindanda scheinbar nie geliebt hat, ließ sich herbei, eine Liebelei mit Florian dem Erlogenen anzufangen. Doch dieser spielte nur mit ihr und kehrte bald wieder zu seiner heißgeliebten Braut Sulamanabenanda zurück. Miziala scheint Florian den Erlogenen wirklich geliebt zu haben, da sie schon früher mit ihm tändelte und den Kaiser Murrendindanda öfters zur Eifersucht gerissen hatte. Kaiser Murrendindanda wies sie aus dem Hause, was sie ruhig dahin nahm und gab ihr einige Millionen. Des Kaisers stolze Liebe zu seiner ersten Frau verflog bald, da er sie so einer Tat fähig sah. Die Liebe zu ihr ist wie eine Blume mit der Wurzel aus seinem edlen Herzen gerissen. . .“

Ob nun das Bestreben, Mizzi aus dem Spiele auszuschalten oder Eifersucht zwischen den beiden Schwestern diese Wendung im Spiele hervorrief, können wir an dieser Stelle nicht feststellen und werden darauf noch zurückkommen[1]. Es mußte nunmehr eine der Frauen Kaiserin werden. Murrendindandas Wahl fiel auf Lula.

„Die Lula hatte den Murrendindanda besonders lieb gehabt. Die Pulina hat sich nicht genug um ihm gekümmert und die Gerda und die Lisiala haben nie so mitgespielt. Nicht einmal verständigt hat man sie von der Hochzeit. Auch die Zeitung haben sie nicht einmal bekommen. Das eigentliche von Knurrland hat ja niemand außer uns gewußt“[2].

Andere Personen waren inzwischen mit ziemlich unbedeutender Funktion als „Freunde Knurrlands“ in das Spiel eingetreten. Es waren

[1] Kurz vor ihrer Verstoßung hatte Miziala noch folgendes in das Stammbuch Hedwigs eingetragen: „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein, — Ich grüb' es gern in jeden Kieselstein — Auf jedes Blättchen möcht ich's schreiben: — Dein ist mein Herz und wird es ewig bleiben. Meinem einzigen Muri in grenzenloser Liebe zur Erinnerung. Dein treues Weib Miziala, Kaiserin von Knurrland“

[2] Unter den vorhandenen Materialien finden wir folgendes Gedicht von Lula: „Mein süßer Murrendindanda! — Mag was da will gescheh'n — Wir wollen miteinanda — In Lieb durchs Leben gehn! — Mein süßer Murrendindanda, — Das sag ich Dir stets aufs Neu: — Für mich ist kein anderer Mann da, — Dir bleib ich ewig treu! — Befiehlst Du mir was, wie kann da, — Wie darf ich da widerstehen! — Für Dich, mein Murrendindanda — Könnt ich durchs Feuer gehen! — Ich will Deine Gunst mir erwerben, — Nur wenn Du mich liebst, bin ich froh! — Will unsre Lieb' mal sterben, — So sagen wir: „Bischinko“! — Noch eins muß ich wünschend Dir sagen — Es möge Dich, Murendin, — Ins Land des Glückes tragen — Eine weiße Eselin! In unwandelbarer Liebe Deine sechste, aber treueste Gemahlin Luly.“

Spielkameraden oder ältere Personen, mit denen die Schwestern gerne spielten. Zu den ersteren gehörten die beiden Brüder Lulas, Otto G., den wir bereits erwähnt haben und dessen Name Otto Knurro wurde und Hans, der unter dem Namen Knurrhano Hofzuckerbäcker wurde. Ein Onkel dieser Knaben, der oft mit den Kindern spielte, wurde Hofkomponist mit dem Namen Rudolf Knurramini. Alice wurde, trotzdem sie ihre Schwestern nicht gerade liebten, als beste Freundin von Lula auch in die Reihe der Freunde Knurrlands aufgenommen. Etwas später kam noch einer, Karl K. dazu. Die Freunde erklärten schriftlich ihre Treue Knurrland und Murrendindanda gegenüber. So lautet ein solches Treugelöbnis:

„Ich bezeuge hiemit, daß ich immer und ewig, solange ich lebe und auf dieser Welt weile und der Tod mich nicht ereilt und der Kaiser von Knurrland, dem ich mich vollständig unterwerfe und gänzlich unterordne, mich nicht aus seinem Reich verstößt, Knurrlands Freund sein werde." Unterschrift lautet Otto Knurro[1], Gegenzeichnung: Kaiser Murrendindanda, Florian der Erlogene.

Wenngleich die Freunde Knurrlands an den eigentlichen Spielen nicht teilnahmen, so erhielten sie doch die Zeitung zur Einsicht und erhielten Kenntnis von jenem Wort, das die Zauberkraft besaß, denjenigen, der es aussprach, aus jeder Gefahr zu erretten. Es war das Wort „Bischinko". Es bedurfte nur der nötigen Geistesgegenwart, um in gefährlichen Momenten dieses Wort rechtzeitig auszusprechen, um gerettet zu werden. So war der Kaiser Murrendindanda schon öfters Gefahren, die ihm von Attentätern drohten, entgangen. Diese Attentate, mußte teils der nicht voll gelittene Cousin Lothar unternehmen, teils wurden Raufereien zwischen Hans und Hedwig, bei welchen Hedwig,um sich zu helfen, „Bischinko" rief und nun auch von Hans in Ruhe gelassen wurde, in der Hofzeitung, als nur durch die Geistesgegenwart des Kaisers abgewehrte meuchelmörderische Überfälle dargestellt[2].

Wo man im Spiel Personen brauchte, da half man sich mit „Luftpersonen", das heißt es wurden Personen mit bestimmten Namen und

[1] Von Otto Knurro finden wir auch im Stammbuch folgende Eintragung: „Mein lieber Murrendindanda! Als Freund Knurrlands werde ich Dir ewig treu bleiben! Vergiß auch Du nicht, mein Kaiser, Deinen ergebenen Otto Knurro."

[2] Die Mitteilung lautet wörtlich: „!!!! Ein Attentat auf den Kaiser!!!! Kaiser Murrendindanda befand sich in seinem Privatzimmer und arbeitete. Plötzlich fühlte Er sich umfaßt und auf den nebenstehenden Divan geworfen. Krampfhaft umfaßten die Hände des Mörders — ein böser Geist — den majestätischen Hals des Kaisers. Dieser in seiner bewunderungswürdigen Geistesgegenwart rief wutentbrannt „Bischinko". Darauf ließ er ihn verschwinden. (Dankgottesdienst findet morgen im königlichen Palaste statt.)"

Funktionen als anwesend gedacht. So gehören zum Beispiel die bereits genannten Lischna Regina, Flaque-Boh und Sulamanabendanda zu diesen „Luftpersonen", welche es den Kindern erlaubten, ohne wirkliche Personen zu ihren Spielen hinzuziehen zu müssen, doch immer über die nötige Anzahl — und diese war sehr groß — zu verfügen.

Nach den letztgenannten Ereignissen, Verstoßung von Miziala, Hochzeit mit Lula, Einführung der Zeitung, können wir bereits ein Abflauen des Spieles bemerken. Andere Spiele wie „Pension Höllwig" und „Joachim" treten mehr in den Vordergrund; Knurrland wird weniger häufig gespielt, und erlebt auch keine besondere Ausgestaltung und Fortentwicklung mehr. Immerhin kamen noch unterschiedliche Dinge vor.

Im vorletzten Jahr ($16^1/_2$) des Spieles sind es die Unfälle der beiden Geschwister Alice und Hans, die im Spiele besonders behandelt werden Alice stürzt von der Elektrischen ab und bricht sich dabei den Fuß. Das Extrablatt weiß darüber zu berichten:

„Der Unglücksfall der besten Freundin von Lula, des Kaisers sechste jetzt fünfte Gattin! Bei der Überfahrt nach Knurrland benützte die beste Freundin der hochverehrten Kaiserin Lula eine weiße Eselin, welche jedoch ein schwarzes Haar besaß. Oh Nachlässigkeit des Dieners Sigübreas. Sie wußte nichts von diesem Fehler des Tieres. Die Reise ging gut von statten. Doch vor den Toren Knurrlands ereilte sie das Geschick. Die Eselin, welche durch ihr schwarzes Haar unfähig war, den Weg fortzusetzen, stürzte in den Weltenraum. Mitleidige Knurrländer lasen sie auf und brachten sie in den Palast des Kaisers, wo auf den Befehl des Kaiser von Knurrland pflegen sie jetzt die Ärzte Hanko und Brosel Knullowotschko. Es ist nur rätselhaft, warum sie nicht „Bischinko" gesagt hat, da sie das Wort als beste Freundin Lulas wissen könnte!!! Bittgottesdienst ist Mittwoch den 18. Juni [16]. Drolig gebe ihr Linderung und Kraft!!!"

Auch Hans brach das Bein, als er beim Fußballspiel unglücklich stürzte. Auch hierüber weiß die Hofzeitung in ihrem fünften Exemplar ausführlich zu berichten:

„Ein großes Unglück. Betet!!! Dem besten Freund Knurrlands ist ein Unglück geschehen. Und leider, wie es schon so oft war, hat Seine Majestät Kaiser Franz Josefs I. vergessen „Bischinko" zu sagen! Wie trauert Kaiser Murrendindanda um seinen treuen Freund, der solche Schmerzen zu erleiden hat!!!!!!!! Oh unnahbarer Drolig dilina!!! Kaiser Franz Josef I., der sonst so tätige Mann, ist an sein Leidensbett gefesselt! Kaiser Franz Josef I. war auf der Jagd. Da kam eine Bestie und einer aus dem Gefolge des Kaisers wurde von dem Tiger gefährdet. Da knallte ein Schuß, die Bestie hieb aber noch vor ihrem Tode mit der Tatze auf den Fuß des Kaisers! Oh, dieser Heldenmut! Bittgottesdienst ist jeden Tag von 12 bis 1 Uhr. Oh, Drolig erhöre, unser Flehen!!!

Klara erzählt uns, Florian der Erlogene hätte sich in dieser Zeit immer mehr zurückgezogen, „weil es mich nicht mehr so gefreut hat" ($16^1/_2$).

In der Zeitung hören wir allerdings noch von einigen Dingen, wie von einem gescheiten Buch des Magisters Honelibo, „das Mirakel und seine Lösung", von einem neuen Metall und anderes mehr.

„Der Magister Honelibo, der durch seine Weisheit berühmt ist, legte dem Kaiser sein neuestes Werk „Über das Mirakel und seine Lösung" vor. Der Kaiser ließ das großartige Werk sofort in seine Bibliothek einreihen und belohnte den Verfasser fürstlich." „Im Zwergenreiche hat sich ein neues Metall gefunden. Der Name desselben ist noch unentschieden, der berühmte Magister Honelibo, der auch das Buch das Mirakel und seine Lösung geschrieben hat, ist im Begriff, ein neues Werk zu schreiben, und zwar ein lehrreiches Buch über das neue Metall. Wir hoffen in dem neuen Buch den Namen des Metalls feststellen zu können, denn wir können ganz ruhig sein, daß Honelibo in seiner Gelehrtheit das Richtige treffen wird." „Knurramini, der neue Hofkomponist, erlangte durch seine Komposition des Kaisers Zufriedenheit und vollste Bewunderung."

Der Kriegsbeginn (17) bringt keine große Änderung mit sich. Hans rückt ein, das Spiel geht weiter, allerdings wird es, wie schon in den vorhergegangenen Monaten, nicht sehr häufig gespielt. Klara erzählt uns von ihrer damaligen Stellungnahme zum Weltkrieg: „Wir haben eine ganz dumme Stellung gehabt. Wir haben gesagt: ‚O je, jetzt können wir nicht die Feste bei Höllwigs (das ist eines von den bereits erwähnten Spielen) feiern. Trotzdem ich damals schon viele Freunde in der Jugendbewegung hatte, die einrücken mußten; auch mein Bruder mußte einrücken. Wir konnten uns das überhaupt nicht so gut vorstellen."

Das sechste und siebente Extrablatt ist dem Geburtstag des Kaisers Franz Josef I. — der übrigens, wie uns Klara mitteilt, „heute in Knurrland lebe, weil er nicht mehr auf dieser Welt sein wollte" — gewidmet. In den Extrablättern heißt es unter anderem:

„. . . Seine Kriege seien weiter so glückliche, seine Feinde seien in den Boden gestampft, das betet ganz Knurrland jeden Tag und wird seinem hochgeliebten Freund in Rat und Tat beistehen!!!" „Kaiser Murrendindanda verbringt Tag und Nacht ohne Speise und Trank im Gebet zu Drolig dilina, um das Seelenheil des vielgeliebten Freundes und den Sieg Österreichs!!! . . ." An einer anderen Stelle: „. . . . Viribus Unitis! Wie bewahrheitet sich hier nun dieser kräftige Spruch. Solange Knurrland mit Österreich gehen wird, gibt es keinen Untergang dieser Völker. Solange die beiden Herrscher Freunde bleiben, wird nie Haß und Zwist unter Ihnen bestehen! Wir danken Dir, Du großer Drolig dilina, daß Du uns so eine Zeit hast erleben lassen, damit wir unserem treuen Freund in so schweren Zeiten unsere Freundschaft beweisen können . . ."

Murrendindanda feiert noch eine Hochzeit. Er nimmt zu seiner siebenten Gattin die Mitschülerin Hedwigs, Hansi C. Mit dem knurrischen Namen „Hannala von Kasarallakrapipoppo“. Die Hofzeitung weiß nicht genug des Lobes von ihrer Schönheit.

„Ihre Gestalt scheint wie auf- und niedergehende Wogen, Ihre Augen wie im Verborgenen glühende Veilchen scheinen sie, ihre Wangen blühen wie zwei Pfirsiche. Ihre Haare wie gleißendes, flüssig glitzerndes Gold . . . Ihr Name verursacht dem Kaiser ein durch und durch rieselndes Zucken seiner hochgeehrten Beine.“

Klara hatte mit diesem Ereignis des Spieles gar nichts mehr zu tun. Und auch von Hedwig wurde das Spiel nicht mehr ganz ernst genommen[1].

Das ist das letzte Ereignis in Knurrland, Klara verläßt das Haus ihrer Eltern und das Spiel hört, wie auch alle anderen Spiele auf, lebt aber in der Gedankenwelt der beiden Schwestern und in Anredeformen, die sie brieflich und mündlich austauschen, weiter fort.

III. Personen, Reiche, Institutionen, Religion, Wappen, Gegenstände.

Außer den bereits im Kapitel Familie erwähnten fünf Personen, nämlich den vier Geschwistern: Hans, Alice, Klara, Hedwig und Mizzi N., kommen im Spiel noch elf Personen vor. Es sind dies: die Frauen Murrendindandas: Pulina, Lisiala, Gerda, Lula, Hannala und eine, deren Namen wir nicht wissen; Lothar, Otto Knurro, Knurrhano, Rudolf Knurramini und Karl K.

Paula — Pulina — tritt, wie wir sahen, zeitlich in das Spiel ein (12), Sie ist die Cousine der beiden Schwestern und ist sieben Jahre älter als Hedwig. Sie scheint auch zur letzteren in einem näheren Verhältnis gestanden zu haben als zu Klara. Von den anderen Mitspielern kam sie

[1] Von Hannala besitzen wir folgendes Gedicht: „Ach Murrentintanto, du bist so gut, — Ich liebe dich mit meines Herzens Glut. — Für dich geb ich her doch mein rotes Blut. — Ich befehle dich in unseres Gottes Hut. — Und nun nah ich mich mit bangem Gesicht, — Nimm, ach, entgegen dies Gedicht. — Es spricht aus dem Herzen mild und gut, — Ich komme her mit ein bischen Mut. — Und lege mein Herze zu Füssen dir, — Wenn du es nicht liebtest, dann erzähle es schier. — Denn du bist der Hohe und ich bin ein Tier. — Doch du bist der Gute, drum sage zu mir: – ‚Ich reich mich dir!!!‘ — Und wenn du gesagt hast dieses Wort, — In meinem Herzen schallts immer fort. — Denn du bist der Schöne, nur du allein, — Um dich ist herum ein strahlender Schein. — Und alle gehen ins Herze dir rein. — Drum laß mich auch sonnen und d r i n n e n sein. — Hoch, hoch, hoch du holder, süßer, göttlicher Mann. — Dir hat gewiß niemand was an. — Es sei entsprungen ein Schuß — Und von Hannala einen K u ß.

nur mit Miziala in Berührung und es spielten sich, wie wir hörten, zwischen den beiden Frauen des öfteren Eifersuchtszenen ab. Sie scheint auch nicht lange aktiven Anteil an dem Spiel genommen zu haben, denn sie wird bald überhaupt nicht mehr genannt und in der Begründung, warum Lula die Nachfolgerin Mizialas wurde (15½), äußert sich Klara, die Pulina hätte sich nicht genug um Murrendindanda gekümmert.

Liesl — Lisiala — und Gerda sind Schulkameradinnen von Klara, lernen Hedwig im Turnkurs kennen und werden auf Grund gegenseitiger Sympathie Frauen Murrendindandas, ohne jemals im Spiele auch nur eine ganz kleine Rolle zu spielen. „. . . die Gerda und die Lisiala haben nie so mitgespielt, nicht einmal verständigt hat man sie von der Hochzeit. Auch die Zeitung haben sie nicht einmal bekommen." Zu den anderen Mitspielenden traten weder Lisiala noch Gerda in irgend ein Verhältnis, ja es ist sogar wahrscheinlich, daß sie mehrere überhaupt nicht persönlich kannten.

Lily — Lula oder Lully — ist die Freundin und Altersgenossin von Alice. Trotz des großen Altersunterschiedes nimmt sie am Spiel einen regen Anteil. Ob sie außer Alice, Klara, Hedwig und ihren Brüdern Hans und Otto noch andere Personen nahestand, erscheint zumindestens unwahrscheinlich.

Hansi — Hanala — ist eine Mitschülerin von Hedwig, sie tritt ins Spiel ein, als dieses schon seinem Ende zuneigt und Klara sich von ihm nahezu gänzlich zurückgezogen hat. Daher kommt es auch, daß sie zu Klara in gar keine Beziehungen tritt. Auch die übrigen Mitspielenden bleiben ihr fremd.

Ob die fünfte Frau Murrendindandas, von der wir nicht mehr wissen, als daß sie überhaupt im Spiele existierte, im Spiele eine Rolle hatte, können wir nicht sagen, da es uns unbekannt ist, ob Klara sie wegen eines Ereignisses in oder außerhalb des Spieles vergessen hat.

Die Freunde Knurrlands spielen, wie wir bereits gehört haben, keine sonderlich große Rolle. Otto Knurro wird insofern für das Spiel bedeutsam, als eine seiner Zeitungsgründungen von Klara durch die Begründung der „Knurrischen Hofzeitung" nachgeahmt wird. Er ist besonders mit Klara befreundet, seine Zuneigung zu ihr wird allerdings nur in geringem Maße beantwortet. Knurrhano und Rudolf Knurramini, Hofzuckerbäcker und Hofkompositeur, spielen keine sehr große Rolle. Knurramini, der Onkel von Lilli, Otto und Hans G. wird von diesen und von Klara und Hedwig geliebt. Karl K. hat im Spiele selbst überhaupt keine Rolle, seine Bedeutung für dasselbe besteht aber darin, daß er durch seine Heirat mit Klara das Ende des Spieles herbeiführt.

Alle diese Personen waren aber, und dies kann nicht genug betont werden, für die beiden Schwestern nur Statisten und bewegten sich immer nur an der Peripherie des Spieles. Die Größe ihrer Rolle hing von der Sympathie, derer sie sich bei Klara und Hedwig erfreuten, ab. Die Beziehungen der einzelnen Personen zu den Schwestern spiegeln sich im Spiele ganz deutlich wieder.

Eine weitaus größere Bedeutung als diesen Personen kommt Muffla zu. Onkel Alexander brachte den Kindern aus Ägypten eine schöne braune Puppe mit. Diese Puppe erhielt den Namen Muffla und wurde der Oberste der Zwerge, die den Namen Mufflonen erhielten. Diese ägyptische Puppe wurde von den Kindern mit besonderer Sorgfalt behandelt, zerbrach aber doch etwa nach einem Jahr (10). An die Stelle der zerbrochenen Puppe trat als Muffla eine Zelluloidpuppe Klaras. Klara hatte diese Puppe, mit einem Bademantel bekleidet, zu ihrem fünften Geburtstag von ihren Eltern zum Geschenk bekommen. Mit dieser Puppe hatte sie viel gespielt, insbesondere blieb ein Spiel, in welchem die Puppe — ihr Name war Kurt — ein Handwerksbursch Kurt Lehmann war[1], auch noch zu der Zeit, da diese Puppe in Knurrland Muffla vorstellte, bestehen. Einmal spielten Klara, Hedwig und Lothar ein Spiel, in welchem die Puppen der beiden Mädchen die Kinder derselben und Lothar ein Gorilla war, der die Kinder ihren Müttern raubt. Bei diesem Spiel ergriff Lothar die Puppen und sprang auf ein Büchergestell und schlug dabei den Kopf der Puppe Kurt an eine Kante. Bei diesem Zusammenstoß bekam die Zelluloidpuppe ein Loch in den Kopf. Klara bemühte sich nun, dieses Loch immer und immer wieder mit Englischpflaster zuzupicken, aber das Loch wurde immer wieder aufgerissen. In Knurrland, so spielten die Kinder, hatten nunmehr alle Mufflonen einen „offenen Kopf“, was aber hier von der „Vergescheitung“ kam. Alle Aufrufe des Kaisers, die Mufflonen zu heilen, und alle hohen Belohnungen, die er dafür aussetzte, hatten den Zweck, einen Arzt zu finden, der den Kopf der Mufflonen und des Muffla wieder ganz machte, nicht herbeiführen können. Lothar zog sich durch dieses Mißgeschick die Ungnade Klaras zu und wurde, wie wir bereits gehört haben, aus dem Spiele ausgeschlossen.

Luftpersonen waren gedachte, gewöhnlich mit Namen und Funktion versehene Personen, die man jederzeit und in beliebiger Anzahl zur Verfügung hatte. Mit Namen werden siebzehn Luftpersonen genannt. Es sind dies: Flaque-Boh und Lischna Regina, Herausgeber und Übersetzer der „Knurrischen Hofzeitung“, Henoraka, ein Sekretär des Kaisers und Reichstags-

[1] Siehe „Andere Spiele.“

abgeordneter, Honelibo, ein weiser Magister, der Autor der Bücher „Das Mirakel und seine Lösung" und „Über das Metall Banoda", sieben fürstliche Persönlichkeiten, und zwar Sulamanabenadanda, die Braut Florians des Erlogenen, Knurramelina, Herr des Feen- und Geisterreiches der Lüfte, Belebe und seine Gemahlin Knurramina, Salmelebeskyano, ein Zauberfürst, der Herzog von Pamaluka und sein Nachfolger — der Herzog wird strafweise abgesetzt — Franz Peschlant (ein geborener Patzenhauser), ferner Belas, der Inhaber eines Auskunftsbüros, Hanko und Broseknullovotschko, zwei Ärzte, Sigübreas, ein Diener, Lingg, ein Zeichner der Hofzeitung, Musi Closo, ein Dichter. Ohne Namen werden genannt, ein Schatzmeister des Belebe, der Herrscher des magischen Reiches Dobla, ein Türhüter des kaiserlichen Palastes, sowie unzählige Luft-, Feuer-, Erd- und Wassergeister, Feen, Zwerge usw. Drolig dilina ist der weise Prophet, der in einem Porzellanhaus, einer Nippsache der Eltern, wohnend, gedacht wird.

*

Knurrland ist ein großer Staat und setzt sich aus mehreren Reichen zusammen. In den Aussagen Klaras und in der Zeitung werden zehn genannt. Es sind dies: Das Luftreich, das Feenreich, das Feen- und Geisterreich der Lüfte, das Wassergeisterreich, das Erdgeisterreich, das Feuergeisterreich, das unterirdische Reich, das magische Reich, Debla, das Zwergenreich und Pamaluka. Die größte Bedeutung kommt dem Zwergenreich zu. Von manchen Reichen hören wir auch ihre Herrscher genannt, so von Pamaluka, Dobla, des Feen- und Geisterreiches der Lüfte und des Zwergenreiches.

*

Auch an staatlichen Institutionen fehlt es nicht. Im ersten Exemplar der „Knurrischen Hofzeitung" hören wir von einer Generalversammlung. Klara teilt uns mit, daß ihr Großvater oft in Generalversammlungen von Vereinen und kommerziellen Gesellschaften gegangen sei und daß sie, so mit dieser Institution bekanntgemacht, sie auf Knurrland angewandt habe. Vom Parlament hören wir zweimal; einmal daß Henoraka, der Sekretär des Kaisers zum Reichstagsabgeordneten gewählt worden sei, ein andermal von der Auseinandersetzung Murrendindandas mit dem Herzog von Pamaluka im Parlamente. Etwas Genaueres über beide Institutionen erfahren wir nicht. Sicher ist, daß das Lesen der Zeitungen und der dortselbst vorhandenen Berichte über das österreichische Parlament die beiden Schwestern angeregt

hat, auch in Knurrland ein Parlament einzuführen, bezw. darüber in der „Knurrischen Hofzeitung“ zu berichten; war ja dies, so wie vieles andere — worauf wir noch zurückkommen werden — nicht gespielt worden. Die Schilderung der Lärmszene mit dem Herzog von Pamaluka ist sicherlich von einer Zeitungsmeldung über eine der vielen Skandalszenen des österreichischen Abgeordnetenhauses angeregt.

*

Auch eine Staatsreligion finden wir in Knurrland, deren Prophet Drolig dilina ist. Wir dürften nicht fehl gehen, hier einerseits eine Anlehnung an den Orient („Es gibt nur einen Gott und Mohammed ist sein Prophet“), andererseits aber an die jüdische Religion anzunehmen, die als Religion der Eltern, des Großvaters und der anderen Erwachsenen auch die knurrischen religiösen Bräuche beeinflußte. Das Gotteshaus heißt Tempel. Den Gottesdienst leitet auf einem Altar der Vorbeter, eine Person, die die Kinder aus der Synagoge des Bezirkes und vom Sederabend (der Feier des jüdischen Passahfestes) kennen. Bitt- und Dankgottesdienste werden je nach Bedarf abgehalten. Manchmal eine ganze Reihe von Dank- oder Bittgottesdiensten und manchmal bloß einer. Hochzeitsfeiern beginnen mit einem Gottesdienst. An den hohen jüdischen Feiertagen (Jom-hakippur und Rosch-haschana), wenn die Erwachsenen in die Synagoge gehen, wurden wenigstens in der ersten Zeit auch Gottesdienste abgehalten.

Vor dem Gottesdienst schaben Hedwig und Klara mit einem Messer an ihren Beinen, damit diese glatt werden und man kein Haar sehe; sonst darf man nicht in den Tempel. Als Instrument dient ein altes, stumpfes Puppenmesser. Der Gottesdienst beginnt gewöhnlich mit einem Hoch auf den Kaiser, dann folgen Gebete an Drolig dilina und dann wird der Trauergesang Lombilon, dann der Freudengesang Rakisipiano abgesungen. Lombilon singen alle, Rakisipiano nur Klara. (Text und Melodie sind nicht überliefert.) Nach dem Gottesdienst tanzen Hedwig und Klara den bereits beschriebenen Zrenzzrenz-Tanz.

Beim Aussprechen des Zauberwortes „Bischinko“ rettet Drolig dilina aus den größten Gefahren.

Das Wappen Murrendindandas war ein flammendes Herz, darin ein M [Murrendindanda], auf der einen Seite ein Zwerg knieend, gegen das Herz gewendet, auf der anderen Seite ein Zwerg gegen den Beschauer gewendet, darüber eine Krone mit so vielen Zacken, als der Kaiser Frauen hat und darüber wieder ein kleines flammendes Herz.

Von Gegenständen sind erwähnt: Eine alte Tarnkappe, noch gut erhalten, die nach einer Anzeige der ersten Hofzeitung zu verkaufen ist. Ein Armband, Gold, mit großen Rubinen und Brillanten, das nach demselben Blatt verloren wurde. Gesundheitsrolle, Glücksspeise, heilbringender Reichsapfel, die als Geschenke zum Geburts- und Namenstage dem Kaiser Franz Josef gegeben werden. Das neue Metall Banoda und das Porzellanhaus, der Sitz des Drolig dilina.

Die Glücksspeise wurde aus allerlei guten Sachen, wie Schokolade und ähnlichem, die die Kinder von der Mutter erhielten, hergestellt, und zwar nach einem ganz eigenartigen Rezept. Zum Metall Banoda bemerkt Klara, daß sie wahrscheinlich einen Artikel im „Universum“ über das Radium gelesen habe und sich gedacht habe, man müsse auch in Knurrland ein Metall finden.

Bücher werden zwei genannt, beide von Honelibo, dem Magister: „Das Mirakel und seine Lösung“ und „Das Buch über das Metall Banoda“. Zum ersten Buch bemerkt Klara folgendes: „. . . und als Titel für das Buch, das er geschrieben haben soll, habe ich etwas ganz Verrücktes ausgesucht, unter dem man sich alles denken kann.“

Als Reittiere dienen weiße Eselinnen, die aber auch nicht ein schwarzes Haar haben dürfen, sonst geschehen Unglücksfälle, wie wir gehört haben.

Von Häusern hören wir nur von dem Palast des Kaisers. Knurrland ist mit Mauern umgeben, der Eintritt erfolgt durch Tore.

Die Zeitung.

Von der Zeitung, die vollständig erhalten ist, erschienen fünf Nummern und neun Extrablatter. Ihr Kopf lautet: „. . . Exemplar der Knurrischen Hofzeitung, Herausgeber Flaque-Boh; Übersetzer Lischna Regina“ beziehungsweise „. . . Knurrisches Extrablatt, Herausgeber Flaque-Boh, Übersetzer Lischna Regina.“ Das erste Exemplar erschien Mitte (15), im siebenten Jahre des Spieles, das neunte Extrablatt September (17). Klara will zuerst der Gedanke, eine Zeitung herauszugeben, plötzlich eingefallen sein; erst später entsinnt sie sich, daß in einem Verein, dessen Initiator und Leiter Otto G. — Otto Knurro — war, eine Zeitung erschien, was ihr sehr imponierte und sie schließlich auf den Gedanken brachte, selbst auch eine Zeitung herauszugeben. Sie erzählt uns ferner, daß ihr die zu Hause gehaltenen Zeitungen „Wiener Journal“, „Neue Freie Presse“, „Wiener Tagblatt“ als Vorbilder gedient hätten. In diesen Zeitungen las sie allerdings nur die Feuilletons, die Theaternachrichten und die Heiratsannoncen, während ihr sonst, wie sie sagt, die Zeitung „wurst war“. Die Zeitung wurde in einem Exemplar von Klara und Hedwig hergestellt, und zwar erschien sie immer dann, wenn etwas Wichtiges vorgefallen war. Die Leser der Zeitung waren die Mitspieler, doch lasen sie manchmal auch die Eltern und andere

Erwachsene, die sich dann gewöhnlich darüber lustig zu machen pflegten. Die beiden Namen des Herausgebers und des Übersetzers (aus dem Knurrischen ins Deutsche) sollen die beiden Knurrländer (Luftpersonen) bezeichnen, die diese Zeitung herausgaben.

Die Zeitungen enthalten: Einen politischen Teil, Hof- und Personalnachrichten, Berichte über das Befinden des Kaisers, Anzeigen, Zeichnungen und einmal auch Annoncen.

Das erste Exemplar der Knurrischen Hofzeitung bringt unter „Politisches“ die Nachricht, daß in einer Generalversammlung, die in Anwesenheit des Kaisers abgehalten wurde, der Beschluß gefaßt wurde, dem Knurramelina, dessen Bild nicht fehlt, das Geister- und Feenreich der Lüfte in Verwaltung zu übergeben. Florian dem Erlogenen wurde von seiner Majestät der Ankauf eines Grundstückes im Mittelpunkt der Erde zur Arrondierung des Zwergenreiches bewilligt. Unter „Hof- und Personalnachrichten“ lesen wir, daß die Fürsten der kaiserlichen Provinzen zu einer Huldigung im kaiserlichen Palaste erschienen seien. Unter diesen befanden sich der Hexenfürst Belebe mit seiner Gemahlin Knurrina, der Zauberfürst Salmelebeskyano und der König des magischen Reiches Dobla. Einige Fürsten wurden mit Orden ausgezeichnet. „Die durch ihre Schönheit berühmte Knurrina“ ist in der Zeitung abgebildet. Der Magister Honelibo hat dem Kaiser ein neues Buch über das Mirakel und seine Lösung, der neue Hofkompositeur Knurramini eine neue Komposition überreicht. Unter „Befinden des Kaisers“ wird uns gemeldet, daß es dem Kaiser nach seiner Verheiratung mit Lula sehr gut gehe und daß er guter Laune sei. In den „Kleinen Anzeigen“ lesen wir, daß ein anständiger Mann einen Posten als Eselsführer suche, daß eine alte Tarnkappe, noch wirksam und gut erhalten, zu verkaufen sei; Auskunft darüber beim Hüter des kaiserlichen Palastes, während die Angebote für den Eselsführer an das Auskunftsbüro Belas zu richten sind. Ein goldenes Armband, glatter Reifen, mit großen Rubinen in Brillanten, ist verloren gegangen und der ehrliche Finder möge es beim Schatzmeister des Belebe abgeben. Am Schluß ist noch ein Aufruf des Kaisers, der demjenigen 5,000.000,000.000 K verspricht, der die Krankheit der Mulflonen, denen es sehr schlecht geht, heilt.

Das zweite Exemplar der Knurrischen Hofzeitung kann unter „Politisches“ die Wahl Henorakas, des Sekretärs des Kaisers, zum Reichstagsabgeordneten melden. Henoraka ist auf der ersten Seite der Zeitung abgebildet. Auf den Kaiser wurde ein Attentat verübt, das aber durch das Zauberwort Bischinko abgewehrt wurde. Der Kaiser ist wegen einer Erkältung genötigt, das Haus zu hüten. Die Frauen des Murrendindanda befinden sich in fortwährendem Eifersuchtsstreite. Die Mulflonen sind noch nicht geheilt. Der Kaiser hat Knurrhano als Belohnung für seine leider fruchtlosen Bemühungen um die Mulflonen — er hatte ein Rezept für diese geschrieben — 50.000 K geschenkt.

Aus dem dritten Exemplar der Knurrischen Hofzeitung entnehmen wir, daß im Zwergenreich ein neues Metall gefunden wurde, das noch keinen Namen hat. Honelibo, der berühmte Magister, wird ein Buch darüber schreiben und den Namen des Metalles feststellen. Murrendindanda hat viele Sorgen, leider könne man ihm diese Sorgen nicht verringern, da man sie nicht kenne. Der Hofzuckerbäcker Knurrhano hat 50.000 K

für Kranke, Notdürftige usw. gespendet, er wird dafür gelobt und sein Bild wird in der Zeitung gebracht. Der Zustand der Mufflonen ist der denkbar traurigste; Bittgottesdienst findet jede Woche einmal statt. Der Kaiser verpflichtet sich, falls die Gefahr von den Mufflonen abgewendet wird, zu einem Dankgebetfest. Vor kurzem fand der Namenstag Kaiser Franz Josef I. statt. Es wird auf das letzte Extrablatt verwiesen, wo näheres darüber zu lesen ist.

Das vierte Exemplar berichtet, daß der Herzog von Pamaluka tags vorher einen großen Skandal im Parlament gemacht habe. Der Kaiser Murrendindanda hätte auf verschiedene Unzukömmlichkeiten im Lande des Herzogs hingewiesen, welche der letztere nicht zugeben wollte. Da sagte der Kaiser, er werde inspizieren kommen. Darauf begann der Herzog von Pamaluka zu toben und mußte von den Dienern abgeführt werden. „Es wurde momentan ausgebrochener Wahnsinn konstatiert“. Ein neuer Herzog für Pamaluka ist ernannt. Er heißt Franz Peschlant, ein geborener Patzenhauser. Der neue Herzog ist in der Zeitung abgebildet, ebenso der alte „im Wahnsinnszustand, mit Händen und Füßen um sich schlagend“. Dann hören wir vom Geburtstag des Kaisers Franz Josef, daß dieser von Murrendindanda eine Gesundheitsrolle, eine Glücksspeise und einen Glück wünschenden Brief erhalten habe. Ferner legte ihm Murrendindanda das neue Buch des Magisters Honelibo über das Metall vor. Der Name des Metalles ist Banoda, was die „Knurrische Hofzeitung“ als äußerst treffend bezeichnet. Die beiden Herrscher hätten sich an diesem schönen Werke sehr ergötzt. Den Mufflonen geht es andauernd sehr schlecht, jeden Tag findet ein Bittgottesdienst statt.

Das fünfte Exemplar der Knurrischen Hofzeitung berichtet über den Unglücksfall des Kaisers Franz Josef auf der Jagd und zeigt das Wappen Murrendindandas (Siehe Seite 163).

Das erste Knurrische Extrablatt berichtet über den Namenstag Kaiser Franz Josefs von Österreich, den Kaiser Murrendindanda mit einer Glücksspeise beschenkte und ihm gratulierte, worüber Kaiser Franz Josef entzückt war. Kaiser Franz Josef ist in der Zeitung abgebildet, aber man sieht nur den Hinterkopf und abstehende Ohren und darunter steht: „Man konnte Seine Majestät nicht anders aufnehmen“. Nach der Gratulation besprachen die beiden Herrscher die drohende Kriegsgefahr.

Im zweiten Knurrischen Extrablatt veröffentlicht Murrendindanda einen Aufruf, in welchem er jedem, der an dem Dankgottesdienst teilnimmt, eine Gabe oder Unterstützung zu spenden verspricht. Der Dankgottesdienst findet statt, weil Drolig Murrendindanda wieder die Liebe seiner Frau Miziala geschenkt hat.

Das dritte Knurrische Extrablatt berichtet über die Verstoßung der Kaiserin Miziala. (Siehe oben.) Es bringt ein Bild des Kaisers, mit einer Brille über ein Buch gebeugt, worunter zu lesen ist: „Kaiser Murrendindanda, geruhend Andersens Märchen zu lesen.“

Das vierte Knurrische Extrablatt ist dem Geburtstag des Kaisers Franz Josef gewidmet, „... diesem heldenmütigen, mildtätigen, tapferen, edlen und stolzen Kaiser gebe Drolig ein recht langes und glorreiches Leben ! ! ! Oh, unnahbarer unfehlbarer Kaiser, treuester Freund Knurrlands. Ganz Knurrland jubelt Dir zu. Ein

Blick und alle Herzen fliegen Dir entgegen! Heil Dir!!!“ Nach der Gratulation nahmen die anwesenden Herrscher ein großartiges Mahl ein. Vom Zeichner Lingg ist ein Bild des Kaisers Franz Josef im Alter von 17 Jahren[1]. Gottesdienst für den Kaiser findet jeden Tag statt.

Das fünfte Extrablatt berichtet über den Unfall von Alice. (Siehe oben.) Das sechste und siebente Extrablatt beschäftigt sich mit dem Geburtstag des Kaisers Franz Josef I. und dem Kriegsausbruch. (Siehe oben.) Das sechste Extrablatt enthält eine Zeichnung von Lingg „Kaiser Murrendindanda im Gebet“, auf welcher Kaiser Murrendindanda, der Länge nach auf die Erde hingestreckt, betet. Das siebente ein anderes Bild von Lingg. „Das wohlgetroffene Bild des greisen Herrschers am Schlachtfeld auf seinem Leibroß“, auf welchem man Roß und Reiter von rückwärts sieht. Das achte Knurrische Extrablatt berichtet über die Hochzeit Murrendindandas mit Hanala, die als eine von Drolig dilina gesandte Fee angesprochen wird. (Siehe oben.) Ferner enthält es folgendes Gedicht[2]: „Murri saß mit schweren Sorgen, — Denn es war das Herz ihm bang, — Die Franzosen kriegten Schläge — Und das wußte er schon lang. — Auch die Russen war'n nicht minder — Schreckerregend, diese Rinder, — Alle waren dumm wie Kinder — Und nur Öst'reich war nicht bang — Und daß w u ß t e er schon lang. — Doch Hanala, diese Hehre — Half der Zeit sie war so schwere. — Hoch zu Roß saß sie zu Pferde, — Hinter ihr die ganze Herde. — Und das wußte er schon lang — Und drum wird's ihm nie so bang. —“ Auch dieses Extrablatt ist mit einer Zeichnung von Lingg geschmückt, Murrendindanda, der Hanala im Brautgewand die Hände entgegenstreckt, darstellend.

Im neunten Extrablatt wird mitgeteilt, daß der Kaiser Murrendindanda schwere Sorgen habe, da er nicht an dem Getümmel der Welt teilnehmen dürfe. Der Leibdichter Musi Closo hat folgendes Gedicht verfertigt[2]: „Dunkel brennt die Ampel. — Murri sitzt in seinem Mantel, — Ach ihm sind die Hände 'bunden — Und das blutet ihm die Wunden. — Wie er auch die Hände möcht heben, — Drolig läßts ihn nicht erleben, — Daß der Weltenbrand gestillt. — Wie er es so sehr gewillt, — Würd er doch mit Augesblitzen — Eines Russen Bäuchlein schlitzen. — Auch wohl Englands blöde Rinder — Wär'n ergeben ihm wie Kinder. — Die Franzosen, die Halunken, — Würden wanken wie betrunken, — Auch der Serbe, welch ein Schreck, — Säß zum Halse in dem Dreck. — Er wollt doch den Deutschen nützen — Und das Österreich unterstützen. — In des Krieges großen Sorgen — Fühlt er sich doch gleich geborgen. — Als Hanalas süße Hand — Hielt die seine fest umspannt. — Sie begann mit süßen Worten — Ihm zu füllen den Mund mit Torten. — Er spie aus, es

[1] Es handelt sich hier um einen Geburtstag von Hans, den auch diese Abbildung darstellen soll.

[2] Ich habe schon darauf hingewiesen, daß das Spiel von den beiden Schwestern, das heißt besser von Hedwig, da Klara in dieser Zeit beinahe nicht mehr mitspielte, nicht mehr ganz ernst genommen wurde und auf diese Weise sind auch die beiden Gedichte des achten und neunten Extrablattes zustande gekommen.

ward ihm übel, — Doch Hanala hielt den Kübel, — Er erholte sich nur schwach, — Da er immer noch erbrach. — Und Hanalas sorgend Hand — Brachte ihm das Nachtgewand. — Er begab sich dann zur Ruh' — Und Hanala deckt ihn zu. — Dann sagt sie ihm gute Nacht — Küßt ihn auf die Wange sacht. — Er schlief ein gar sanft und süß, — Ruht sich aus die müden Füß!!!"

Die Knurr-Sprache.

Wollen wir Klaras Angaben auch in diesem Punkte Glauben schenken, so ist zuerst die Sprache entstanden und um sie herum das Spiel und nicht umgekehrt im Spiel die Sprache. Zuerst war die geheimnisvolle, nur den Eingeweihten etwas sagende Sprache der Kinder und dann erst das Kinderland Knurrland.

Der knurrischen Sprache geht aber eine andere voran: die Bru-Sprache. Diese Sprache dürfte wohl ähnlich der mehrbekannten „Erbsen-Irbsen-Sprache" sein, eine Sprache, die darin besteht, daß man an die einzelnen Konsonanten jedes Wortes „erbsen" anhängt, an die Vokale „rbsen". Also zum Beispiel lautet das Wort Papier: „Perbsen-arbsen-perbsen-irbsen-erbsen-rerbsen". Die Fertigkeit des Sprechers besteht dabei in der schnellen Zerlegung des Wortes ohne Irrtum bei schnellem Sprechen, die des Zuhörers in der schnellen Zusammensetzung der Buchstaben zu Worten. Der Nachteil dieser Sprache ist ihre Langwierigkeit, der Vorteil, daß selbst solche Leute, — um derentwillen man die Geheimsprache spricht — die das System der Sprache kennen, infolge der Schnelligkeit nicht in der Lage sind, die Worte zusammenzusetzen, weswegen diese oder ähnliche Sprachen, soweit mir bekannt, oft von Kindern verwendet werden. Eine dieser Sprachen ist auch die sogenannte „Be-Sprache", bei welcher der Buchstabe B vor jede Silbe gesetzt wird. Ähnlich war auch die Bru-Sprache, in welcher jede Silbe mit Bru anfing. Die Knurrsprache dagegen ist ganz anderer Art. Aber auch ihre Aufgabe ist es zu ermöglichen, unverstanden von den Erwachsenen und anderen Kindern miteinander zu sprechen.

Sind die anderen Sprachen „Erbsen-Irbsen", „Be", „Bru", Geheimsprachen, die ähnlich den Geheimschriften, bei welchen Buchstaben verschoben werden, ihre Aufgabe dadurch erfüllen, daß sie durch Anfügung, Voranstellung oder Zerlegung den Unkundigen die Sprache unverständlich machen, wobei aber jedes Wort einen Sinn hat und etwas Bestimmtes bedeutet, so ist dies bei der knurrischen Sprache nicht der Fall. Sie ist Kryptolalie. Aber sie ist keine reine Kryptolalie, denn sie soll auch die Verständigung ermöglichen und das geschieht durch eingeschobene deutsche Worte. Sie soll ferner alle Zuhörer täuschen und in ihnen den Anschein erwecken, als bedeute tatsäch-

lich jedes Wort etwas Bestimmtes und als drücke man mit jedem Wort etwas aus.

Es war leider nicht möglich, diese Kryptolalie durch Assoziationen[1] den Untersuchungen nutzbar zu machen, da — wir werden später noch darüber berichten — der Verfasser sich die freien Assoziationen für einen Zeitpunkt vorbehalten hatte, wo infolge der vorgeschrittenen Analyse der Übertragungswiderstand Klaras so groß war, daß alle Assoziationsversuche fehlschlugen.

Trotzdem uns also diese exakte Untersuchung unmöglich gemacht war, werden wir uns doch ein wenig mit dieser Sprache beschäftigen und die spärlichen Angaben, die wir verstreut im Material vorfinden, dazu heranziehen. Als Sprachstamm werden die Buchstaben „K“, „n“ angegeben, die in ihrer Zusammensetzung als „Kn“ „so spassig auszusprechen sind“. In einem gewissen Zusammenhang steht das wohl schon früher vorhanden gewesene Wort „beskem“ für Besenkammerl. Merkwürdig ist nur, daß in den Worten, die wir kennen, kn mit Ausnahme von „Knike“, das aus der ersten Zeit stammt, nur in einer Zusammensetzung von „Knurr“ also in Knurrsprache, Knurrland, Knurramina, Knurrina, Knurre, Knurrhano, und Knull, Knullo, Knulli, demnach in einem verhältnismäßig geringen Bruchteil von Worten vorkommt. Daraus können wir hier — wo wir tiefenpsychologische Untersuchungen noch nicht anstellen — zweierlei Schlüsse ziehen: Erstens, die Angabe, daß Kn Sprachstamm sei, ist ein späterer Erklärungsversuch Klaras für K n u r r land oder aber zweitens, und das erscheint auch in diesem Zusammenhange glaubwürdiger, die Sprache hat naturgemäß eine Entwicklung mitgemacht, bei der erstens einige Worte durch andere ersetzt wurden, also Kn-Worte durch andere, zweitens, die Kinder haben neue Worte gebraucht und gebildet und diese enthalten die ursprüngliche Wortwurzel nicht mehr.

Wie können wir aber überhaupt von bestimmten Worten, von Sprachstamm, Wortbildung und dergleichen sprechen, wo wir doch oben feststellten, die Knurrsprache sei eine Kryptolalie? Es gab neben den Reden, in denen Silben nach der jeweiligen psychischen Konstellation der Sprechenden zusammengestellt waren und die uns daher auch unbekannt geblieben sind, einige Worte, die ständig oder eine gewisse Zeitlang verwendet wurden und einen bestimmten, den Eingeweihten bekannten Sinn hatten, wie Namen

[1] Vergleiche hiezu die von Pfister mit Erfolg durchgeführten Untersuchungen „Die psychologische Enträtselung der religiösen Glossolalie und der automatischen Kryptographie“. Jahrbuch für psychoanalytische und psychopathologische Forschungen III. Band, insbesondere aber „Kryptolalie, Kryptographie und unbewußtes Vexierbild bei den Normalen“, dasselbe Jahrbuch, V. Band.

und Bezeichnungen, welche Worte nach bestimmten (unbewußten) Gesetzen gebildet wurden. Daneben finden wir im Stammbuch Hedwigs eine Eintragung Florians des Erlogenen in knurrischer Sprache, der eine Übersetzung ins Deutsche beigelegt ist. Außer den aber in dieser Widmung verwendeten Eigennamen ist kein anderes Wort darin enthalten, welches auch sonst mit bestimmter Bedeutung verwendet wurde. Die Widmung ist also der Niederschlag einer der häufig vorkommenden Reden in knurrischer Kryptolalie, die sogenannte Übersetzung aber eine willkürliche. Die Eintragung lautet: „Wivuula Murrendindanda prechetastie verebebe la Drolig dilina! Ibun relebinta sedua Ruliadaschabanti wilna Knurrland! Levanina reba dinam Leburaitlino, Florian der Erlogene.“ Die Übersetzung, die auf einem Zettel daneben lag, lautet: „Großer Murrendindanda! Ich empfehle dich der Gnade des ewigen Drolig. Lange scheine deine Gnadensonne über Knurrland! Immer und ewig dein Bruder Florian der Erlogene.“ Der knurrische Text hat ohne Unterschrift 17, der deutsche 21 Worte.

Bei den Eigennamen finden wir, daß alle Frauennamen auf a endigen, also Miziala, Pulina, Gerda, Lisiala, Lula, Hanala, Sulamanabenandanda, Knurramina. Von den Männernamen enden auf a Murrendindanda, Muffla, Henoraka, Lischna regina, Knurramenina und wenn man Drolig dilina als ein Wort nimmt, auch dieser. Auf o endigt: Hanko Knurro, Knurrhano, Salmelebeskyano, Musi Closo, Broseknullovotschko, Honelibo. — Belas, Lingg, Sygibreas, Knurramini und Belebe, der manchmal auch Blebelebe genannt wird, lassen sich nicht in ein System bringen. Die beiden vorkommenden Reiche, Dobla und Pamaluka, enden auf a.

Orientalische Märchen haben sehr auf das Spiel gewirkt, wir sehen daher auch orientalische Anklänge, wie Sulamanabenandanda. Die knurrischen Namen entstanden aus den deutschen Namen der Personen, zweimal durch Anhängung von ala, Miziala und Lisiala, einmal durch Anhängung von la, Hanala, einmal durch Verwandlung von y in a, Lula, einmal durch Zusammensetzung von Knurr mit einem Teil des Namens, Knurrhano, Hanko, einmal durch vollkommene Änderung mit Beibehaltung des Anfangs- und des dritten Buchstaben, Pulina — Paula. Einmal wurde der knurrische Name dadurch gebildet, daß der deutsche Name vor ein knurro gestellt wurde, Otto Knurro, einmal wurde der deutsche Name übernommen, Gerda.

Murrendindanda soll einem Karl Mayschen Roman entnommen sein, wo ein Murredin vorkommen soll, Drolig dilina soll der weise Prophet heißen, dilina ist gleich weise, in der Stammbucheintragung wird es mit ewig übersetzt, (Anklang an divina?), Drolig früher Drolli geheißen, im

Zusammenhang mit dem Worte drollig, doch als zu schätzende Eigenschaft, etwa wie merkwürdig, seltsam. Für Muffla, manchmal auch Mufflah geschrieben, und Mufflone, Mehrzahl Mufflonen, finden wir nirgends eine Erklärung, die uns auch Klara nicht zu geben vermag.

Von den übrigen Worten soll bischinko, das Zauberwort durch eine Erzählung von Pulina, die den Kindern von einem bei Meyrink vorkommenden Zauberwort bischit erzählte, entstanden sein, die Kinder machten aus bischit bischinko. Danke heißt dengal und schimbus. Dengal war das zuerst entstandene Wort, später sagte dengal nur ein gewöhnlicher Mensch, während die Vornehmen Schimbus sagten[1]. Während wir für schimbus keine Erklärung haben, behauptet Klara, dengal hänge mit danke zusammen. Knurr meri knike wurde verwendet, wenn der mehrfach erwähnte Onkel Alexander den Kindern bei Tisch Wein gab (unter Protest des Vaters). Er stellte die Frage: Knur meri und die Kinder antworteten: Knike, worauf er ihnen den Wein eingoß. Eine Erklärung für diese Worte erhalten wir nicht. Die drei Worte stammen aus der frühesten Zeit der Knurrsprache und sind neben knurr und schimbus die einzigen Worte, deren Sinn die außenstehenden Familienangehörigen kennen.

Auch eine Volkshymne gab es; die Melodie der österreichischen Volkshymne (Gott erhalte, Gott beschütze) wurde mit folgendem Text gesungen: „Rischne geschna, nim plarischiös knur murrendindanda“. Nur diese Worte standen fest, weiter wurde dann entweder knurrisch gesungen, der weitere knurrische Text war aber nicht fixiert oder aber wurde deutsch Gott erhalte . . . weitergesungen. Von diesen Worten verstehen wir nur knur Murrendindanda. Knur heißt hoch, heil; knur rief man immer, wenn Murrendindanda vorbeiging, der dann schimbus antwortete. Außer der Volkshymne gibt es noch zwei Gesänge, Lombilon und Rakisipiano. Lombilon ist der Lobgesang, Rakisipiano der Klagegesang. Diese Gesänge wurden im Tempel nach eigenen Melodien gesungen, Lombilon von allen, Rakisipiano nur vor Klara. Zu Lombilon fiel Klara nur ein: Lampenschirm, der über einem Schreibtisch hing und auf dem Figuren wie die eines Elefanten und eines Bären zu sehen waren. In Rakisipiano finden wir unschwer piano, also etwas mit Musik Zusammenhängendes oder leises Singen Bezeichnendes, heraus. Rakisi erklärt Klara, hänge damit zusammen, daß sie oft die Wutanfälle der Mutter nachgeahmt hätten, wobei sie wahrscheinlich auch gesungen haben. „Rikisi knuli“ sagt man nämlich, wenn man böse ist, sich ärgert. Man sagt es aber auch zur Beruhigung eines sich Ärgernden. „Grasanamlimbi“ ist ein Fluch.

Im Ganzen sind uns außer den Eigennamen 37 knurrische Worte bekannt.

[1] Parallele zu den Rangsprachen der Primitiven (?).

Andere Spiele.

Unser Schwesternpaar hatte sich eine ganze Reihe von Spielen ausgedacht. Ist das an und für sich nichts Auffallendes und könnten wir dies auch bei anderen Personen finden, wenn wir die Möglichkeit hätten, ebenso ausführliche Angaben über ihre Kindheit zu erhalten, so überrascht uns nur, daß eine so große Anzahl von Spielen vollkommen ausgebaut ist. Diese Tatsache ist wohl zu einem Teil darauf zurückzuführen, daß diese Spiele von den beiden Schwestern bis in ihr 18. respektive 15. Lebensjahr gespielt wurden, was wohl nicht sehr häufig vorkommen mag.

Neben Spielen, die in Variationen und mit kleinen Abänderungen uns bei Kindern allgemein begegnen, wie Soldaten-, Kaserne-, Apothekerspielen u. a. m., gibt uns Klara noch folgende — wie sie meint, alle vorgekommenen — Spiele an: Zwergerlspielen; Minie; Frau Mehl, Frau Milchen, Frau Gengilei; Fritz und Frau Kleinmann; Kurt Lehmann, der Handwerksbursch; Fritz und Leo; Pension Hölwigs; Joachim.

Vom Zwergerlspiel haben wfr schon gehört. Es sollen angeblich die Anfänge von Knurrland Ersatz für dieses Spiel, das Klara einmal nicht mehr zu spielen schwor, gewesen sein. Minie ist die Geschichte einer Komtesse und ihrer bösen Mutter. Das Spiel behandelt die Konkurrenz Mutter—Tochter bei einem Mann und wird zu Gunsten der Tochter entschieden. Minie wird ziemlich lange gespielt und ist sehr weit ausgebildet (zirka 8 bis 12). Frau Mehl, Frau Milchen, Frau Gengilei sind die drei Schwestern Alice, Klara und Hedwig. Es ist in sehr früher Zeit gelegen (zirka 8) — später spielten Klara und Hedwig ja nicht mehr mit Alice. Es ist ein Puppenspiel, die drei Frauen kommen mit ihren Kindern, den Puppen, im Garten bei einem Steinhaufen zusammen. Der Steinhaufen ist ein Kaffeehaus. Dort erzählen sich die Frauen Verschiedenes usw. Das Spiel wird nicht so lange gespielt wie Minie und ist auch nicht so weit ausgebildet. Fritz und Frau Kleinmann wird von Klara und Hedwig in der Badewanne gespielt. Das Spiel soll eine kleine dicke Frau, die mit ihrem Sohn in das Schwimmbad kam, das auch Klara und Hedwig besuchten, persiflieren. Der Junge, der im Schwimmbad schwimmen lernen sollte, hatte eine furchtbare Angst, die Mutter wollte aber unbedingt, daß der Sohn doch schwimme. Der Sohn war ein Stotterer. Von diesem Spiel, das immer, wenn die Kinder zu Hause badeten, gespielt wurde, gab es auch eine Variation, daß manchmal der Hauslehrer von Fritz Kleinmann mit demselben ins Schwimmbad kam und beim Spiele also dieser und Fritz Kleinmann dargestellt wurden. Das Spiel hieß dann Fritz und Dr. Weiß. Kurt Lehmann, der Handwerksbursche, und Fritz und Leo sind Identifikationsspiele. Kurt ist die

Puppe, die auch Muffla Nr. 2 in Knurrland ist. Sie ist in diesem Spiel ein Handwerksbursche, der frei und ungebunden herumziehen kann und Abenteuer erlebt, und dann ist er, wie Klara sagt „. . . . so klein, daß man ihn in die Tasche stecken kann, und das wollte ich auch sein." Fritz und Leo sind zwei Handwerksburschen, die in der Welt herumziehen und dort Abenteuer erleben. Kurt Lehmann wurde schon frühzeitig von Klara gespielt (zirka 6) und dauerte lange an. Während dieses Spiel nur von und auch für Klara war, wird das Spiel Fritz und Leo von Klara und Hedwig gespielt. Pension Hölwig und Joachim sind die zuletzt entstandenen und weitest ausgebauten Spiele unserer Schwestern, die hier zu beschreiben zu weit führen würde.

Phantasie und Handlung.

Es war im Verlauf der Darstellung des Spieles nicht überall möglich, gleich darauf hinzuweisen, welcher Teil des Spieles dargestellt wurde und welcher Teil phantasiert, d. h. hier, von Klara erdacht und der Hedwig erzählt oder von Klara erdacht und in die Zeitung geschrieben worden war. Es scheint aber doch notwendig, einiges hiezu zu sagen, umsomehr, als die beiden Schwestern schon frühzeitig bei ihren komplizierten Spielen sahen, daß nicht alles darstellbar war und daher schon aus diesem technischen Grunde, wenn wir von allem anderen absehen wollen, zu einem anderen Auskunftsmittel griffen. Und zwar wurde von ihnen das sogenannte „Phanta"-spielen erfunden, eine Erfindung, die einer Spielkameradin, einer Ansässigen in einer Sommerfrische zugeschrieben wird. Im Anfang mag das wohl losgelöst von den anderen Spielen der damaligen Zeit gewesen sein und nur bedeutet haben: „. . . . wir werden einander jetzt etwas vorphantasieren." Später aber wurde das Phantaspielen in die anderen Spiele eingeführt, so daß die Worte „jetzt spielen wir Phanta" hießen: Jetzt setzen wir uns oder gehen auf und ab und sprechen wir so, als ob wir ein Theaterstück mit verteilten Rollen lesen würden, und denken so unser Spiel, das wir an irgend einer Stelle wieder darstellen, weiter fort. Bei diesem Vorgang hatte jede der beiden Schwestern eine bestimmte Rolle in den einzelnen Spielen zugewiesen, die jedesmal von ihr und nie von der anderen Schwester gespielt wurde. Klara behauptet, daß sie, je älter sie geworden seien, desto mehr phantasiert und destoweniger dargestellt hätten. Sie bemerkt ferner, daß in Knurrland im Verhältnis zu anderen Spielen sehr viel, ja beinahe alles auch dargestellt wurde. Ich möchte aber diesen Satz in dieser Form doch stark bezweifeln. Richtiger wäre wohl zu sagen, das Phantaspielen, als solches aufgefaßt, wurde wenig in Knurrland verwendet, weniger auch als

in anderen Spielen, dagegen wurde vieles von Klara allein ausgedacht, das nachher der Hedwig nur erzählt wurde oder in die Zeitung geschrieben wurde.

Die Entwicklung des Spieles, das ununterbrochen fortläuft, in dem ununterbrochen neue Ereignisse vorkommen, Ereignisse der Umwelt behandelt werden, in dem die persönlichen Beziehungen Klaras und Hedwigs in eine bestimmte Form gekleidet werden und das wenigstens eine geraume Zeitlang das Leben der Kinder ist, geschieht auf die Weise, daß Klara ihren Phantasien freien Lauf läßt und alles, was sie liest, hört, erlebt, auf das Spiel, also in ihr Niveau, ihr Verständnis, ihre Auffassung überträgt. Diese ihre Phantasien und Gedanken zur Umbildung ihrer Erlebnisse und Geschehnisse der Umwelt teilt sie Hedwig mit. Ein großer Teil dieser Phantasien, mit der Korrektur, die in den Gesprächen Klaras und Hedwigs vorgenommen wird, wird tatsächlich dargestellt, ein anderer Teil aber ist durch diese Erzählung Klaras an Hedwig oder aber durch die Meldung in der knurrischen Hofzeitung erledigt. Das kindliche Allmachtsgefühl des Wortes und des Gedankens ermöglicht die Darstellung aller Phantasien auch technisch, denn es gibt eben Luftpersonen, gedachte Tiere, Häuser, Paläste, Geld, Geschenke, einen Tempel, Drolig dilina und ein Zauberwort, das allmächtig ist. Die Darstellung Klaras also, daß das Darstellbare dargestellt wurde, das nicht Darstellbare aber nicht dargestellt wurde, erscheint als ein nachträglicher Erklärungsversuch, denn man kann z. B. die Generalversammlung oder das Parlament genau so gut darstellen, wie man einen Gottesdienst darstellen kann. Inwieweit man ein reines „Phantaspiel" überhaupt noch als Spiel bezeichnen kann, wie z. B. das Spiel „Handwerksbursch Kurt Lehmann", bei welchem sich Klara vor die Puppe hinstellt und das Leben und die Abenteuer derselben phantasiert, oder inwieweit es nur mehr als Phantasie oder Tagtraum zu bezeichnen ist, müßte erst festgestellt werden. Hedwigs Phantasien haben an unserem Spiele keinen großen Anteil, beinahe alles entstammt den Phantasien Klaras. Die Häufigkeit des Spieles ist zu den verschiedenen Zeiten ganz verschieden.

Der Ort des Spieles war in Wien die Wohnung der Eltern und in den Sommerfrischen das Zimmer, das den Kindern zugewiesen war. Außerhalb dieser Räume wurde das Spiel nicht gespielt. Wohl aber wurde von dem Spiel gesprochen, wie auf den Spaziergängen, die die Kinder gemeinsam mit Lula, Otto Knurro, Knurrhano und deren Onkel, Rudolf Knurramini unternahmen, in dem Zimmer des schwedischen Turnkurses. Die beiden Frauen Murrendindandas, Gerda und Lisiala, wußten von der Existenz des Spieles nur von diesem Turnkurs her, da sie nie an den wirklichen Spielen teilnahmen. Wenn Kaiser

Murrendindanda den Kaiser Franz Josef besuchte, so begab sich Hedwig in das Zimmer von Hans.

Von den Dingen, über die Meldungen in der Knurrischen Hofzeitung oder im Knurrischen Extrablatt vorhanden sind, wurde überhaupt nichts wirklich dargestellt. Wir finden auch in der ganzen Hofzeitung nie eine Meldung über wichtige dargestellte Ereignisse in Knurrland, wie die Hochzeiten des Kaisers in ausführlicher Mitteilung, während über nicht dargestellte Ereignisse des langen und des breiten berichtet wird.

IV. Ansätze zu einer Analyse des Spieles „Knurrland".

1.

Wir haben im voranstehenden versucht, soviel wir über die näheren Details des Knurrlandspieles erfahren konnten, so übersichtlich als der Zusammenhang gestatten mochte, zusammenzustellen. Und werden nun den Wunsch haben, diese Erscheinung erklärt zu sehen. Dafür bieten sich zunächst die Lehren der Kinderpsychologie, die sich auf diesem Gebiete zu einer Anzahl von Theorien verdichtet haben, deren z. B. Claparède[1] vier aufzählt, während z. B. Groos[2] sechs Spieltheorien unterscheidet. Versuchen wir, diese Lehren auf Knurrland anzuwenden, so gelingt es kaum, das Ganze des Spieles einer einzigen Theorie zu subsumieren; wohl aber treffen die meisten von ihnen für ein Stück zu. Daß die „Nachahmung" eine hervorragende Rolle in ihm spielt, ist deutlich: eine Fülle von Tatsachen — Erscheinungen und Beziehungen aus dem Leben der Erwachsenen und aus der Literatur — kehrt in Knurrland, zum Teil sogar ohne beträchtliche Modifikation wieder. In die Linie der Kraftüberschußtheorie oder auch der Abschwächungstheorie fällt manches Detail und ein Satz von Klara läßt leicht eine Deutung zu, die den Spielwunsch überhaupt von hier aus verständlich erscheinen läßt: „Weil wir auch sonst immer etwas gegeneinander gehabt haben, haben wir die Brusprache erfunden, um uns hier auszuleben." Auch die Einübungs- und Selbstausbildungstheorie behält in unserem Falle insoweit recht, als — von vielen Einzelheiten abgesehen — die Fähigkeit des Spielens für die beiden schauspielerisch begabten Schwestern, insbesondere aber für Hedwig, Einübung und Selbstausbildung bedeutete. Die Erholungstheorie (soweit sie auf Kinder überhaupt anwendbar ist), die Ergänzungs-

[1] Claparède, „Kinderpsychologie und experimentelle Pädagogik"; deutsch von Franz Hoffmann, Leipzig 1911. Derselbe in Psychologie de l'enfant et pedagogie expérimentelle; cinquième édition, Geneve 1916, kennt sieben Theorien.

[2] Groos, „Das Seelenleben des Kindes", Berlin 1913.

und Katharsistheorie machen uns bis zu einem gewissen Grade einen Grundzug des Spieles verständlich: die Kinder ziehen sich in ihm aus der Umwelt, die sie nicht befriedigt, in ihre eigene Spielwelt zurück.

Einerlei, ob damit die Anwendungsmöglichkeit der genannten Spieltheorien erschöpft ist oder ob es gelingen könnte, noch einige Komponenten des Spieles in ihrer Nomenklatur zu betrachten, so bleibt doch bestehen, was schon jetzt festgestellt werden kann: daß sie untauglich sind, mehr als leere Allgemeinheiten verständlich zu machen. Daß im Spiel zahlreiche Nachahmungen enthalten sind — um ein Beispiel für viele in Diskussion zu ziehen — ist eine unbezweifelbare Tatsache. Daß diese Nachahmungen aber ihren Grund im Walten eines „Nachahmungstriebes" hätten, ist ein leerer Pleonasmus. Und kein Mittel ist ausreichend, das eigentliche Problem zu verstehen: warum gerade diese Nachahmungen gerade von diesen Kindern gewählt wurden, und warum andere, bei anderen Kindern und in anderen Spielen typische, Nachahmungen hier fehlen. Gerade die für die entwicklungspsychologische Auffassung unerläßliche Erklärung der Determination aller spezifischen Details und der spezifischen psychischen Funktion unseres Spieles vermag weder eine einzelne noch alle Spieltheorien zusammen zu geben. Wir sehen uns daher genötigt, uns einer anderen Betrachtungs- und Untersuchungsweise zu bedienen: der psychoanalytischen, die bereits nach den ganz vereinzelt vorliegenden Versuchen der Anwendung auf das Kinderspiel mehr Aufschluß zu geben verspricht[1].

2.

Bevor wir in die analytische Untersuchung des vorstehenden Materiales eingehen, scheinen noch einige Worte über die psychoanalytischen Vornahmen, die sich während der Aufnahme (in den Sitzungen) dieses Spieles ergaben, notwendig. Klara besitzt so wie fast alle ehemaligen Mitglieder der Wiener Jugendkulturbewegung einige Kenntnis von der Psychoanalyse[2]. Kenntnis heißt in diesem Falle, wie mehr oder weniger bei der größeren Zahl der Laien, denen der Gebrauch des Wortes Psychoanalyse geläufig ist und keinen kalten Schauer des Entsetzens über den Rücken rieseln läßt, das

[1] Von zahlreichen verstreuten Anmerkungen und Hinweisen in der analytischen Literatur abgesehen: Pfeifer, „Äußerungen infantil-erotischer Triebe im Spiel", Imago V, 4.; Pfister, „Das Kinderspiel als Symptom krankhafter Entwicklung"; die „Deutsche Schulreform", II; Bernfeld, „Skripten der Vorlesungen über Jugendkunde" am jüdischen Pädagogium in Wien (bloß stenotypiert).

[2] Vergleiche auch Dr. Siegfried Bernfeld: „Die Psychoanalyse in der Jugendbewegung"; Imago V, 4.

Wissen, daß es eine Wissenschaft gebe, die Psychoanalyse heiße und die die verschiedenen Vorkommnisse des alltäglichen psychischen Lebens, wie Fehlleistungen, ferner die Einstellung zu Personen, die Träume usw. als psychisch aus dem Unbewußten bedingt und deutbar erklärt; daß in der psychoanalytischen Terminologie das Wort Komplex eine bestimmte Rolle spielt (das beliebteste Wort bei Halb- und Unwissenden), daß es Inzestwünsche gebe und anderes mehr. Ferner gehört dazu das Reden in psychoanalytischen Terminis (mit manchmal zufällig richtiger Anwendung) und die prinzipielle Geneigtheit, die psychoanalytischen Deutungen gelten zu lassen, ja, sie sogar von analysierenden Bekannten im täglichen Verkehr für Fehlleistungen und Träume zu verlangen.

Ungefähr so war auch die Kenntnis unserer Klara von der Analyse. Es wäre also nach diesen Mitteilungen scheinbar leicht gewesen, mancherlei für diese Untersuchungen auf analytischem Wege zu gewinnen. Dem standen aber zwei Bedenken entgegen. Das erste und vielleicht wichtigere, daß Klara mit dem Verfasser seit längerer Zeit in persönlichem Verkehr stand und auch zur Zeit der Untersuchung dieser Verkehr gepflogen wurde, und das zweite, daß nur allzu leicht das Resultat eine Analyse der dreiundzwanzigjährigen, nicht aber der neun- bis siebzehnjährigen Klara geworden wäre. So müßten wir also an unser Material mit unserer Methode wie an einen Mythos oder an ein literarisches Schaffensprodukt herangehen, wenn wir nicht doch im Verlaufe der Sitzungen einige wesentliche Mitteilungen erhalten hätten.

Klara — die selbst die Sitzungen nie anders als Analysen nannte und auch sehr häufig auf eine sofortige Deutung der von ihr gemachten Mitteilungen drängte — kam, da auch die Auflockerung durch die Sitzungen so weit gediehen war, ziemlich aufgeregt in die neunte Sitzung und wollte mir sofort einen Traum erzählen. Als sie beginnen sollte, war ihr aber der größere Teil des Traumes entschwunden und sie konnte mir nur sagen, im Traume wäre ihr vorgekommen, daß ihr Vater mit ihr koitieren wollte, daß aber plötzlich eine Menstruation eingetreten sei und dadurch ein Koitus unmöglich wurde. Erst das nächste Mal kann sie mir den ganzen Traum erzählen, — den ich wegen seiner Länge nicht ganz hieher setze — in dessen zweitem Teile sie in die Wohnung der Eltern kommt, der Vater krank daselbst liegt und die Mutter sagt, es müsse jemand über Nacht beim Vater bleiben, und sie fragt, ob sie hineingehen wolle. Sie hat große Angst, es könnte doch ihre Mutter oder ihre Schwester (Hedwig), auf die sich der erste Teil des Traumes bezieht, hineingehen, und geht schnell in das Zimmer des Vaters. Sie legt sich in das zweite der nebeneinanderstehenden Betten und hierauf folgt der bereits mitgeteilte Koitusversuch und das Eintreten der Menstruation.

In Verfolgung der Analyse der einzelnen Elemente des Traumes gibt sie dann nebst Dingen, die sich auf die letzte Zeit beziehen und daher hier nicht zu behandeln sind, an, daß sie in ihrer Kindheit, wenn sie krank war, im Bette zwischen Mutter und Vater schlief, damit die anderen Kinder, mit denen sie sonst das Zimmer teilte, in der Nacht nicht gestört würden. Auch dann, wenn sie sich stark fürchtete, wie z. B. einmal nach der Erzählung eines Märchens „Die rote Maus", schlief sie im Bette zwischen den Eltern. Zu diesen Aussagen fügt sie gleich hinzu, sie hätte nicht gerne im elterlichen Bett geschlafen, denn sie hätte den Geruch des Vaters nicht vertragen.

Im weiteren Verlaufe erzählt sie dann, daß sie oft krank sein wollte, weil dann der Vater sich zu ihr aufs Bett setzte und besonders freundlich war. Es kam ihr überhaupt nur darauf an, dem Vater zu imponieren, zum Beispiel durch Leistungen in der Schule. Vom Vater gelobt worden zu sein, war ihr größter Stolz. Erst später, als sie etwa dreizehn bis vierzehn Jahre alt war, trat eine Änderung in diesem Verhältnis ein. In dieser Zeit gingen dann auch ihre Schulleistungen immer mehr und mehr zurück. Als sie dann mit siebzehn Jahren fluchtartig das Haus ihrer Eltern verließ, brach sie eine Zeitlang die Beziehungen zu ihrem Vater vollkommen ab. Später wurden wieder Beziehungen angeknüpft, die aber sehr locker blieben. Klara konnte mit dem Vater nicht mehr recht sprechen, ihm nicht mehr in die Augen sehen usw. In den Tagen, in denen sie mir den Traum erzählte, hatte sie in wichtiger Angelegenheit mit ihrem Vater zu reden, hatte aber diese Unterredung immer wieder hinausgeschoben. Nun ging sie zu ihm und erzählte mir nachher, sie wäre dieses Gefühl, welches sie früher hemmte und beklommen machte, vollkommen los und könnte ruhig und sachlich mit ihrem Vater reden, eine Tatsache, als deren Ursache sie nur die Befreiung durch die Traumanalyse ansah. Während aber auf der einen Seite so eine gewisse Befreiung eintrat, hatte sie nunmehr einigen anderen männlichen Personen gegenüber starke Hemmungen und insbesondere trat bei der Weiterführung der Sitzungen ein Widerstand auf, der viele von diesen überhaupt erfolglos verlaufen ließ, d. h. Klara wußte nicht nur keine neuen Mitteilungen zn machen, sondern sie konnte sich auch an vieles, was sie früher über das Spiel mitgeteilt hatte, nicht mehr erinnern. Sie verweigerte auch jede Assoziation zu den Worten der knurrischen Sprache, indem sie behauptete, es falle ihr nichts ein.

Eine andere Erinnerung, die auch während der Traumanalyse zum Vorschein kam, war folgende: Klara schlief einmal — ihr Alter vermag sie nicht anzugeben — in einer Nacht, in der ihr Vater von zu Hause abwesend

war, in dessen Bett bei ihrer Mutter, da sie wieder einmal starke Hustenanfälle hatte, die oft mit Brechreiz verbunden waren. Deswegen stand neben den Betten ein Kübel. Wollte Klara zu dem Kübel gelangen, so war es notwendig, daß sie über das Bett der Mutter und über die darin liegende Mutter hinwegstieg. Nun erzeugte dieser Moment, in dem sie sich, hinübersteigend, über der Mutter befand, ein derartiges Lustgefühl, daß sie mehr als zehnmal zu dem Kübel kroch, mit allen möglichen Mitteln Brechreiz erzeugend, bis die Mutter unwillig wurde und ihr mit heftigen Worten das Hin- und Hersteigen verbot. Mit den Hustenanfällen hatte es übrigens folgende Bewandtnis. Der Vater Klaras litt an einem chronischen Rachenkatarrh und hustete sehr stark und laut. Klara hatte mit sechs oder sieben Jahren den ersten Rachenkatarrh und ihre Mutter sagte ihr einmal: „Du hustest so wie der Papa!" Nunmehr war Klara immer bemüht, Husten zu haben, und sie strengte sich an, recht fest und laut, so wie der Vater, zu husten.

Der erste Teil des erwähnten Traumes befaßt sich mit Klaras Schwester Hedwig, die sie bei einem Feste weinend auf der Treppe findet. Ein Jüngling, der die Schwester liebt, findet sich ein; er ist sehr traurig. Klara sieht, daß dieser Jüngling ein Zwitter ist („es hat so ausgesehen wie hinten bei einem Pferd"). Später wird dieser Zwitterjüngling und die Schwester eine Person. Klara und Hedwig gehen zusammen weg und kommen in die Wohnung eines jungen Mannes[1]. Dann waren sie plötzlich in der elterlichen Wohnung, wo sich das bereits vorher Berichtete abspielte.

3.

Nach diesen Bemerkungen, die ihre Verwertung weiter unten finden werden, wollen wir nunmehr versuchen, die Ergebnisse der Psychoanalyse auf die Erklärung des Spieles anzuwenden. Und beginnen mit einer wohl unbestreitbaren Beziehung: Die Tagträumereien der Kinder — so gut wie die der Erwachsenen — haben die Funktion der Wunscherfüllung. Knurrland ist nun offenbar in seinem Grundzug eine Tagträumerei, die sich von der üblichen Form des Phantasierens durch drei Charakteristika unterscheidet: 1. sie ist zwei Personen — ja zum Teil, freilich zum geringsten, mehreren Personen — gemeinsam; 2. sie dauert durch nahezu zehn Jahre; 3. sie wird zum Teil dargestellt. Durch diese Charakteristika erst (wobei es bei 2.

[1] Dieser hatte einmal einen Brief Hedwigs an Klara, die ihre Post damals an seine Adresse bekam, aus Versehen geöffnet und — sehr verständlicher Weise — für einen Liebesbrief an sich gerichtet gehalten und beantwortet; der Abfassung des Briefes nach (mit Ansprachen aus dem Spiel Joachim und „mein Herr und Gebieter", „Geliebter" etc.,) war das nur zu leicht möglich.

allerdings nicht auf die Länge der Zeit, aber auf eine gewisse Dauer ankommt) erhält sie Spielcharakter. Von diesem sei zunächst abgesehen und Knurrland betrachtet, als wäre es ganz und gar ein „Phantaspiel", also im strengen Sinn des Wortes überhaupt kein Spiel, gewesen. Knurrland erweist sich von hier aus als das „Kinderland", in das Hedwig und Klara flüchten, wenn sie die nahe Welt nicht befriedigt. Es ist die Welt, die sie sich selbst schaffen, die also völlig wunschgemäß gebaut sein kann, in der die Allmacht der Wünsche und Gedanken herrscht. Es genügt, einen Gedanken auszusprechen, und er ist verwirklicht, einen Namen zu sprechen, und sein Träger: die Luftperson besteht; das Wort Bischinko rettet vor allen Gefahren; Puppen, denen man „gescheitelte Haare" frisiert und Hosen anzieht, sind männlichen Geschlechts; geheimnisvolle Propheten, Geister, Eselinnen, Metalle, Bücher bestehen — und alles dies von Klara und Hedwig geschaffen und beherrscht. Knurrland ist demnach ein narzißtisches Gebilde und fügt sich als solches wohl ein in die Entwicklung des Ich und Sexualtriebes der beginnenden Latenzperiode und auch der beginnenden Pubertät.

Da Knurrland, als die von den Kindern selbstgeschaffene Welt wunschgemäß sein kann, so ist auch kein Zweifel, daß es ihren Wünschen entspricht; und es muß möglich sein, diese aus den Differenzen zwischen der wirklichen und der phantasierten Welt der Kinder zu erschließen. Alles, was an magischen Inhalten und Formen Knurrland zukommt, können wir bei dieser Betrachtung vorerst auslassen, da es derselben Wurzel entspringt, aus der das ganze Spiel gestaltet ist: der narzißtischen. Das magische Beiwerk unbeachtet, sind zwei grundsätzliche Veränderungen der Realität vor allem auffallend: 1. Die Struktur der Familie Lehmann ist von Grund auf zerstört: a) die ältere Generation und ein Teil der Geschwister ist völlig aus der Welt (der Kinder) geschafft; b) Hans ist mit Klara und Hedwig nicht mehr verwandt, sondern mit ihnen in einer sehr formellen Weise befreundet, übrigens an Macht und in allen anderen Beziehungen nach Hedwig rangierend und nicht zu Knurrland gehörig; c) die Näherin Mitzi ist, wenigstens im ersten Teil des Spieles, in eine nahe verwandtschaftliche Beziehung zu Hedwig und Klara gerückt. 2. Klara und Hedwig sind männlichen Geschlechtes und überaus mächtig; dementsprechend Brüder (und Kaiser). Der Kern der kindlichen Unzufriedenheit mit der realen Welt geht also auf die Familienbeziehungen und auf ihr eigenes Geschlecht.

Das Problem des Geschlechtsunterschiedes ist offenbar für Klara zur Zeit des Spielbeginnes recht bedeutsam gewesen, ihr Alter spricht dafür, und die wenigen Mitteilungen, die wir über die Vorläufer von Knurrland, das Zwergerlspiel, das Spiel mit den ganz kleinen roten Ziegelstückchen, besitzen,

bestätigen es. Das Spiel von Joachim, vom Handwerksburschen Kurt Lehmann und schließlich Klaras manifeste Äußerungen, daß sie ein Junge sein wollte, beweisen es. Und von hier aus werden einige tragende Details des Spieles klar verständlich: das Spiel begann richtig erst, als Onkel Alexander den Kindern die Puppe Muffla schenkte. Dieser Puppe widerfährt das Mißgeschick, daß ihr Lothar ein Loch in den Kopf schlägt; nun verfolgt ihn Klaras Haß. Und um diese Krankheit des Muffla, von der alle Mufflonen befallen werden, spinnt sich ein ganzer Sagenkreis (siehe oben). Klara bemüht sich vergeblich, das Loch zum Verschwinden zu bringen: sie versucht immer wieder aufs neue, es zu verkleben. Muffla ist durch die Wunde zum Mädchen geworden. Im Kampf mit dieser „Krankheit“ spiegelt sich gut der Kampf zwischen dem Wunsch, den Geschlechtsunterschied aus der Welt zu schaffen, und der vordringenden Erkenntnis der Realität. In einer späteren Zeit des Spieles heißt es dann, die Mufflonen seien unheilbar, sie leiden an „Vergescheitung“. Muffla II. ist somit Kurt Lehmann, der Handwerksbursche, „er ist so klein, daß man ihn in die Tasche stecken kann“. Klara hatte diese Puppe mit fünf Jahren bekommen und ihr erstes Spiel mit ihr war, sie auf einer großen Wiese, auf der viele Erdlöcher sind, in eines derselben zu stecken, wegzulaufen und dann „ist es jedesmal eine große Erregung für mich gewesen, ob ich ihn wiederfinden werde“. Das Reich Knurrland begann mit dem Zwergenreich, dessen Oberster Muffla ist, dessen Beherrscher Florian — Klara. Die Mufflonen sind nach Klaras Mitteilung der Ersatz für das Zwergerlspiel, das sie miteinander im Bett gespielt hatten und dessen sich Klara plötzlich zu schämen begann. Von allen knurrischen Reichen hat das Zwergenreich allein im Spiele Darstellung gefunden, die anderen sind bloß Luftreiche. — In diesem Teil ist also Knurrland die Welt, in der Klaras und Hedwigs Wunsch, Mann zu sein, erfüllt ist.

Die erstaunlichste Korrektur, die das Spiel an der Familienstruktur vornimmt, ist wohl die völlige Eliminierung des Kindschaftsverhältnisses aus ihm. Nicht allein, daß Klara und Hedwig als Niemandes Kinder erscheinen (Vater oder Mütter des Kaisers Murrendinda und Florians werden nie erwähnt), in den allumspannenden Phantasien kommen überhaupt keine Kinder vor. Was wäre für die „nachahmend“ spielenden Schwestern näherliegend gewesen, als auch von Kindern zu phantasieren. Aber trotz der sechs Frauen und Hochzeiten des Kaisers, trotz manches gefeierten Geburtstagsfestes, ist von Kindern nicht die leiseste Andeutung aufzufinden. Wir betonen dieses Detail so sehr, weniger, weil es uns einigen Aufschluß über die Dynamik des Spieles zu geben vermag, als vielmehr, weil es ganz deutlich die völlige Unzulänglichkeit der nichtanalytischen Kinderpsychologie

zeigt, die Lebensäußerungen konkreter Kinder zu verstehen. Keine der genannten Theorien vermag uns dieses Spieldetail aufzuklären. Bloß die Psychoanalyse erlaubt seine Einordnung in ihr bekannte Zusammenhänge. Es ist die Eifersucht Klaras und Hedwigs gegen ihre Geschwister, die sie veranlaßt, in ihrer, in der wunschgerechten Welt das Verhältnis der Mitkindschaft so energisch zu eliminieren, daß selbst das der Kindschaft völlig fehlt. Man kann sich vorstellen, daß diesem Motiv noch eines helfend hinzukommt. Klaras infantile Sexualforschung hat offenbar Schiffbruch erlitten an der Frage der Funktion des Vaters, des Geschlechtsunterschiedes. Und von hier aus setzte eine energische Verdrängung gegen das Problem der Geburt ein, mit dem wir Klara (und Hedwig) in den Vorläufern des Knurrlandspiels beschäftigt sehen. Die Wunschwelt der Kinder setzt der wirklichen entgegen: wir haben keine Geschwister, wir sind ein Brüderpaar völlig ohne Konkurrenten — und wir haben auch keine Eltern, es ist, als wären wir unsere eigenen Eltern. Dementsprechend haben die Zwergerln ihren ursprünglichen Sinn (Kinder) verloren, sind Untergebene, und zwar männliche Untergebene Florians, vielleicht zugleich auch Symbole des männlichen Geschlechtes geworden.

So sind alle Mitglieder der realen Familie Lehmann mindestens ihrer Familienfunktion (mit Ausnahme der Geschwisterbeziehung Florian-Murrendinda) beraubt. Aber nicht alle sind gleicherweise völlig eliminiert. Von der realen Mutter und Schwester Alice sind freilich kaum deutliche Züge in den ohnedies recht schattenhaften Figuren der sechs Kaiserfrauen verwoben. An die Großmütter erinnert nicht die leiseste Beziehung. Aber die männlichen Personen der Familie kehren in markanten Zügen an verschiedenen Stellen und in verschiedenen Rollen wieder. Hans und Großvater sind in den alten Kaiser Franz Josef verdichtet. Onkel Alexander in zwei wichtigen Merkmalen: er ist weit gereist und so Träger manchen romantischen Zaubers, er hat Muffla von seiner Reise mitgebracht und Klara geschenkt, und mit dieser Puppe „begann ja erst so recht" das ganze Spiel. Florian ist im Spiel ihr Besitzer und der romantische Herr des Zwergenreiches. Es wird von Florian-Onkel Alexander noch zu reden sein. Hier sei nur ein sehr entscheidendes Detail aufgeführt: beide sind ledig und haben ein merkwürdiges, freimütiges Verhältnis zu einer Autorität: Vater und Kaiser. Zudem ist auch Onkel Alexander ein „Bruder", freilich der der Mutter. Überragend prägt der Vater dem Spiel seinen Stempel auf. Er ist das Vorbild des mächtigen Herrschers, des Kaisers über viele Reiche, seine Allmacht steht hinter den magischen Worten, von ihm kommen die orientalischen Anklänge, ihm gehören die Frauen, er kann sie heiraten und verstoßen und zahllose Einzelzüge, die, überall im Text verstreut, leicht

feststellbar sind, gehören dem Vater zu. Aus diesen Tatsachen erraten wir leicht eine weitere Tendenz der Phantasien, die das Spiel „Knurrland" ausmachen. Die Mutter erfährt das Schicksal der Geschwister, auch sie wird aus der Wunschwelt entfernt; offenbar aus dem gleichen Gefühl der Eifersucht. Denn Mutter und Geschwister stören Klara-Hedwig im Streben nach der ausschließlichen Liebe des Vaters (und Onkels Alexander). Der „Kernkomplex der Neurose", die Ödipussituation (Elektra) erweist sich uns somit als einer der Motoren dieses Kinderspieles. In seinem Dienste steht ein gut Teil aller Abänderungen, die die spielschaffende Phantasie Klaras an der Realität vornimmt.

Zum tieferen Verständnis des Spieles ist nötig zu beachten, daß in ihm die Phantasien Hedwigs noch mehr durch Identifikationen gesponnen sind, als sonst bei Tagträumereien und auch als bei kindlichen Träumereien der Fall ist; ferner, daß „Knurrland" keine einfache Phantasie und auch kein einfaches Rollenspiel ist. Es ist keineswegs so, daß Klara Onkel Alexander, und Hedwig Vater spielte. Vielmehr ist Klaras Florian eine Verdichtung mehrerer realer Personen, (mindestens des Onkels,Vaters und Klaras), und ebenso Hedwigs Murrendindanda. Schließlich ist es nahezu ausschließlich Klara, die alles erfindet, die erlaubt, anfangs zwingt sie wohl Hedwig, ein Stück ihrer Wunschphantasien darzustellen. Dies letztere wird nur möglich, weil Klara zu Beginn des Spieles eine Identifikation zwischen sich und Hedwig herstellte, die sie nie mehr gänzlich aufgab. Das Spiel hat sozusagen zwei Ebenen, eine der Phantasie und eine der Spielrealität. Sind in dieser Florian und Murrendindanda zwei wohlgetrennte Personen, so werden sie in jener wieder durch Klara vereinigt, die beide spielt, beide ist, die eine direkt, die andere indirekt, durch Hedwig. Darum ist das Spiel, trotzdem an ihm zwei, ja etliche Personen beteiligt waren, analysierbar als die Komplexleistung einer einzigen, Klaras.

Klaras Abneigung oder Indifferenz gegenüber ihrer Mutter haben wir mehrfach erwähnt, ebenso ihre starke infantile Zuneigung zum Vater, die sich in der Kindheit in mannigfachen Symptomen (bis zur hysterischen Identifikation durch den Husten) äußerte, später in Abneigung und Konflikten manifestierte. In der Phantasieebene des Spieles ist deren Identifikation völlig durchgeführt. Sie ist der Vater mit allen Attributen und Zuständen, die dem Kinde für diese Rolle, dieses Sein wichtig erscheinen mögen. Sie ist verheiratet, und nicht die Mutter, und sie ist es als Mann. Und wenn man in Murrendindandas Frauen Schatten der Mutter finden kann, so ist sie als Mann mit der Mutter verheiratet. Sie ist an Vaters Stelle und zugleich doch auch an Mutters. In der Spielrealität ist diese verschlungene Identifikations-Phantasie entstellt und durch die Verteilung auf zwei Personen gemildert.

Die Psychoanalyse lehrt, daß in solch starker Identifizierung des Kindes mit dem andersgeschlechtlichen Elternteil die Fixierungsmöglichkeit für die Entwicklung homosexueller Inversion liegt. Das legt uns nahe, eine dritte Wurzel des Knurrlandspieles anzunehmen. Das Material gestattet nicht, sich genaue Vorstellungen von Klaras (oder gar Hedwigs) Libidoentwicklung zu machen, aber die Feststellung einer kräftigen homosexuellen Beziehung zwischen den Schwestern drängt sich unabweisbar auf. Und das Verhalten der Mutter, das oben erwähnt wird, stimmt dazu ebenso wohl wie Klaras knabenhafte Einstellung während ihrer Pubertätszeit. Gewiß ist Homosexualität bei Klara und Hedwig nie mehr als ein Partialtrieb gewesen, aber einer, der starken Anteil am Spiel und seiner Gestaltung hat. Ihm ist es wohl insbesondere zuzuschreiben, daß das gemeinsame Spiel der Schwestern deren Latenzperiode überdauerte. Denn unter Festhaltung „Knurrlands" hatten sie die Möglichkeit, ihren Wunsch nach intensivem Beisammensein, nach „miteinander leben und lieben" in realitate, ihre homosexuellen Wünsche per symbolum zu erfüllen. Manche Einzelheit des Spieles wird von hier aus verständlich. Und hier greift die Individualität der Spielpartner eigenwillig korrigierend ins Ganze ein. Gerda, Lisiala und Hannala verdanken ihre Aufnahme ins Spiel lediglich der Freundschaft, die sie mit Hedwig verband. Als Klara anfing, auch Knaben und später jungen Männern ihrer Bekanntschaft Aufmerksamkeit zu schenken, wurden diese, als eine Art von Kompromiß zwischen homo- und heterosexueller Libido, zu Freunden Knurrlands und mußten Murrendinda ewige Treue schwören. Und wenn Alice, die beiden Schwestern antipathisch war, eine gewisse Duldung im Spiele erfuhr, so hat sie es kaum einem anderen Umstand zu danken, als daß Klara und Hedwig der Freundschaft Alices zu Lula die Anerkennung und Achtung nicht zu versagen vermochten. Eine auffallende Episode wird gleichfalls nur unter dieser Perspektive verständlich und wirft zugleich Licht in eine tiefere Schichte des Spieles. Oben wurde von Mizialas Verhältnis zu Florian und dessen Konsequenzen erzählt. Florian bricht Murrendindanda die Ehe mit Miziala — aber nur diese wird bestraft. Florian und seine Beziehung zu Murrendindanda bleibt unbeschädigt. Eine Braut Florians wird erfunden, die weder vorher noch später besteht, und die, statt ihn zu belasten, als Entschuldigungsgrund dient. Dies entspricht dem homosexuellen Verhältnis, in welchem Klara und Hedwig „Lieblinge" von Miziala sind, diese also als der aktive Teil die Wahl zu treffen und sie ganz gleicherweise zu lieben hat. Sie aber zieht Florian vor und das muß sie mit ihrem Glück und ihrer Krone büßen. Miziala ist die plastischeste Frauenfigur im Spiel, in ihr sind die wenigen Züge, die der Mutter entnommen sind, vereinigt. In

einer späteren Phase des Spieles setzt sich in dieser Ehebruchsepisode ein tiefer Wunschgedanke des Spieles peripher und verhältnismäßig wenig entstellt durch: die Pointe des Familienromans, der in „Knurrland" phantasiert wird, ist der Inzest Klaras mit der Mutter. (Bei der deutlichen Bisexualität der beiden spielenden Kinder und der vielfachen Determinierung jedes Details, schließt dies natürlich die früher angedeuteten Verhältnisse nicht aus.) Und nun erst wird deutlich, was Klara bewogen hat, Hedwig die Rolle Murrendindandas, des Vaters zu geben und sich die des ledigen Onkels, des Bruders der Mutter zu geben: die Rücksicht auf die Zensur.

Es ist natürlich möglich und verlockend, den einzelnen Erscheinungen des Spieles nachzugehen, sie auf ihren Symbolwert zu prüfen und in Beziehung auf das Unbewußte der spielenden Kinder zu deuten. Wir müssen uns dies ebenso versagen wie den Versuch, eine zusammenfassende Konstruktion der Dynamik des Spieles und seiner ökonomischen Funktion zu geben. Nur zwei Bemerkungen, die sich auf Details beziehen, seien erwähnt.

Zu dem Verhältnis von Phantasie und Handlung habe ich bereits einiges zu sagen versucht. Zu der von Bernfeld aufgestellten Annahme, daß ein wesentlicher Zug des Spieles in der dargestellten Wunschbefriedigung liege, möchte ich hinzufügen, daß die Wünsche, die einer besonderen Annäherung an die Realität bedürfen, damit man sie für befriedigt halte, durch Aktion dargestellt werden, während die halluzinatorisch befriedigbaren Phantasien nicht der Darstellung bedürfen. So werden in Knurrland zahlreiche Übertragungen aus der Wirklichkeit, die nur ad maiorem gloriam Knurrlands, zur Verstärkung der Glaubwürdigkeit der Befriedigung anderer im Affektleben eine größere Rolle spielenden Wünsche dienen, also sekundäre Elemente des Spieles, nicht dargestellt, sondern phantasiert. Wir können daher auch sagen, daß die Zeitung neben ihrem Zweck als eine Einrichtung, die im Leben der Erwachsenen (Journal, Tagblatt, Neue Freie Presse) ebenso wie in einer sozialen Bildung von Jugendlichen (Verein von Otto Knurro) eine wichtige Rolle spielt, und so den Wirklichkeitswert des Spieles erhöht, auf Knurrland übertragen die Aufgabe hat, über für das Affektleben weniger wichtige, daher auch nicht durch Aktion dargestellte Spielereignisse zu berichten, das heißt sie tagträumerisch, halluzinatorisch zu erledigen.

Aber Knurrland muß nicht nur erhöht, es muß auch geschützt werden vor jenen, die nicht an Magie glauben, die nicht Geister, Feen und Zwerge sehen, die Zauberworten und weisen Propheten kein Vertrauen schenken, die diese ganze Welt als wesenlose Ausgeburt einer kindischen Phantasie

bezeichnen oder aber mit einem gutmütigen Lächeln abtun. Solchen Menschen, das heißt also in erster Linie den Erwachsenen, muß der Einblick in dieses Zauberland verwehrt werden. Daher gibt es in ihm eine Sprache, die sie nicht verstehen, und Geheimnisse, die sie nicht einmal ahnen. Aber die Umwelt (die Eltern) sollen wissen, daß Klara und Hedwig im Besitze von Geheimnissen sind. Man spricht daher vor ihnen eine Sprache, die sie nicht verstehen und für ein geheimnisvolles Verständigungsmittel halten, deren Worte aber in ihrer überwiegenden Mehrzahl gar nichts Bestimmtes bedeuten[1]. Geheimsprachen finden sich in den sozialen Bildungen der Kinder und Jugendlichen sehr häufig. Ich beabsichtige, das mir vorliegende, nicht unbeträchtliche Material demnächst zu publizieren. Hier genügt vielleicht ein Hinweis auf ein Ergebnis: Geheimsprachen dienen häufig dazu, Dritten ein Geheimnis vorzutäuschen, wo keines vorhanden ist, ihnen zu sagen, wir haben ein Geheimnis und wir wissen das Geheimnis, das heißt das sexuelle. Man könnte rationalistisch die Existenz der Geheimsprachen nicht erklären, denn wozu schließlich muß man vor anderen, die etwas nicht wissen sollen, darüber sprechen? Man könnte auch bei Seite gehen, ins Ohr flüstern oder warten, man kann sich auch vor Belauschung hüten. Das Moment, unverstanden zu bleiben. w e n n man vor anderen spricht, erklärt die Geheimsprache nicht, da eben dieses „wenn" nicht sein muß. Vielmehr wird unbewußt gewünscht, daß die anderen wissen: wir haben ein Geheimnis oder wir wissen ein Geheimnis. (Geheimnis ist dann erst wertvoll, wenn andere um dessen Vorhandensein wissen.) Und in provozierend auffälliger Weise wird manchmal die Geheimsprache vor Dritten angewendet, daß sie aufmerksam werden müssen und erkennen müssen, daß die Kinder oder Jugendlichen ein Geheimnis haben. Aber die Sprache oder Schrift selbst ist gar nicht das Geheimnis, worauf es ankommt. Kinder wissen, daß ihnen etwas von den Erwachsenen verheimlicht werde. Sie wissen es durch das Ausweichen auf Fragen, durch das Abbrechen von Gesprächen, durch Winke, die Erwachsene einander geben, durch das Gebrauchen einer fremden Sprache u. a. m. Und sie haben es bald heraus, daß dieses verheimlichte Etwas mit ihrer und ihrer Kameraden und Kameradinnen Entstehung und Geburt und mit dem Unterschied der Geschlechter, den sie eben zu erkennen beginnen, zusammenhängt. Ihr Bestreben wird, dies Geheimnis zu kennen, aber noch viel mehr, den Erwachsenen verstehen geben zu können, daß sie das Verheimlichte wüßten. Und letzteres so lange, als sie selbst das Geheimnis nicht oder nur unvollständig kennen. Später wird dieser Wunsch gewöhnlich durch Furcht vor Bestrafung, manchmal auch durch Scham, verdrängt. Bis dahin aber kann

[1] Siehe auch: „Ein Schülerverein" in diesem Band.

man den Erwachsenen durch eine Sprache, die sie nicht verstehen, die ein Geheimnis ist und die man doch vor ihnen spricht, am besten den Nachweis erbringen, daß man das Geheimnis wisse. Ferner, die Erwachsenen sprechen oft so, daß die Kinder sie nicht verstehen. Sei es, daß sie gänzlich in einer Fremdsprache reden, sei es, durch die Verwendung von den Kindern unbekannten Fremdworten. Die Kinder merken bald, daß die fremden Worte von etwas ihnen Unbekanntem, vom Geheimnis handeln. Wenn sie also selbst in einer den Nichteingeweihten unverständlichen Sprache reden, sprechen sie selbst auch das Geheimnis aus und wissen es daher[1]. Die Erwachsenen wissen, daß es ein Knurrland gebe und daß Murrendindanda sein Herrscher sei, sie lesen in der Zeitung von verschiedenen Ereignissen und Vorkommnissen, sie lächeln und sie necken die Kinder, aber dadurch wird der Glaube derselben nicht erschüttert, die Kinder lachen doch zuletzt: Ihr redet so, weil ihr nicht wißt, was da alles vorhanden ist. Aber man hütet sich, dies mitzuteilen, und selbst die Mitspielenden müssen in gebührender Entfernung gehalten werden, wie der Fall Lothar zeigt.

So können wir zusammenfassen: Knurrland, das Wunschbefriedigungsland, ermöglicht nicht nur die narzißtische Schöpfung einer Welt, die Identifikation mit verschiedenen Personen, die Übertragung der Umwelt mit gewünschten Veränderungen, es erlaubt auch die Befriedigung homosexueller Wünsche und es begünstigt die Verdrängung des Wissens vom Geschlechtsunterschied, des Wissens der Unmöglichkeit, ein Knabe zu werden. Die Dauer des Spieles ist durch diese Triebe erklärt. Dies zeigt uns auch die Verebbung des Interesses am Spiel im selben Maße, als im Kampfe um das Primat der heterosexuelle Partialtrieb an Boden gewinnt, also sowohl das Verlangen nach Befriedigung homosexueller Wünsche mit diesen selbst als auch der Penisneid geringer wird. Und zwar muß das Interesse am Spiel umsomehr erlöschen, als andere Elemente durch das narzißtische Allmachtsgefühl bedingt, also infantiler Natur sind und bei der 15-, 16- und 17jährigen nicht mehr in demselben Maße mitwirken als bei der neunjährigen. Der Initiatorin Klara, also der Älteren Interesse erlischt naturgemäß in einer früheren Zeit als das von Hedwig.

[1] Es scheint uns nicht unwahrscheinlich, daß „Kn“ im Falle der Knurrsprache als Überdeterminante den Husten des Vaters andeuten soll.

Die Initiationsriten der historischen Berufsstände

Von **Erwin Kohn**

I.

Die nachantiken sozialen Organisationen Europas werden allgemein aus zwei Entstehungsursachen abgeleitet: aus religiösen und aus ökonomischen. Ihre Geschichte ist fast durchwegs unter diesen Gesichtspunkten geschrieben, ihre Einteilung danach getroffen, das Material nur insoweit bearbeitet worden, als es zur Kenntnis der religiösen und ökonomischen Bewegungen der Vergangenheit aufschlußreich war. Von Andeutungen zeitgenössischer Autoren abgesehen, findet sich wohl niemals der Gedanke einer Vergleichung dieser sozialen Organismen mit den urhistorischen und primitiven, höchst selten eine Einteilung der Materie nach den Anschauungen und Lebensformen der Vergangenheit und nach den spezifischen Unterschieden der Altersklassen, die sie bilden. Die Jugendorganisationen befinden sich dabei in einer besonders ungünstigen Lage. Ihre religiöse und ökonomische Bedeutung ist mit wenigen Ausnahmen gering, urkundliches Material und literarische oder biographische Produktionen Jugendlicher in der Vergangenheit fehlen so gut wie völlig. So oft die Literatur ihrer Erwähnung tut, leitet sie immer der nämliche Grund: das unliebsame Aufsehen, das die Jugendorganisationen erregten, absonderliche Gebräuche, alkoholistische oder sexuelle Exzesse, Übertretung polizeilicher oder religiöser Vorschriften, ökonomische Kämpfe gegen die besitzende Erwachsenheit. Ein aus diesen Symptomen zusammengesetztes Bild, das sich solcher Dokumente bedienen muß, die von Feinden oder wenigstens aburteilenden Angehörigen einer anderen Altersklasse herrühren, darf daher gewiß keinen Anspruch auf Vollständigkeit und Treue erheben. Die Beschreibung der historischen jugendlichen Gesellungsformen muß aber außer dieser Materialschwierigkeit noch unter dem prinzipiellen Übelstande leiden, daß über den historischen Begriff von Jugend und über die Bedeutung der Altersklassen in der Vergangenheit überhaupt wenig bekannt ist. Es wäre grundfalsch, auf die Jugend dieser Zeiten die Begriffe der Gegenwart, die Jugendforschung, -gerichtsbarkeit, -fürsorge, -schulpflicht geschaffen hat, um nur die wesentlichsten Wandlungen

hervorzuheben, anzuwenden, da sie doch unter einer gesetzlich wenig, praktisch gar nicht beschränkten patria potestas stand, Lehrer, Meister, Vorgesetzte Züchtigungsrechte besaßen, von Unterricht und außerfamilialer Erziehung, die zum Berufe ausgenommen, keine Rede war. Die erwachsene Generation der Nachantike hat es im Gegensatze zur Antike und Gegenwart nicht der Mühe wert gefunden, ihre Stellung zur Jugend zu präzisieren und zu formulieren, ja, sie ist sich vielleicht über die Tatsache Jugend, über die qualitativen Unterschiede und unterschiedlichen Bedürfnisse dieses Lebensalters im Vergleich zur Erwachsenheit nie recht klar geworden. Es ist aus diesem Grunde nicht leicht zu entscheiden, ob die Jugendorganisationen der Vergangenheit in der Tat, wie es nach den spärlichen vorliegenden Berichten den Anschein hat, kein eigenes Gesicht hatten, in allen wesentlichen Belangen die Bräuche und das Gehaben der Erwachsenen nachahmten oder ob diese Berichte nur Teile der Wirklichkeit, Ausschnitte sind, die von Menschen herrühren, denen das Empfinden für die Besonderheit der Jugend mangelte. Es ist weiter nicht gut möglich zu sagen, ob Bräuche, die sich in erwachsenen und jugendlichen Gesellschaften finden, da oder dort früher entstanden seien, selbst wenn der ursprüngliche Sinn des Brauches zweifelsohne nur Jugendlichen eignen konnte oder die Erwachsenen durch ihn ihre Einstellung zur Jugend dokumentieren wollten.

Unter solchem Aspekt müssen auch die merkwürdigen, weitverbreiteten, lokal und ständisch differenzierten Initiationsriten der mittelalterlichen Gesellschaften betrachtet werden, die bis ins XIX. Jahrhundert hinein in Flor standen und deren Reste auch noch in der Gegenwart nachgewiesen werden können. Ihre Durchgängigkeit bei Adel, Geistlichkeit, Händlern, Handwerkern, Bauern und Schülern, ihre ungewisse Entstehungszeit und -ursache legen die Vermutung nahe, daß es sich um sehr alte Gebräuche handelt, deren latenter Sinn schon frühzeitig verloren gegangen ist, so daß die rationalistischen Modifikationen, durch die an den verschiedensten Stellen die ursprüngliche Art durchbricht, eine merkwürdige Mischung von Scherz und Grausamkeit, Sinn und Unsinn, Feierlichkeit und Groteske ergeben. Schon eine oberflächliche Registrierung macht es zumindest sehr wahrscheinlich, daß die Initiationsriten der historischen sozialen Jugendorganisationen und die Pubertätsriten der Primitiven psychisch verwandte Bildungen sind, deren grundsätzliche Ähnlichkeit stellenweise zu genau den gleichen Ausdrucksformen führt, deren unter den Einflüssen der Zivilisation veränderte Teilerscheinungen aber sehr wohl imstande sind, Aufklärung über die Psychogenese mancher Kulturerscheinungen und mancher Symbole, über die psychischen Differenzen der Stände und Klassen und über die historische

Einschätzung der Jugend durch sich selber und durch die zeitgenössische öffentliche Meinung zu geben. Es fragt sich, ob diese Ähnlichkeit ihre inneren Gründe hat, gesetzmäßig ist und ob wir die Berechtigung haben, ein Stück Verwandtschaft, zwischen dem Empfinden der primitiven und Kulturvölker aufzudecken oder ob sie akzidentell ist und äußerliche Ursachen hat. Wir dürfen uns zur Klarstellung dieser Frage auf ein Stück historisch relativ leicht zugänglichen Materials beschränken und dieses einer genauen Prüfung und Vergleichung in den angedeuteten Richtungen unterziehen, ehe wir den Kreis der Betrachtung auf alle vorkommenden Riten erweitern und zu gewissen allgemeinen Konklusionen über die Struktur der historischen sozialen Organismen fortschreiten.

Wenn ich für diesen Ausschnitt die Initiationsriten der deutschen Gesellenverbände wähle, so vor allem deshalb, weil hier mancherlei Urkunden und höchstwahrscheinlich objektive Berichte vorliegen, weil die Formen durch ein großes Territorium — das ganze alte deutsche Reich hindurch — ziemlich gleich, dabei aber nach Maßgabe der einzelnen Berufszweige differenziert sind, weil sie fast alle die Merkmale insgesamt enthalten, die einzeln in den Initiationsriten anderer Stände auftreten und weil sie von altersher bis hoch ins XVIII. Jahrhundert hinein im Schwange waren. Welchen Umfang und welche Bedeutung die Initiationsriten der deutschen Gesellenverbände hatten, wird kaum jemals nachweisbar sein, ebensowenig das wahre Motiv, das die Gesellen zum „Gesellenmachen" veranlaßte. Ersteres deshalb, weil die überlieferten Berichte aus später Zeit, dem XVII. Jahrhundert, stammen, da die Bräuche gewiß schon in vieler Beziehung entartet und unkenntlich waren, letzteres deshalb, weil die Gesellenverbände bewußtermaßen niemals imstande waren, Ursprung und Sinn der ihnen überlieferten und von ihnen merkwürdig zähe festgehaltenen Bräuche darzutun, weil wir in diesen ein Stück objektivierter unbewußter oder unbewußt gewordener psychischer Vorgänge zu erblicken haben, das sich nach ähnlichen, seinen Trägern nur unklar erfaßbaren Gesetzen fortpflanzt wie die Pubertätsriten der Primitiven. Die psychoanalytische Methode der Völkerpsychologie, die es Freud und nach ihm Reik gestattet hat, die Ursachen der primitiven Pubertätsriten aufzudecken, wird auch in die weit weniger durchsichtigen, weil weit mehr kultivierten und rationalisierten Initiationsriten der deutschen Gesellenverbände Klarheit bringen, wird scheiden zwischen dem unzerstörbaren Besitzstand des psychisch Unbewußten, der sich im Volke nach seinen eigenen Gesetzen, die der Logik nicht erfaßbar sind, tradiert, und zwischen den akzessorischen Ursachen, die uns ökonomischer und kultureller Zustand, Klassenlage, Nationalität und Religion darbieten und die sich so weit

vordrängen, daß sie oft den Ursinn des Ritus zu zerstören drohen. Die vorliegende Arbeit, deren psychoanalytische Ergebnisse völlig auf den genannten Autoren fußen und die daher sehr wenig Neues oder auch nur neuartig Angewandtes im Sinne der Psychoanalyse zu bieten hat, will vor allem versuchen, neben der psychoanalytischen Deutungsarbeit soziologische zu leisten, den Wegen der Rationalisierung und Kultivierung nachzugehen, die die ursprünglichen Bräuche eingeschlagen haben, insbesondere dem psychischen Anteil an der Entstehung des Standes- und Berufsbegriffes.

II.

Die deutschen Gesellenverbände, das Substrat der Initiationsriten, die wir zunächst betrachten, sind Körperschaften, die nach Statuten organisiert im XIV. Jahrhundert auftreten und bis zum Erlöschen des Zunftwesens dauern, mancherorts geradewegs in die modernen Gewerkschaften übergehen. Sie stellen an und für sich keine eigenartigen Bildungen dar, sondern haben Parallelverbände in den übrigen zivilisierten Staaten des Mittelalters, Bräuche dieser Art kamen aber meines Wissens nur bei ihnen und in einigen von Deutschland nachhaltig beeinflußten Gegenden vor, während die Initiationsriten des französischen Compagnonnage bis zur Unkenntlichkeit christianisiert sind, so daß eine summarische Behandlung verwirren müßte. Was die Gesellenverbände tatsächlich waren, läßt sich aus den von ihnen der Obrigkeit eingereichten Statuten, die der Genehmigung des Zunftvorstandes bedurften, kaum schließen. In den Statuten erscheinen sie als Vereinigungen zur Pflege der Moral und Religiosität unter den Genossen und zur Verbesserung ihrer ökonomischen Situation. Den breitesten Raum nehmen gewöhnlich die religiösen Bestimmungen ein — Stiften von geweihten Kerzen, Teilnahme an Kirchenfesten —, danach die charitativen — Spital, Begräbnis, Viatikum —, dann die vereinsmäßigen — Pflege des Zusammenhaltens, die Aufnahme Durchreisender, Mitgliedsbeiträge, Benehmen der Mitglieder; die ökonomischen Bestimmungen, die ihre Spitze gegen Zunft und Gemeinde richten, sind gering und verklausuliert, was sich ja aus dem Zweck des eingereichten Statutes, Genehmigung des Verbandes und seiner Herberge oder Trinkstube, „Ürte", leicht erklären läßt. Es ist aber gewiß, daß ökonomische Kämpfe der Gesellenverbände gegen die Zünfte der Meister schon sehr frühe ausbrachen, und es ist zahlreichen Urkunden zu entnehmen, mit welcher Heftigkeit und mit welch straffer Streikorganisation sie auf Seiten der Gesellen geführt wurden. Man tut also gut daran, dem Wortlaute der Statuten, die ein Musterbild sozialen Friedens malen und Meister und Gesellen in vollster Harmonie darstellen, nicht

allzusehr zu trauen. Das Gleiche gilt, vielleicht in noch höherem Maße, von der Moral der Gesellenverbände. Würden nicht zahllose Erlässe der Gemeinden gegen das Unwesen auf den Örten, beim Spiele, im Bade usw. beweisen, daß man den löblichen Vornahmen der Gesellenordnungen wenig realen Wert beizumessen hat, so müßte allein die Fülle von bis ins kleinste Detail der Kleidung, Tischordnung und des Verkehres eindringenden Anstandsregeln den Verdacht erwecken, daß häufige Verstöße gegen die Sitte einen solchen Kodex als notwendig erscheinen ließen. Mit gleichem Grunde darf aus der sehr seltenen Erwähnung der Initiationsriten nicht deren Unwesentlichkeit gefolgert werden. Wenn sie in Urkunden der Gesellen vorkommen, werden sie gewöhnlich unter dem Titel eines „alten bruches" oder einer „handwerks gewohnheit" geführt, spätere Ordnungen vermeiden wohl auch den Namen „Gesellen machen" und nennen den Ritus statt dessen „Namen verschenken", was eine verharmloste pars-pro-toto-Bezeichnung ist und die materielle Seite des Ritus, das vom Initiierten zu stiftende Gelage, in den Vordergrund rückt. Sie galten den Obrigkeiten wegen ihrer Durchgängigkeit in allen Ständen wohl als selbstverständliches Gewohnheitsrecht aller Korporationen, also auch der Gesellenverbände, das keiner besonderen Bewilligung bedurfte und das nur durch Luxusgesetze, die sich gegen übermäßige Ansprüche an den Beutel des Initiierten richten, und durch Strafe für Quälereien, die mit dem Tode oder dauernder körperlicher Schädigung des Initiierten enden, eingeschränkt werden konnte. Erst die Reichsabschiede und Reichspolizeiordnungen des XVII. und XVIII. Jahrhunderts treten energisch gegen das Gesellenmachen auf, das sich nun nach jahrhundertelanger Duldung plötzlich als höchst unsittlicher und barbarischer Brauch, als Verspottung der christlichen Religion und als angemaßtes Recht der Gesellenverbände entpuppt und mit Strafe belegt wird.

Bevor wir uns mit den Erklärungsversuchen der verschiedenen Autoren beschäftigen und die Gründe für unsere von diesen abweichende Deutung darlegen, soll an der wörtlichen Wiedergabe eines Ritus mit allem unwesentlichen Beiwerk gezeigt werden, wie zu Ende des XVII. Jahrhunderts, als der Konrektor Friese zu Altenburg seine Schüler in ihrer freien Zeit bei den Handwerkern Umfrage nach deren Bräuchen halten ließ, die Aufnahme eines freigesprochenen Lehrlings in die Korporation der Büttner- oder Böttchergesellen vor sich zu gehen pflegte. Gerade an diesem Beispiel ist die Zusammensetzung des Ritus aus zwei heterogenen Elementen, einem archaischen, bereits unverständlich gewordenen und einem zweckhaften, belehrenden, das allerdings mit manchen mythologischen Anspielungen verbrämt ist, deutlich wahrzunehmen. Die Wiedergabe stimmt nicht orthographisch

und wörtlich mit dem Frieseschen Original überein, sondern ist einer neuhochdeutschen Übertragung Oskar Schades, im Weimarischen Jahrbuch, IV. Band, 2. Heft, entnommen.

„Das Schleifen": Der loszusprechende Lehrling wählt sich einen der Gesellen zum sogenannten Schleifpfaffen. Dieser geht in das Zimmer, wo Meister und Gesellen der Zunft vollzählig versammelt sind und spricht zu ihnen; der Altgeselle antwortet, wobei der Lehrling „Ziegenschurz" genannt wird. Nach erlangter Erlaubnis holt er den Lehrling und sagt folgenden Spruch:

„Ich komme daher ohn alle Gefähr, — Es tritt mir nach, ich weiß nicht wer, — Ein Ziegenschurz, ein Nichtvielnutz, — Der tut solches Meister und Gesellen zum Trutz, — Ein Reifenmörder, ein Holzverderber, ein Pflastertreter, — Ein Meister- und Gesellen-Verräter. — Er tritt mit mir über die Schwellen: — Er verrät Meister und Gesellen. — Er tritt wieder davon: — Er spricht, er habe es nicht getan. — Er tritt mit mir herein: — Er spricht, er will nach diesem seinem Schleifen ein guter Geselle sein."

Ja, ein guter, ehrlicher Geselle kannst du wohl sein; aber Meister und Gesellen mußt du nicht verraten, es möchte dich sonst selbst betreffen. — Ich sage mit Gunst, Meister und Gesellen, daß ich Macht habe, mit diesem meinem gegenwärtigen Ziegenschurz vor den Tisch und offene Lade zu treten. — Es ist dieser gegenwärtige Ziegenschurz zu mir kommen und hat mich angesprochen, daß ich ihn nach Handwerks Gewohnheit schleifen und seinen ehrlichen Namen segnen soll, nachdem es Handwerks Gebrauch ist." — Es wird dann dreimal angefragt, ob gegen den Schleifpfaffen, den Lehrjungen oder dessen Meister etwas einzuwenden ist. Der Schleifpfaffe erlegt für den Lehrling Schleifgeld und beide geben Hut und Handschuhe weg. Der Junge nimmt einen Schemel auf die Achseln, den der Schleifpfaffe im Verlaufe des Gespräches auf den Tisch stellt, sodann den Jungen hinaufsteigen läßt und die weiteren Prozeduren mit ihm vornimmt. — „Ich sage mit Gunst, Meister und Gesellen, daß ich Macht habe, diesen gegenwärtigen Ziegenschurz auf den Tisch zu schaffen; wofern er mir aber nicht recht hinaufsteigt, daß ich Macht habe, ihn bei Ohren und Haaren herunterzuziehen und dreimal um den Tisch zu führen und ihm zu zeigen, wo er hinaufsteigen soll. — Ich schwing mich auf mit Gottes Glück. — Vor diesem Ziegenschurz ich nicht erschrick. — Er sei gleich kurz, lang oder dick — So will ich ihn schleifen alle Stund und Augenblick. — Er sei gleich arm oder reich — So wird er einem ehrlichen Gesellen gleich.

Ich sage mit Gunst, Meister und Gesellen, daß ich Macht habe, diesem gegenwärtigen Ziegenschurz in seine Haare, Ohren und Bart zu greifen, ich in die seinen und er nicht in die meinen. Denn so er Macht hätte, in die meinen wie ich in die seinen, so würden wir der Sache nicht lange eins bleiben; es würde uns der Tisch zu schmal, die Stube zu enge, Tische und Bänke zu wenig sein, wir würden die Stube zum Fenster hinauswerfen und der Herr Vater würde übel mit uns zufrieden sein." Dem Jungen wird von den Gesellen der Reihe nach der Schemel weggezogen, so daß er auf den Tisch fällt. Der Schleifpfaffe ist aber gleich bei der Hand und

zieht ihn bei den Haaren wieder in die Höhe. Es werden aus den Gesellen zwei „Schleifgoten" gewählt. Der Schleifpfaff fragt:

„Wie willst du mit deinem Schleifnamen heißen? — Hans Springinsfeld oder — Hans Saufaus oder — Hans Frißumsonst oder — Hans Seltenfröhlich oder — Urban mach Leimwarm oder — Waltin Stemmshorn oder was sonst der Namen mehr seien."

Der Lehrling nennt einen Namen, hat Namensgeld zu zahlen. Man stellt ihm verschiedene Fragen und schleift ihn das erstemal. Er hat im Drehen die linke Seite auswendig und die rechte im Mittel. — Der Schleifpfaff: „Da schleife ich, N. N., ein ehrlicher Gesell aus der Stadt N., den N. N. aus N. zu einem ehrlichen Gesellen das erstemal im Namen Meister und Gesellen auf dem Tisch, vor dem Tisch, vor Meister und Gesellen, vor offener Lade." — „Wenn du nun wirst zum Tore hinausziehen, so werden drei Wege gehen, zur rechten, zur linken und geradeaus. Welchen willst du ziehen? Gehst du geradeaus, tust du recht daran. Gehst du dem Wege nach oder der Nase nach, wirst du nicht irren. Du mußt aber nicht immer gerade fortgehen, sonst laufst du gar aus der Welt hinaus. Gehst du aber rechts oder links, ziehst du zu einem Tore aus, zum andern aber wieder ein und so würde deine Wanderschaft bald aus sein. Wenn du nun den Weg fortziehest, wirst du vor einem Misthaufen vorübergehen, da werden schwarze Raben darauf sitzen, die schreien, — er zieht weg, er zieht weg! — Wirst du fortgehen oder umkehren?" „Ja." „Das sollst du nicht tun. Du sollst deinen Weg fortgehen und denken: Ihr schwarzen Raben, ihr werdet nicht meine Boten sein! Dann wirst du vor ein Dorf kommen. Da werden dich drei alte Weiber sehen und sagen: Ach Junggeselle, kehrt doch wieder um, denn wenn ihr eine Viertelmeile Wegs geht, so werdet ihr in einen Wald kommen und euch darinnen verirren. Da wird dann niemand wissen, wo ihr hin seid. — Wie willst du es machen? Wirst du wieder umkehren?" „Ja." „Du sollst es nicht tun, denn es wäre dir ein Spott, daß du dich ließest durch drei alte Weiber überreden. Wenn du bis an des Dorfes Ende gegangen bist, kommst du vor eine Mühle, die wird sagen: Kehre wieder, kehre! Kehre wieder, kehre! — Wie willst du es machen? Denn das sein drei Ratgeber: erstlich kommen die Raben, hernach die drei alten Weiber, jetzund die Mühle. Es wird gewiß ein groß Unglück vorhanden sein. Wirst du wieder umkehren oder fortgehen?" „Ja." „Ei du sollst deinen Weg fortgehen und sagen: Mühle, gehe du deinen Gang und ich will gehen meinen Gang." — Der Schleifpfaffe erzählt weiter, daß der Junge unter Bäumen rasten wird, dann in einen finsteren, ungeheueren Wald kommt „... und dir wird durchzugehn recht grauen, — Doch wird kein andrer Weg sein zu schauen. — Die Vögelein werden singen jung und alt, — Der Wind wird wehen gar sauer und kalt, — Die Bäume werden gehen die Winke die Wanke, — die Klinke die Klanke, — die Brausen die Brasseln ..."

Der Junge wird sich fürchten, daß ein Baum umfallen könnte und ihn erschlagen: „... da kämest du um dein junges Leben, deine Mutter um ihren Sohn und ich um meinen Schleifpathen!" Der Junge wird weitergehen, auf eine Wiese mit einem schönen Birnbaum kommen. Die Birnen hängen zu hoch, da soll er aber nicht hinaufsteigen, sonst könnte ihn der Bauer schlagen, sondern er soll lieber die Birnen

herunterschütteln, aber nicht alle aufheben, sondern einige für einen vielleicht später kommenden Gesellen liegen lassen. „Wenn du nun weiter fortgehst, so wirst du zu einem Wasser kommen, darüber wird ein schmaler Steg sein, darauf wird dir eine Jungfrau, ein alter Mann und ein Ziegenbock begegnen. Nun wird der Steg so schmal sein, daß ihr einander nicht werdet ausweichen können. Wie willst du es machen? Da bis her, stoß die Jungfrau, den alten Mann und den Ziegenbock in das Wasser, so kannst du hernach ohne allen Schaden hinüberkommen. Willst du es tun?" „Ja." „Du sollst es nicht tun, sondern ich will dir einen anderen Rat geben. Bis her, nimm den Ziegenbock und setze dich darauf, die Jungfrau vor dich, den alten Mann hinter dich, so werdet ihr alle drei zugleich hinüberkommen. Und die Jungfrau kannst du hernach zum Weibe nehmen, denn du mußt das Weib nunmehro haben; den alten Mann kannst du zum Hochzeitlader brauchen, den Ziegenbock aber kannst du schlachten, denn das Fleisch ist gut auf die Hochzeit. Das Leder gibt dir ein gutes Schurzfell, der Rücken gibt dir eine gute Fügbank, die Beine gute Fügbankstecken, die Klauen gute Kloben, der Kopf gibt dir einen guten Klöbschlägel, die Hörner ein paar Krummstecken, die Ohren ein gut paar Flederwische, die Augen eine gute Brille, die Nase eine gute Sparbüchse, das Maul eine gute Reifziehe, die Zunge gibt dir einen guten Wetzstein, der Bart eine gute Faßbürste, die Därme geben ein gut Meßband, der Schwanz gibt dir einen guten Fliegenwedel, daß du deiner Frau kannst die Fliegen wehren, dergleichen das Euter eine gute Sackpfeife, daß du deiner Frau damit kannst ein lustiges machen. Wenn du einmal Meister wirst, hast du schon dein halbes Werkzeug beisammen. Nun auf diese Weise kannst du alles gebrauchen und dir zu Nutze machen, sowohl die Jungfrau, als auch den alten Mann, als auch den Ziegenbock." Der Junge wird zum zweitenmal geschleift. Der Schleifpfaff fährt nach einigen Sprüchen fort: „Der Junge werde zu einer Stadt kommen, er solle dem Torwärter jede gewünschte Auskunft geben, keinen führnehmen Herrn nach der Herberge fragen, sondern zu seinesgleichen gehen, den Wirt Herr Vater, die Wirtin Frau Mutter, die Söhne und Kellner Herr Bruder, die Töchter und Mägde Jungfrau Schwester heißen. Er soll sein Bündel beim Torwärter auslösen; wenn seine Kleider naß vom Regen sind, soll er sie nicht in der ganzen Stube zum Trocknen aufhängen, sondern warten, bis die Sachen von selbst trocknen. Er soll nicht gleich auf die erste Aufforderung des Wirtes hin zum Essen gehen, sondern warten, bis man ihn das zweitemal zum Essen bittet. Er soll sich höflich bedanken und erst dann schlafen geh'n, wenn alle andern gegessen und getrunken haben. „Alsdann wird dir der Herr Vater schon das Bette machen und dich schlafen leuchten lassen. Er wird dir aber die Jungfrau Schwester mitgeben, daß sie dir leuchte. Sie wird dich in eine Kammer führen, darin allerhand schöne Betten stehen werden und sie wird dich heißen, in eins hineinlegen. So lege dich aber nicht gleich in dasselbe hinein, sondern sieh dich zuvor nach dem saubersten um: in dasselbe kannst du dich dann hineinlegen. Und laß die Schwester so lange leuchten, bis du ausgezogen und fein darinnen bist, damit du dich nicht fürchtest: denn es ist in fremden Häusern nicht überall heimlich. Du kannst auch gleich die Jungfer Schwester mit hineinnehmen, daß ihr der Rock über den Kopf und die Pantoffeln über den Gang hinunter oder zum Fenster hinaus-

springen; kannst ihr auch gleich deinen Schlafkreuzer geben und deines Namen Gedächtnis stiften, daß man in drei Vierteljahren deiner gedenkt. Und kannst deinem Schleifpfaffen auch ein gutes Wort verleihen, denn er ist auch gerne bei schönen Jungfrauen. Willst du das tun?" „Ja." „Ei, du sollst es nicht tun. Du sollst dem Herrn Vater seine Leute nicht lange aufhalten, denn der Herr Vater hat seine Leute nicht für dich; sondern sobald du hinaufkommst und das Bett gewahr wirst, so bedanke dich für die Hinaufführung, wünsche ihr eine gute Nacht und sprich, sie solle in Gottes Namen hinuntergehen, du wollest dich schon ins Bett finden. Und läßt man dir ein Licht, so lösche es fein und fleißig und mit gutem Bedacht aus, damit der Herr Vater durch dich nicht in ein Unglück gebracht werde." Der Junge soll frühzeitig aufstehen, sich um Arbeit umsehen, sich gut beim Meister halten und bei der „Auflage der Gesellen". Verhaltungsmaßregeln vor der offenen Lade:

„Du sollst der Lade den Rücken nicht wenden. — Du sollst keinen schänden noch schmähen. — Du sollst kein unzüchtig Liedlein singen. — Du sollst nicht mehr Wein oder Bier trinken, als du vertragen kannst. — Du sollst auch nicht mehr Wein oder Bier verschütten, als du mit einer Hand bedecken kannst. — Du sollst mit keinem Schlegel, Triebel oder Bandmesser, auch in keinem Schurzfell dich betreten lassen. — Auch mit keinem Degen; du wirst sonst gestraft. — Du sollst kein Messer entblößen. — Du sollst nicht schlafen. — Du sollst nicht die Fenster aufmachen. — Du sollst nicht hinausschauen. — Du sollst nicht mit der linken Hand auflegen. — Du sollst keinen Schwur noch Fluch hören lassen. — Du sollst mit keiner Kanne klappern. — Du sollst keinen Käse noch Brot einstecken; du wirst sonst gestraft. — Du sollst nicht vom Tisch oder von der Lade aufstehen, du befiehlst denn einem anderen die Stelle oder du läßt zum wenigstens deinen Hut oder Handschuh liegen. — Du sollst nicht zwei- oder dreimal vor offener Lade laufen, du wirst sonst gestraft. — Du wirst dich vor Strafe hüten so viel du kannst: du kannst sonst nicht so viel Geld verdienen, als du zur Strafe geben mußt."

Bei verbotener Zeche:

„Du sollst mit keinem Schlegel, Triebel, Schnitzer oder Bandmesser, auch in keinem Schurzfell oder Degen bei solch verbotener Zeche erscheinen, du wirst sonst gestraft werden. — Du sollst keinen Lügen strafen. — Du sollst keinen schänden noch schmähen. — Du sollst kein unzüchtig Liedlein singen. — Du sollst nicht ohne Halsbinde erscheinen. — Du sollst kein Messer entblößen. — Du sollst nicht schlafen. — Du sollst kein Fenster aufmachen und hinausschauen. — Du sollst den Mantel nicht über die Achsel hängen lassen. — Du sollst dich mit keinem Würfel- oder Kartenspiel betreffen lassen. — Du sollst nicht Käse noch Brot einschieben. — Du sollst nicht mehr als zwei oder drei Knöpfe an deinem Kamisol offen haben. — Du sollst keinen Fluch noch Schwur hören lassen. — Du sollst nicht mit Kannen klappern, du wirst sonst gestraft werden. — Du mußt dich verhalten wie vor offener Lade."

Der Junge soll den Meister verlassen, wenn er nicht mehr Lust hat, in derselben Stadt zu arbeiten. Er soll bei einem gescholtenen Meister oder neben einem gescholtenen Gesellen nicht arbeiten.

„Du mußt jetzt die Bubenschuh ausziehen und die Gesellenschuh anziehen und darfst mit keinem Jungen am Sonn- oder Feiertag spazieren geh'n; du wirst sonst gestraft. Du sollst dich auch in keinem öffentlichen Spiel- oder Tanzplatz treffen lassen, du wirst sonst gestraft."

Auf offener Gasse:

„Du sollst nicht ohne Schlegel, Triebel, Bandmesser oder sonst einiges Werkzeug über zwei oder drei Häuser gehen, du wirst sonst gestraft. — Du sollst nicht barfuß oder ohne Halstuch gehen. — Du darfst auch nicht im Schurzfell reiten oder fahren. — Du darfst auch nicht schreien oder laufen ohne Not. — Du sollst kein unzüchtig Liedlein singen. — Du sollst nicht essen und trinken auf offener Gassen. — Du sollst auch nicht ohne Schurzfell gehen. — Du sollst auch nicht an Sonn- und Feiertagen im Schurzfell gehen, du seiest denn in deines Meisters Geschäften. — Du mußt dich jetzo zum Handwerk halten, wie es redlich und ehrlich ist. Wenn es aber nicht redlich und ehrlich ist, so nimm Geld und Geldeswert und hilf solches ehrlich machen. Hilf Handwerks Gewohnheit stärken und nicht schwächen, hilf eher zehn ehrlich machen als einen unehrlich. Wenn es aber nicht sein kann, so nimm dein Bündel und lauf davon. Kannst du aber nicht zum Tore hinaus, so nimm dein Bündel, wirf es über die Mauer und spring mit gleichen Füßen darauf. Das ist aller wackern Faßbindergesellen Gebrauch."

„... so will ich dir verehren eine Schraube zum rechten Ohr hinein, — zum linken wieder heraus, — ein Haarrauf, — eine Stutzbirne, — ein frisches Glas Wein, — deinen und meinen ehrlichen Namen obendrein."

„Hiemit spring über den Tisch und sprich: Grüß euch Gott, Meister und Gesellen! Gott ehre das ehrbare Handwerk. — Und schrei Feuer; so werden sie schon löschen. Frisch!" Der junge Geselle muß nun auf die Gasse laufen und Feuer schreien. Die übrigen laufen hinzu und begießen ihn mit kaltem Wasser. Das nennt man das Feuerlöschen. — Zum Schluß sagt der Schleifpfaff:

„Hiemit wünsch ich dir Glück und Segen zu deinem Gesellenstand. — Gott helfe, daß dirs wohl gehe zu Wasser und zu Land, — Zu Roß und Wagen, — Wo dich der liebe Gott wird hintragen; — Ihn alleine laß schalten und walten, — Der so manich Mutterkind hat erhalten, — Auch manchen wackern Faßbindergesellen in fremdem Land, — Auf Weg und Steg, wo er ihn hat hingesandt. — Halt dich fein ehrlich und fein fromm! — So bist du der ganzen Welt willkomm."

Am Ende der Zeremonie muß der junge Gesell einen Schmaus geben. Dabei wird ihm die oberste Stelle eingeräumt, ein Kranz, der sogenannte Gesellenkranz, aufgesetzt und seine Gesundheit herumgetrunken.

Das Schleifen der Büttnergesellen weist eine Anzahl von Zügen auf, die allen Initiationsriten der Gesellenverbände zukommen, daneben aber auch solche, die durch die Eigenart des Büttnerhandwerks hervorgerufen und für andere Berufe anders sind. Allgemein sind die Beistände des Lehrlings, der Schleifpfaff und die beiden Schleifgoten, ferner die Rolle des Altgesellen, zusammen vier beteiligte Gesellen. Die Zahl vier hat im Städte-

leben der Vergangenheit und in dem der Zünfte besonders hohe Bedeutung; die Feste, die Amtspersonen, das Intervall der Versammlungen sind meistens vier oder durch vier teilbar. Man will das, wie mir scheint etwas gekünstelt, aus der Vierzahl der Stadttore erklären. Allgemein ist die Ansprache an den Lehrling, die Verbindung von Belehrung, Mythologie und Ironie. Man hat aus der Länge der Rede mit Unrecht den Schluß gezogen, daß sie Ursprung und Zentrum des Ritus und daß das Gesellenmachen aus der Notwendigkeit einer Belehrung für die Wanderschaft hervorgegangen sei [1]. Die Anwesenheit sämtlicher Gesellen ist selbstverständlich, die Anwesenheit eines Zunftmeisters oder des ehemaligen Lehrherrn scheint an gewissen Orten gebräuchlich gewesen zu sein und sollte wahrscheinlich den Gesellen grobe Ausschreitungen unmöglich machen.

Soviel vom Formalen. Wenn man den inneren Aufbau und die Zusammensetzung des Ritus ansieht, kann man die beiden Hauptteile, die nur in sehr losem Zusammenhange stehen, die schmerzhafte Prozedur, die an dem eintretenden Jünger vorgenommen wird, und die Belehrung unterscheiden. Daß sie verschiedenen Zeiten entstammen, beweist der Mangel jeder kausalen Verknüpfung: das Schleifen geht der Belehrung teilweise voran, teilweise unterbricht es sie an offenbar willkürlich gewählten Stellen. Mit allen Initiationsriten ist die Namengebung verknüpft, in manchen von so zentraler Bedeutung, daß dem ganzen Ritus nur mehr der Titel „Namenverschenken" blieb. Die Namengebung ist nun die Brücke, die zur Taufe und damit zur Aufnahme religiösen Zeremonials, fast durchwegs in blasphemischer Weise, führt. Die Verbindung der Gesellenverbände mit dem Klerus war seit alters innig. Die Kirche begünstigte die Bildung der Korporationen in jeder Weise, weil sie dadurch mancherlei Vorteile — eine ergebene Schar, die dem Stadtregiment nicht sehr hold war, geschlossene Teilnahme an religiösen Festen, Lichtspenden, Legate — hatte, dafür gewährte sie aber auch den Gesellenverbänden die Kirchen- und Spitalsvorteile und was sie sonst an Begünstigungen zu vergeben hatte. Ob die offensichtliche

[1] Stahl: Das deutsche Handwerk. I, Gießen 1874. „. . . . als solcher Zweck stellt sich vor allem vor, dem neuen Gesellen den Handwerksbrauch beizubringen. Die Meister hatten ihn bei der Lossprechung bloß im allgemeinen zur Sittlichkeit, Treue ermahnt, ihm dieselben Lehren gegeben, die man einem angehenden Meister geben konnte. Sie haben ihn geheißen, fortan das unmännliche und unweise Spielen des Lehrlings aufzugeben. Die Gesellen übernehmen es, indem sie ihn zu einem der ihrigen machen, ihn zu unterweisen in der Art, wie ein Geselle sich zu benehmen hat, was der Handwerksbrauch von dem Gesellen fordert, den er nie außer acht lassen darf, bei dessen Übertretung er sofort unredlich wird, mit hoher Strafe sich wieder lösen muß oder sogar das Handwerk ganz verlieren kann."

Verspottung des christlichen Rituales, wie sie in manchen Initiationsriten zutage tritt, trotz des guten Verhältnisses zur Kirche oder — in späterer Zeit — wegen der Erkaltung der Beziehungen zustande kam, kann nicht entschieden werden. Doch liegen mancherlei später zu erörternde Anhaltspunkte dafür vor, daß der blasphemische Ton gegen die Kirche mit gewissen allgemeinen Jugendbräuchen der damaligen Zeit in Zusammenhang steht. In keinem Falle darf eine Priorität des kirchlichen Gehabens angenommen werden. Die schmerzhaften Prozeduren und die Namengebung tragen vielfach gar kein geistliches Gepräge und es ist offensichtlich, daß letzteres aus dem ganzen Zeremoniell fortgelassen werden könnte, ohne daß dieses darüber seine Eigenart verlöre.

Heben wir vorerst aus diesem all das heraus, was zur Quälerei und Namengebung gehört oder was von der Rede des Schleifpfaffen in unmittelbarer Beziehung dazu steht. Zunächst der offenbar degradierende Namen Ziegenschurz und die Anrede, die dieser Benennung noch weitere üble Namen folgen läßt und den Lehrling als Meister- und Gesellenverräter hinstellt, was sich in diesem Zusammenhang nur auf Verrat von Vorgängen auf der Trinkstube beziehen kann, die seit je heimlich gehalten wurden. Der Schleifpfaff gibt an, daß der Lehrling gebeten habe, nach Handwerksgewohnheit geschleift zu werden und einen „ehrlichen" Gesellennamen zu erhalten. (Im Gegensatz zu denjenigen, die sich dieser Prozedur nicht unterziehen wollen, den „Ungeschliffenen".) Der Lehrling muß zur Prozedur einen bestimmten Schemel benutzen, auf dem er in mannigfacher Weise gequält werden soll. Die besondere Sitzgelegenheit und der Gebrauch zu solchem Zwecke kehrt bei vielen anderen Initiationsriten wieder. Der Schleifpfaff schwingt sich auf den Tisch, auf dem der Lehrling bereits sitzt und versichert, daß er das Recht erhalten habe, in des Lehrlings „Haare, Ohren, Nase zu greifen" und ihn zu schleifen, daß aber umgekehrt sich dieser nicht gegen ihn wenden dürfe. Das weist auf Gelegenheiten hin, bei denen der Initiierte die Prozedur noch nicht freiwillig mit sich geschehen ließ. Es folgt der Vorschlag des Schleifnamens, bei dem der Schleifpfaff nur ehrenrührige Namen angibt, die sein Patenkind natürlich nicht annehmen kann. Dabei erfolgt die erste Zahlung seitens des Lehrlings, während das sogenannte Schleifgeld zu Beginn der Zeremonie vom Schleifpfaff erlegt wird. Er wird nun zum erstenmal geschleift, darauf beginnt die Ansprache über das Benehmen auf der Wanderschaft, in deren Verlauf er noch ein zweites und ein drittes Mal geschleift wird. Die Ansprache ist zum kleineren Teil sachlich-belehrend, zum größeren allegorisch, mit Benützung bekannter deutscher Märchenstoffe, im ganzen ein wenig ironisierend und darauf

angelegt, den Lehrling seine Unerfahrenheit in der Welt der Gesellen fühlen zu lassen. Den Schluß der Ansprache bildet eine Art Ehrenkodex in kategorischem Stile über das Benehmen vor offener und geschlossener Korporationslade, über den Anzug auf der Straße und endlich abermals eine Anzahl von körperlichen Züchtigungen, die ihm der Schleifpfaff zusammen mit einem Glase Wein, also einem Teil der Kommunion, „verehrt". Der Lehrling muß nun mit einer scheinbar sehr ehrsamen Anrede an Gesellen und Meister über den Tisch, auf dem er gequält wurde, springen, auf die Gasse laufen und Feuer schreien, worauf er mit Wasser begossen wird. Das Taufen wird also hier als Feuerlöschung betrieben, woraus bereits die Unabhängigkeit vom kirchlichen Taufbrauch genügend erhellt. Es folgt ein Mahl, bei dem der neue Geselle durch Ehrenplatz und Kranz ausgezeichnet wird, das er aber auch aus seiner Tasche bezahlen muß.

Ich lasse nun eine Aufzählung der Prozeduren folgen, die mit den Lehrlingen anderer Handwerke vorgenommen wurden, aber ohne den begleitenden Text, soweit er sich auf Belehrung bezieht.

Die Tischlergesellen „hobelten" die aufzunehmenden Jünger, eine Bezeichnung und ein Brauch, die sich auch heute noch in Schulen und Schülervereinen finden. Der aufzunehmende Lehrling heißt hier „Kuhschwanz"; er wird auf eine Bank gestreckt und nach Maßgabe der Handwerkszeuge beschnitten, behackt und gehobelt. Alsdann muß er sich in der Stube niederlegen und es wird einem Gesellen von den Meistern aufgegeben, aus ihm eine „architektonische Säule" zu machen. Das muß der beauftragte Gesell mit einem hölzernen Zirkel tun, an dessen Fuß ein mit schwarzer Farbe eingenetzter Pinsel steckt. Nachdem der Geselle mit dem Aufriß der Säule fertig ist, erklären die Meister, daß sie nichts tauge, worauf der Geselle mit einer Hand voll Ruß des Jüngers Gesicht bestreicht und so die Zeichnung unkenntlich macht. Darauf wird die Taufe vorgenommen, wobei es auch nicht sanft zugeht. Der Geselle, der den Aufzunehmenden hält, ist maskiert. Ein als Pfaffe verkleideter Gesell sagt dabei den folgenden Reimspruch, der in jeder Beziehung aufschlußreich für den Ritus ist:

„Als ich heute morgens meditierte — Und etwas vor das Tor spazierte, — Siehe, da sah ich ohngefähr — Diesen Kuhschlüssel kommen daher — Mit einer Jungfrau (wie ich sage) — Und führte gar eine große Klage. — Er sprach: ‚Ich muß heut tapfer springen, — Es wird mir gewißlich vergehen das Singen. — Mit einem Beil, das ist sehr groß, — Damit gibt man mir manchen Stoß. — Mit Winkelhaken und Streichmaßen — Wird man keinen Fleiß unterlassen, — Hernach tut man sich auch befleißen, — Daß mit einem starken Eisen — Der Ast vom Leibe wird abgehauen, — Wo nicht Vorbitt geschieht von einer Jungfrauen, — Daß er noch

länger bleibet steh'n." — So trat ich hervor und ließ mich sehen. — Ich wünschte ihm einen guten Tag: „Mein lieber Kuhschwanz, was führst du vor eine Klage? — Ich höre, du mußt heut tapfer springen. — Frisch auf! Es wird dir wohl gelingen." — Rillus Rallus! Prillus Prallus! Alter Walter!! — Das sind gar fremde Wort, man findet sie nicht im Psalter, — Sondern steh'n geschrieben in dem finstern Gedicht, — Wer weiß, was oft bei . . .[1] geschicht! — Darum ihr Meister, wenn euch nun dieses nicht gefällt, — So gebet uns den Beutel mit dem Geld, — So ziehen wir in das weite Feld, — Wo die schönen Blumen steh'n, — Und die zarten Jungfräulein geh'n, — Und die Hirsche im Busche springen, — Und die kleinen Waldvöglein singen. — Ist das nicht ein schönes Spiel, — Wie ein . . . an einem Stiel."

„Nach vollendeter Zeremonie mußte der neugemachte Geselle sich wieder rein und sauber ankleiden, dann spielen die Gesellen mit ihm Karte, wodurch er gleichsam ehrlich gemacht wird. Auch die aus Holland und England kommenden Schreinergesellen mußten sich auf diese Weise hobeln lassen, damit sie im Reiche desto besser fortkommen und arbeiten könnten."

Bei den Schmieden geht das Gesellenmachen in drei Reden mit den entsprechenden Handlungen vor sich.

„Die Reden heißen I. Feuer aufblassen, II. Feuer auskühlen, III. Die Fürsage. Beim Feueraufblasen wird ein Stuhl mitten in die Stube gesetzt und ein Altgeselle hängt einem eine Handquehle um den Hals, was herunterhängt, muß in das Handbecken, so auf dem Tisch steht, fallen. Und also steht der, so das Feuer aufblasen will, auf und hält eine große Rede": In der Rede werden alle Handlungen mit der stereotypen Formel „mit Gunst zum erstenmal, mit Gunst zum andernmal, mit Gunst zum drittenmal" begleitet. „Wenn er sich auf den Stuhl setzen will, sagt er: Mit Gunst, daß ich mich mag niedersetzen, mit Gunst, ihr Gesellen habe ich geschweißet (geschmiedet), mit Gunst, was gebt ihr mir vor Schuld? Antwort: Die Gesellen geben dir gar viele Schuld, du hinkst, du stinkst . . . (?), kannst du nun einen finden, der ärger hinket und stinket als du, so stehe auf und hänge ihm den Schandfleck an, den du anhast. Der Geselle sucht ihn und darauf wird derjenige hereingebracht, so zum Gesellen soll gemacht werden. Wenn nun jener diesen sieht, so hängt er ihm die Handquehle um und setzt ihn auf den Stuhl. Darauf muß er auf Geheiß des Altgesellen drei Paten auswählen, dann wird das Feuer wieder ausgekühlt und ebenso wie beim Aufblasen verfahren. Der Geselle, der sich auf den Stuhl gesetzt, spricht: Mit Gunst, ihr Gesellen, glimmt es noch?" Nun spricht der Geselle mit seinem Paten wegen des Kaufpreises für seinen ehrlichen Namen. Darauf folgt die Vorsage wegen der Wanderschaft, die Geschichte mit den drei Federn, mit der Formel, „wenn du der einen folgst, so käme deine Mutter um ihren Sohn und ich um meinen Paten."

Das Gesellenmachen der Beutler (Handschuhmacher) scheint seiner Dauer nach besonders solenn gewesen zu sein. Es bestand aus einem

[1] Die Auslassungen mußten leider vom Frieseschen Original übernommen werden, ihr Sinn ist, wie der Autor an verschiedenen Stellen erwähnt, immer obszön.

Vorgebot, an dem die Wahl des Gesellenvaters, des Pfaffen oder Depositers und eines Beistandes vorgenommen wurde. Am folgenden oder an einem der nächsten Tage fand der Akt selber statt. Friese beschreibt ihn folgendermaßen:

„Sie bekleiden den Jungen mit einem Strohcrantze, Stroh-Gürtel und ebensolchen Knie-Bändern. Alsdann muß er sich auf einen Schemel setzen und mit den Füßen auf ein Mandelholtz treten, welcher Schemel ihm oft weggerückt wird, daß er also, weil er auf dem Mandelholtze nicht fußen kann, niederfällt. Inzwischen setzet sich der sogenannte Pfaffe oder vielmehr Depositer nieder, der einen Mantel um und einen dreyspitzigen mit Karten-Blättern besteckten Hut auf hat, redet ihm vor, so gut er kann und bicket sich jezuweilen, damit das Wasser, so er in dem aufgespitzten Hut hat, den Jungen benetze. Demnach muß er mit den Gesellen Karten spielen, die ihn stets gewinnen lassen und wenn er die Blätter zusammennimmt, mit einer dazu verfertigten Ruten auf die Hände schlagen. Nach diesem nehmen sie ein Becken mit Wasser gefüllt, darein werffen sie die Würffel, wenn er nun in das Wasser hineingreift und die Würffel heraushaschen will, so bekömmt er gleiches Tractament. Dann muß er auf den Tisch mit Kohle Handschuhe, Strümpfe und Beutel abreißen und wo er was verfehlt, auslöschen, wobei er wieder geschlagen wird. Hierauf wird er eingeweiht (getauffet), zuvor aber gefragt, ob er sich mit Biere, Weine oder Wasser will lassen einweihen. Ist er nun geitzig und erwehlet Wasser, so wird er mit kaltem Wasser über und über begossen, bei Bier und Wein gießen sie ihm nur über den Kopf. Hiebei bekömmt er einen gewissen Gesellen-Nahmen, welchen, wenn er ihn nicht merket, daß er selbigen auf den andern Tag weiß, er verstraffen muß. Sie setzen auch eine lange Schoß-Bank hin, durch welche er dreimal kriechen muß, da indessen die Gesellen mit diesen Worten zuschlagen: ‚Ein Junger kriecht hinunter, ein Geselle wieder hervor.' Wenn dieses auch vorbei, kleidet sich der Beistand oder Pathe als ein Barbierer an, zu welchem der Geselle — Vater saget, daß er einen Sohn, der gantz verwildert, und einen bösen Zahn habe, worauf er den Jungen mit einem Hackemesser beschabet, mit einem Ziegelsteine reibet, mit einem Roste kämmet und endlich mit Staube und ein paar Tellern budert. Hernach wird ihm mit einem Rührlöffel das Maul aufgesperret, ihm ein rohes Ey in den Hals geworffen, welches den Zahn bedeuten soll." Nachher muß er sich rein ankleiden, erhält einen Gesellenkranz, den ihm eine Jungfer macht, die sich auch beim Schmaus einfindet. Dabei auch Ansprache mit Zutrinken. Am andern Tag Nachgebot, Aufzehren der übriggebliebenen Brocken. Dann zahlt der junge Geselle Strafe. (Wofür?!)

Die Drechsler führen nach dem gleichen Autor den Lehrling hinaus, „ziehen ihn als einen Bachanten an, bringen ihn in procession wieder hinein, wobey sich der Oerten-Geselle etwas anders kleidet, die andern stecken Lichter in die Besen, einer klingelt, sie setzen ihn auf eine Bank, der älteste macht allerhand Bossen, darauff nehmen sie etliche höltzerne Instrumente, als einen Hobel mit Schellen gefüllet, einen Cirkul, abgeteilt

und behacken ihn, damit man sieht, daß man aus einem Kloß einen Mercurium schnitzen könne. Wenn dieses geschehen, so lässet sich der älteste Gesell die Zähne weisen, und schmeißt ihm ein Ey ins Maul, barbieret ihn mit einem höltzernen Scheermesser. Nach diesem muß er wieder hinaus, sich anders ankleiden und als ein rechtschaffener Geselle hineinkommen. Darauff setzen sie ihn zu Tische oben an, muß er seinen Gesellen-Crantz dem ältesten Oerten-Gesellen geben. Hernach legen die Gesellen die Hüte bey sich auf den Tisch, der Oerten-Geselle setzt ihm den Krantz auff, gibt ihm eine Maulschelle und saget: Dieses leide von mir, wenn dir aber einer eine andere gibt, so wehre dich. Darauff sagen die Gesellen dem neuen Handwercks-Gewohnheit und schencken ihm wie einem fremden."

Nach der Lossprechung des Lehrlings bei den Messerschmieden spielt der sogenannte Gesellenvater mit dem Neuling Karten. Beim Aufnehmen der Karten wird er von den andern Gesellen mit frischen Ruten auf die Hände geschlagen. Dann fragt ein Geselle, der sich „fast als ein Geistlicher angekleidet hat, ob er mit Wasser oder Wein getauffet sein wolle". Er muß hierauf drei Gesellen als Beistände oder Zeugen wählen, deren Namen merken und auf Befragen in anderen Städten angeben. Der Einweihende legt ihm nun ein großes Buch auf den Kopf, liest daraus einen langen lächerlichen (s. o.) Sermon laut oder rezitiert ihn (sogenannte Fastnachtspredigt). Wenn „merkwürdige" Worte vorkommen, schlägt er den neuen Gesellen mit dem Buch auf den Kopf. Ein anderer Geselle kleidet sich als Barbierer, fragt den Neuen, was für Bart er zu tragen beliebe, schwärzt ihm hierauf das ganze Antlitz mit Ruß. Dann gibt ihm der Gesellenvater ein paar Maulschellen und sagt: Das leide von mir und keinem andern. Nachher Kranz aufsetzen, Glückwunsch.

Die Weißgärber weisen in ihren Initiationsriten einen bemerkenswerten Gegensatz zu den übrigen Handwerkern auf. Sie nahmen sie nicht in der Uerte, sondern im Freien, „außerhalb des Mauerringes" vor. Ihre Riten waren wegen ihrer Grausamkeit berüchtigt und ein Autor des angehenden XVII. Jahrhunderts will gar glauben machen, daß sie die Gesellen öffentlich mit Dornenkrone etc. bis aufs Blut gemartert und so in dem Orte herumgeführt hätten, „um andere von Erlernung dieses Handwerkes abzuschrecken" [1]. Tatsächlich ging nach Friese das Gesellenmachen nach der Wahl von „Pfaffe, Paten und Glockner" so vor sich: Der erste sagt eine lange Rede, der zweite schwärzt das Antlitz und gibt ihm zum Andenken Geld (Geld-

[1] Beier, boethus, p. 45. Nr. 138.

Kot Parallelismus), der dritte „zieht den Schuh am rechten Fuße aus, tritt auf eine Bank, darauf der Lehrling sitzet, hebet den rechten Fuß auf und schwinget solchen über dem Lehrling, schlägt auch mit dem Absatz auf ein Messing Becken, so er in der Hand hat und sagt: Ich tue über den Juden (so nennt er den Lehrling!) meine Glocken schwingen, welche denen alten Rheinisch-, Weiß- und Sämisch-Gerbern-Gesellen zur Ehren tut erklingen."

Bei den Hutmachern übergeben die Meister den Losgesprochenen „denen Gesellen, welche ihn auf etzliche übereinandergestellte Hutformen setzen und bald wieder herunterstoßen. Darauf bedecken sie des neuen Gesellen Kopff mit einem Siebe, dergleichen in dem Handwercke gebraucht wird, ziehen durch solches die Haare und alsdann gießet einer, so sich als ein Mönch angekleidet, eine ziemliche Menge Wasser über den Kopff und die zweiten Gesellen, so als Beystände angesprochen, greiffen zu und halten den gebadeten und ziemlich eingefeuchteten neuen Gesellen. Die zwei Beystände verehren dem neuen Gesellen einen Crantz, daran ein Band gebunden", den er samt den Namen der Beistände überall bei sich tragen muß. Nachher Würfelspiel, wobei er mit Ruten geschlagen wird.

Bei den Buchbindern stellt der Altgeselle drei Fragen an den Jünger,

„ob er sich will examinieren lassen, ob er will ausstehen, was andere Gesellen haben ausgestanden, ob er der Gesellschaft etwas für ihre Mühe und wieviel er geben will. Die Gesellen kleiden den Lehrling an, setzen ihm einen papierenen bunten Hut auff, binden ihm um den Leib und Beine papierne Späne und kehren ihn mit dem Besen, gleich als ein staubigtes Holtz ab. Es kleidet sich ein Geselle als ein Barbierer an, zu diesem kommt ein anderer Geselle und saget: es sey ein vornehmer Herr da, der wollte gern bedienet seyn. Nachdem nun der Lehrling hintritt, bietet man ihm einen Stuhl zu sitzen, ziehet aber solchen, sobald er sich setzen will, hinweg, und dieses geschiehet etliche Male. Endlich wird er mit einem hölzernen Messer passierlich geputzet und mit Kleyen gepudert." Nun geht ein Probebinden vor sich, bei dem ein rundes Stück Holz das Buch vertritt. Der Lehrling setzt sich vor den Meister oder Altgesellen und beantwortet Fragen über das Einbinden. Während dieses Examens hat „ein jeder Geselle einen Rühr-Löffel in der Hand und einer ziehet zuweilen dem Lehrling das Höltzchen unvermerckt weg und wirfft es auff die Gasse. Darauff läufft der Lehrling und hohlt es wieder. Wenn er nun wiederkommt, kriegt er etliche Schläge mit denen Rührlöffeln von einigen in der Reihe stehenden Gesellen, so da ruffen: Gesellschaft zur Arbeit! zur Arbeit! So bald sich der Lehrling vor seinen Examinator niedergesetzet, fraget dieser jenen: Woher Gesellschafft? Darauf wird von dem Lehrling geantwortet: Von der Arbeit. Ferner: Von was vor Arbeit? Da muß nun der Lehrling wohl mercken, wovon zuletzt geredet worden, sonst kriegt er von dem Examinatore einen Schlag mit dem Rührlöffel auf die flache Hand. Ingleichen wenn gefragt wird, woher der Lehrling dieses oder jenes, z. E.

Leim, Zwirn, Heftnadel etc. hernehme? So muß er antworten: Von der Wittfrau, als bei welcher er arbeitet." Nach dem Examen muß der Lehrling das Holz, das Buch genannt wird, auf den Tisch setzen, wobei ihm die Gesellen mit dem Rührlöffel auf die Finger klopfen. Es wird noch ein sogenanntes post Examen abgehalten, darinnen dem Lehrling nur Scherzfragen vorgelegt werden. Darauf bringen die Gesellen ein Brett mit einem falsch gesetzten A B C und sagen, er habe das Buch ganz verdorben und solle die Bogen besser collationieren, darauf muß er nach der Ordnung des Alphabets jeden Buchstaben rasch auslöschen, wobei er mit den hölzernen Löffeln auf die Finger geklopft wird. Die Gesellen geben ihm noch ein Brett, darauf die Worte: O! wo steht mir mein Kopf! Kopf mein mir steht wo? O! — Danach muß er Ut, Re, Mi usw. singen und wenn das Wort kommt, mit dem Brett das Haupt bedecken, sonst „kriegt er darauf die Demonstration mit dem höltzernen Rührlöffel." Danach Taufe mit Wasser oder mit Wein und Gebung des Gesellennamens. Wegen Persiflage der Taufe zur Zeit der Niederschrift bereits an einigen Orten abgeschafft.

Die Büchsenmacher, Büchsenschiffter, Schlosser, Sporer, Uhrmacher und Windenmacher bildeten zu Frieses Zeit eine gemeinsame Innung, die ihre neuaufzunehmenden Lehrlinge nach der Umfrage in der Schenke den „Bart des Schlüssels abbeißen" ließ, ein Brauch, bei dem es nach einem behördlichen Einschreiten dagegen scheinbar auch nicht ungefährlich zuging. Näheres hierüber berichtet der genannte Autor nicht.

Der Metzgersprung in Bayern und Ungarn wird besser bei den sogenannten Spielen behandelt.

Mit der Aufzählung dieser Riten scheinen die grundsätzlichen Variationen der Initiationsriten der Gesellenverbände ziemlich erschöpft. Wir dürfen uns mit der Schilderung einer ausgewählten Anzahl begnügen, weil es sich uns nicht um Historiographie oder Folklore handelt, sondern um die Erkenntnis allgemeiner psychischer und sozialer Vorgänge. Die Beschreibung ist aber trotzdem weitläufig genug, die Eigenart des Brauches, seine einheitliche Grundtendenz und die durch den Beruf determinierte Differenzierung in seinem Überbau erkennen zu lassen.

Wenn wir uns den spärlichen Erklärungsversuchen zuwenden, die einige Autoren von Schriften über das ältere deutsche Handwerk unternommen haben, so dürfen wir von vorneherein gefaßt sein, reinem Rationalismus und Ökonomismus zu begegnen. Wo die Psychologie sich nicht von rationeller Deutung weit absonderlicherer Phänomenen trennen kann, darf von der Ökonomik — und nur vom ökonomischen Standpunkt aus wurden einigermaßen gründliche Monographien über das deutsche Handwerk geschrieben — nichts anderes verlangt werden. Daneben findet sich auch manches Dokument retrospektiver rosiger Phantasie. Schoenlank und

Schanz meinen[1]: „Waren die üblichen Zusammenkünfte feierlich, so bildete die Aufnahme eines freigesprochenen Lehrlings in die Gesellschaft einen Glanzpunkt in dem Leben des Jüngers," (Dies der Name des Lehrlings zwischen der Freisprechung durch die Meisterzunft und die Aufnahme durch den Gesellenverband, die voneinander abhängige Akte waren) „einen Festakt, der an die genau fixierten Regeln gebunden war, für die Gesellen. Die tiefere Bedeutung des Zeremoniells, das oft an kirchliche Gebräuche, an die Taufe usw. sich anlehnte, ging in der Zeit des Verfalles verloren und entartete zu üblem Formelkram. Aber in der Periode der Blüte lag der Nutzen und der erziehliche Wert des Hänselns trotz seiner Derbheiten klar zu Tage." Stahl[2] schließt daraus, daß feierliches Gesellenmachen nur von geschenkten Handwerken überliefert ist —, d. h. nach der zuletzt üblichen Bedeutung des Wortes nur von solchen, die in den größeren Städten eigene Örten hatten, in denen sie die wandernden Gesellen empfingen, ihnen den Willkomm zutranken und ein bestimmtes Viatikum überreichten, „Geschenke hielten", — daß es eine Sicherung gegen falsche Angaben der Wandernden sein sollte. Der Wandernde mußte sich durch Beantwortung von Fragen, die sich auf den Initiationsritus bezogen, legitimieren, unter anderem auch die Namen der Beistände nennen. „Das war die Bedeutung des Hänselaktes bei den Handwerken, was weiter dann noch zugefügt wurde, das Gastmahl, zum Teil auf Kosten des jungen Gesellen angestellt, oder der Trunk, den er den handelnden Personen stellen mußte, einige weitere Zeremonien, Maskeraden und dergleichen, das sind nur Anhängsel, wie sie allen solchen Festlichkeiten von je zugefügt wurden und noch zugefügt werden. Mit allmählichem Verschwinden der Notwendigheit des ganzen Aktes, welche in dem Maße abnahm, als die Handwerksgewohnheiten schwächer wurden oder andere zeitgemäßere Mittel in Anwendung kamen, änderte sich wohl auch der Charakter. Die Reden wurden nicht mehr streng auswendig behalten, nicht mehr so stereotyp vorgetragen, wie man in der Tat aus den gedruckt auf uns überkommenen und erst später aufgenommenen Reden sieht, wo Verstümmelungen und Auslassungen sich finden, die sich, wenn man mehrere miteinander vergleicht, recht gut ergänzen lassen und die ursprünglichen Tendenzen und Zwecke wieder zeigen. Das Zeremoniell trat mehr hervor und wurde zur Hauptsache, die Beschränkungen der Mißhandlung „auf das, was Gebrauch ist, nicht mehr und nicht weniger", wurde unbeachtet gelassen. Die Schläge, Stöße etc. wuchsen, wie die Reden abnahmen und auch der Kostenpunkt mag immer-

[1] Handwörterbuch der Volkswirtschaft. Art. Gesellenverbände.
[2] Fr. W. Stahl: l. c.

hin sich mit in den Zweck hineingetrieben haben, so daß das Eifern gegen den Hänselakt, nachdem man ihn lange nicht nur geduldet, sondern sogar vorgeschrieben hatte, in den eingetretenen Änderungen des Bedürfnisses und des Aktes selbst wohl begründet gewesen sein möchte. Es war also auch hier nur eine Entartung, welche mit dem Verfall des Handwerkswesens überhaupt zusammentraf, sobald sich die Einrichtungen nicht mehr der Zeitforderung anschlossen, während das Hänseln an sich, mit einem untadelhaften, ja notwendigen Zweck, nur die allgemein üblichen Formen in nichts weniger als schädlicher Ausdehnung verband." Diese Erklärung ist schon oberflächlich betrachtet mehr als erkünstelt, denn die deutschen Steinmetzen, aus denen die Freimaurer hervorgingen und die seit alters auf Reinheit der Zunft hielten, hatten eine bestimmte Anzahl von Fragen und Formeln, die nur der Eingeweihte wissen konnte und die scheinbar völlig genügten, Betrügern vorzubeugen. Von Aufnahmsriten, wie wir sie schilderten, war bei ihnen nicht die Rede. Vom immerhin erwachsenen Gesellen durfte man erwarten, daß er sich drei Namen auch dann merkte, wenn deren Träger ihm nicht in schmerzhafter Erinnerung waren. Aus der Arbeit Bruno Schoenlanks[1] ist zwar deutlich zu ersehen, daß die Ab- oder Zunahme aller Riten mit der ökonomischen und politischen Stärke der Gesellenorganisationen parallel läuft. Die ursprünglich verbotenen Gesellenbräuche werden im XVI. und XVII. Jahrhundert erlaubt. Es fragt sich aber, ob sie gänzlich latent waren und woher sie dann geholt wurden oder aber, ob sie nur heimlich ausgeübt wurden und daher die Legalisierung inhaltlich keine besonderen Wirkungen hervorbringen konnte, ausgenommen eine stärkere Betonung des Rationellen. Wenn die Gesellenverbände nach der Bedeutung der Riten gefragt wurden, so erklärten sie sie wohl zumeist als ein Abschreckungsmittel gegen die drohende Konkurrenz, das mit Belehrung verknüpft werde, die dem Jünger zugute komme. Sie ähneln hierin sehr den Primitiven, welche die Zirkumzision für eine Operation, die den Sexualverkehr fördere, ansehen und mit ihr den Unterricht der mannbaren Jugend verknüpfen. Den Gipfelpunkt von Verdrehung erreichen aber die Kaufleute auf dem Hansekontor zu Bergen, deren Spiele bei der Rezeption von Lehrlingen weiter unten beschrieben werden sollen; diese Spiele wurden als Mittel erklärt, reiche und verzärtelte Kaufmannssöhne von der Aufnahme in das Kontor auszuschließen und den Armen zu ihrem Rechte zu verhelfen, eine Scheinheiligkeit, die schon der gleichzeitige Geschichtsschreiber durchschaute.

[1] B. Schoenlank: Zur Geschichte altnürnbergischen Gesellenwesens. Jahrb. f. Nat. Oe. und Statistik. Neue Folge 19 (1899.)

III.

Der Wahrheit am nächsten kommen zwei der älteren Autoren, aber nicht in langatmiger Erklärung, sondern in rein assoziativen Bemerkungen. Der bereits mehrfach zitierte Friese schreibt gelegentlich der Schilderung des Gesellenmachens der Tischler, „daß die Heiden ihre Jugend sehr vexieren und von anderen auf allerhand Weise honecken lassen, indem sie selbige in den Tempel der Weisheit geführt. Multa tulit fecitque; puer sudavit et alsit". Adrian Beier[1], der noch von den Gerbern behauptet, daß sie „idque (den Ritus) non domi ac privates inter parietes, sed per vicos deducunt, non alium in finem, quam ut alios a studio hujus opificii avertant" schreibt einige Seiten später, wahrscheinlich in nur halbbewußter Verknüpfung: „Nimirum sicut Judaei tempore circumcisionis nomina pueris dabant; et Christiani, ad eorum imitationem die quo baptisantur liberi."

Die Ähnlichkeit zwischen den Pubertätsriten der Primitiven, aus denen auch die jüdische Beschneidung hervorgeht, und den Initiationsriten der deutschen Gesellenverbände ist in der Tat eine so auffallende, daß es nur der Interesselosigkeit der Ethnographen für das naheliegende Material zugeschrieben werden kann, wenn sie bisher noch nicht allgemein erkannt wurde. Richard Andree[2] erwähnt gelegentlich der Beschreibung des Pfingstfestes auf dem Braunschweiger Lande, daß die dabei gebräuchlichen Laubeinkleidungen an primitive Maskenformen, insbesondere an die Duk-Duk-Bünde der Südsee erinnern. Die Ähnlichkeit ist aber hier wie anders nicht nur formal, sondern inhaltlich, der Kulturmensch der Vergangenheit wie der der Gegenwart hat eben Seelenregungen ähnlich den Primitiven und deren Ausdruck wird identisch, sobald er in eine identische Situation gerät.

Was den Initiationsriten der deutschen Gesellenverbände und den Pubertätsriten der Primitiven gemeinsam ist und worin sie sich unterscheiden, wird am klarsten eine Nebeneinanderstellung der beiden erweisen können. Die Zitate sind, wo nicht anders bemerkt, der Arbeit Reik's entnommen, der seinerseits umfangreiche ethnographische Literatur benützt hat.

„Beim Wonghistamm von Neu-Südwales besteht ein Teil der Pubertätsriten im Ausschlagen eines Zahnes" — „and giving a new designation to the novice, indicating the change from youth to manhood", heißt es im Frazerschen Original weiter[3]. „Nach dieser Operation hört man ein laut summendes Geräusch, das auf folgende Art zustande kommt: ein flaches Holzstück mit durchlöcherten Ecken, durch die ein Strick gezogen ist, wird rund herum geschwungen. Den Uneingeweihten

[1] Beier: Boethus, Jena 1690.
[2] Richard Andree: Braunschweiger Volkskunde 1901, S. 347.
[3] Frazer: The golden bough. Part VII, Balder the beautiful Vol. II. Seite 227.

ist es nicht gestattet, dieses Schwirrholz — von den englischen Anthropologen „bullroarer" genannt — zu sehen. Frauen dürfen bei der Zeremonie nicht anwesend sein. Sollte dennoch durch Zufall eine Frau Zeugin gewesen sein, wird sie getötet. Es wird gesagt, daß die Jungen weggeschickt werden und ein jeder einem Wesen begegnet, welches halb ein Schwarzer, halb ein Geist ist. Dieses rätselhafte Wesen, Thuremlin, tötet die Jünglinge, beschneidet sie, bringt sie wieder zum Leben und schlägt ihnen einen Zahn aus. In Deutsch-Neuguinea wird beim Jambimstamm die Jünglingsweihe immer in Zeiträumen von einigen Jahren gefeiert, bis eine bestimmte Anzahl junger Leute und eine Menge — Schweine vorhanden ist. Die Beschneidung als die hauptsächlichste Rite der Weihe findet im Walde statt. Während der Prozession dahin schwingen die Männer Schwirrhölzer, die vor den Frauen und Kindern sorgsam geheim gehalten werden. Die zurückbleibenden Frauen weinen und heulen, denn sie nehmen an, daß die Jünglinge von einem schrecklichen Ungeheuer namens Balum verschlungen werden, das sie erst gegen eine stattliche Anzahl von Schweinen wieder herausgibt. Wie können da die armen Frauen sicher sein, jemals ihre Söhne und Brüder wiederzusehen? Der Ort, wo die Beschneidung vollzogen wird, ist eine lange Hütte, welche gegen das Ende in der Höhe abnimmt. Sie soll den Bauch des Ungeheuers darstellen, das nun die jungen Leute verschlingen wird. Um die Sache glaubwürdiger zu machen, sind Augen über den Eingang gemalt, Palmenwurzeln vertreten das Haar. Wie die angsterfüllten Jungen dem Ungeheuer näher kommen, hört man von Zeit zu Zeit dessen Brummen, das sich, wenn man gleich Asmodi die Dächer entfernte, als das Schwingen von Schwirrhölzern durch Männer in der Hütte erklären würde. Dem Ungeheuer werden die Schweine geopfert. Wenig anspruchsvoll, begnügt es sich aber mit den Schweineseelen und überläßt seinen Verehrern ihre wohlschmeckenden Körper. Nach der Operation leben die Burschen drei bis vier Monate lang in strengster Abgeschlossenheit im „Bauche des Ungeheuers", dem keine Frau ohne Lebensgefahr nahekommen darf. Es kommt vor, daß ein Jüngling bei der Operation stirbt. Die Männer erklären dann den Frauen, das Ungeheuer habe sowohl einen Menschenmagen als auch einen Schweinemagen. Unglücklicherweise sei der Jüngling in den Menschenmagen gelangt und dort elendiglich umgekommen. Sobald die Zeit der Einschließung vorüber ist, kehren die Jünglinge unter großen Feierlichkeiten in ihr Dorf zurück. Am Heimweg müssen sie ihre Augen verschlossen halten und jeder wird von einem Mann geführt, der sich wie ein Taufpate benimmt. Die Frauen sind bei der Rückkehr der Jünglinge sehr aufgeregt und schreien und weinen vor Freude. Die Jünglinge stehen, im Dorfe angelangt, wie Statuen da mit geschlossenen Augen. Hinter ihnen befiehlt ein Mann: „O Beschnittene, setzt euch!" Doch die jungen Leute bleiben bewegungslos. Erst nachdem ein anderer Mann auf den Boden stampft und schreit: „O Beschnittene, öffnet die Augen!" schlagen sie langsam einer nach dem anderen die Augen auf, als erwachten sie eben aus einer tiefen Betäubung. Frazer weist darauf hin, daß diese jungen Leute angeblich getötet wurden und wiedergeboren werden. Die Simulation einer Neugeburt wird von ihnen aufrecht erhalten, indem sie vorgeben, die gewöhnlichsten Dinge vergessen zu haben und wie Kinder alles lernen zu müssen. Die Beschnittenen gehen

aus diesem Grunde beim Rückzug mit geschlossenen Augen und bleiben trotz Aufforderung zum Sitzen stehen: sie benehmen sich, als verständen sie weder den Befehl noch die befohlene Handlung. Ganz ähnlich sind die Riten bei den Bukauas und den Tami. Auch dort werden die Jünglinge von dem Balumungeheuer verschlungen, das sie gegen viele Schweine wieder herausgibt. Beim Ausspeien beißt oder kratzt es sie und die auf diese Weise beigebrachte Wunde ist die Beschneidung. In der Beschneidungshütte oder im Bauch des Ungeheuers (Balumslum) bleiben sie einige Monate. Sehr realistisch ist derselbe Vorgang beim Kaistamm. Auch hier wird im Walde eine Hütte aufgerichtet, die das Ungeheuer repräsentiert. Vor dem Hause wird ein Gerüst aufgestellt, welches ein Mann besteigt. Die Novizen werden einer nach dem anderen vorgeführt. Bei jedem einzelnen macht der Mann am Gerüst die Geste des Verschlingens, während er zu gleicher Zeit einen Schluck Wasser aus einer Flasche trinkt. Man glaubt, daß die Jünglinge nun im Magen des Ungeheuers sind. Ein Schwein wird dem Mann als Sühnegeld geboten, er nimmt es an Stelle des Ungeheuers; ein gurgelnder Laut wird vernommen und das Wasser, welches er soeben geschluckt hat, fällt im Strahl auf die Jünglinge herunter, die nun frei gehen. Dann folgt die Beschneidung. Frauen ist das Ungeheuer sehr gefährlich, deshalb darf keine Angehörige des Jünglings die Beschneidungstätte und den benachbarten Boden betreten[1].

Bei den Tami werden die Frauen zur Zeit der Pubertätsriten sogar aus dem Dorfe verbannt und in eigens dazu errichteten Vierteln untergebracht. Um ihnen und den Kindern die übermenschliche Kraft des Ungeheurs, dessen Biß die Beschneidung ist, zu beweisen, werden tiefe Furchen in die Baumstämme geschnitten und als Zeichen dafür ausgegeben, wie das Ungeheuer an dem Stricke zog, mit dem es die Männer an die Bäume banden.

Im Westen von Ceram werden die Knaben zur Pubertätszeit in den Kakianbund aufgenommen. Das Haus dieser Organisation liegt im tiefsten Busch und ist derart gebaut, daß man von außen die darin sich abspielenden Vorgänge nicht sehen kann. Dorthin werden die Knaben mit verbundenen Augen geführt. Wenn alles vor der Hütte versammelt ist, ruft der Hohepriester laut nach dem Geist. Unmittelbar darauf erhebt sich ein fürchterlicher Lärm in der Hütte, der von den Männern darin mit Hilfe von Bambustrompeten gemacht wird. Dann gehen Priester und Knaben einzeln hinein. Sobald ein Knabe darin verschwunden ist, hört man ein dumpfes Geräusch, dann einen furchtbaren Schrei und ein von Blut triefender Speer wird durch das Dach gestoßen. Dies soll heißen: Der böse Geist hat dem Knaben den Kopf abgeschnitten, ihn in die andere Welt geholt, wo er ihn wiederbelebt und umformt. Beim Anblick des Blutes weinen die Mütter und jammern über den Tod ihres Kindes. An manchen Plätzen werden die Knaben auch in eine Öffnung in Form eines Krokodilrachens oder Kasuarschnabels geworfen und den Frauen wird berichtet,

[1] In der Zeit eines solchen Festes bei den Kai wagte sich eine Frau, von Neugierde getrieben, zu nahe an das verbotene Dorf im Walde heran. Sie wurde bemerkt, eingeholt und kurzerhand in eine Schweinegrube geworfen, wo sie die Männer erbarmungslos tottraten.

der Dämon habe sie verschlungen. In der Hütte, in der die Beschnittenen mehrere Tage bleiben, hören sie das furchtbare Klirren der Schwerter und die Geisterstimmen der Bambustrompeten draußen. Sie müssen ferner mit gekreuzten Beinen und ausgestreckten Armen in der finsteren Hütte sitzen; der Häuptling nimmt die Trompete, legt ihren Mund an den Arm eines jeden Knaben und spricht durch sie in sonderbaren Tönen, welche die Stimme des Geistes imitieren sollen. Er warnt sie unter anderem unter Todesdrohung, die Satzungen des Kakianbundes zu vernachlässigen. Zu Hause trauern die Mütter und Schwestern. Aber eines Tages kommt ein Mann (jedem Knaben ist ein solcher Pate beigegeben) mit der Nachricht, der Dämon habe über Einschreiten der Priester die Knaben zurückgegeben. Der Mann ist anscheinend sehr ermüdet, staubbedeckt; er ist ein Bote aus der anderen Welt. Die Jungen benehmen sich bei ihrer Rückkehr ganz wie die australischen Initiierten; sie scheinen ihr ganzes früheres Leben vergessen zu haben, gehen wackelig, wollen von rückwärts ins Haus treten, verstehen nicht zu essen und bleiben stumm. Ihre „Paten" müssen sie die Alltagsverrichtungen lehren wie die Kinder.

Ganz ähnliche Initiationsgebräuche berichtet L. Frobenius von den Geheimbünden Afrikas: Die Jünglinge, welche in einen bestimmten Bund im Kongo eintreten, werden einer Reihe von Prüfungen unterworfen, dann in einen totenähnlichen Zustand versetzt und im Fetischhaus begraben. Wieder zum Leben erweckt, haben sie das Gedächtnis für alles Vorhergehende, selbst für ihren Vater und für ihre Mutter verloren, ja können sich nicht einmal des eigenen Namens erinnern. Wenn jemand in den Ndembobund eingeweiht werden soll, weist ihn der Priester an, auf ein gegebenes Zeichen hin sich plötzlich tot zu stellen. Der Novize stürzt nun auf irgend einem öffentlichen Platz zusammen; man legt Totengewänder über ihn und trägt ihn aus der Stadt. Die jungen Leute folgen der Reihe nach dem ersten in den Scheintod. Man nimmt an, daß die so Gestorbenen verwesen, bis nur ein einziger Knochen von ihnen übrig geblieben ist. Nach einer gewissen Zeit, die an den verschiedenen Orten zwischen drei Monaten und drei Jahren schwankt, nimmt der Priester diese Knochen und läßt jeden einzelnen Jüngling wieder auferstehen.

Schurtz[1] berichtet: „Bei vielen australischen Stämmen schlägt man dem jungen Mann zwei Vorderzähne aus." „Geisselungen sind auch bei den australischen Stämmen üblich, daneben Auszupfen des keimenden Bartes und anderer Körperhaare." „Dem Jüngling, der sich um die (oben beschriebene) Aufnahme (in den Kakianbund) bewirbt, wird befohlen, über alles, was er sieht und hört, unverbrüchliches Schweigen zu bewahren, überhaupt ist das Sprechen verboten und er wird zugleich eine Zeitlang durch Einschüchterungen und Schreckensszenen diesbezüglich auf die Probe gestellt."

Die Primitiven benutzen die Zeit der Beschneidung, in der die Jünglinge abgesondert mit den Häuptlingen oder mit eigens bestellten Instruktoren leben, zur Erziehung. Die Novizen lernen die Riten und Überlieferungen ihres Stammes kennen, sie werden in der selbständigen Handhabung der Waffen unterrichtet. Schurtz berichtet von Simo, dem Waldteufel, der Vertreter einer geheimen westafrikanischen

[1] H. Schurtz: Altersklassen und Männerbünde. S. 97 und S. 345.

Gesellschaft für Beschneidung und Unterricht ist. Die Knaben werden zwischen dem zwölften und vierzehnten Lebensjahre beschnitten und halten sich dann sieben Jahre beim Simo im Walde auf. Sie sind während dieser ganzen Zeit müssig, da die Familie für den Unterhalt sorgen muß. „Mit Vorliebe ziehen sie unter Führung des Simo im Walde umher und prügeln unbarmherzig jeden Uneingeweihten, der ihnen in die Hände fällt. Gegen die Frauen legen sie dabei einen besonderen Haß an den Tag."

Die Beschneidung selbst ist mit einer belehrenden Ansprache und ethischen Aufforderung verknüpft. (Reik:) „Bei den Aranda werden den Jünglingen nach ihrer Beschneidung eine Reihe von moralischen Vorschriften und Speiseverboten gegeben, auf deren Übertretung die Todesstrafe gesetzt ist. Eine der bedeutsamsten Vorschriften lautet: ‚Du sollst nicht auf den Weg der Weiber gehen.' Nach der Subinzision hält der Häuptling bei den Loritjas folgende Ansprache an die jungen Leute: ‚Du sollst jetzt immer mit den anderen jungen Männern umherwandern; ihr sollt nicht in die Nähe der Weiber gehen; ihr sollt nicht den Mädchen, auch nicht den verheirateten Frauen nachstellen; ihr sollt überhaupt nicht mit dem schönen Geschlecht verkehren! Wenn wir hören, daß ihr den Frauen oder Mädchen nachstellt, werden wir euch ins Feuer werfen!' Man muß anerkennen, daß diese Mahnung an Energie und Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Bei den Wajaos in Afrika darf nach einem Berichte Professor K. Weules kein Knabe nach seiner Einweihung mehr auf derselben Matte oder demselben Bettrande sitzen wie seine Mutter. Auch bei den Makauas darf kein Beschnittener mehr seiner Mutter Haus betreten, ohne zuvor seine Ankunft zumindestens laut gemeldet zu haben. Bei den Jaos hält der Mentor seinen Zöglingen folgende Rede zur Pubertätszeit: „Du, mein Lehrling, jetzt bist du beschnitten. Deinen Vater und deine Mutter — ehre sie. Ins Haus gehe nicht unangemeldet, du möchtest sie sonst treffen in zärtlicher Umarmung. Vor Mädchen mußt du keine Angst haben; schlaft zusammen, badet zusammen; wenn du fertig bist, soll sie dich kneten; wenn du fertig bist, soll sie dich grüßen: masakam. Dann antwortest du: marhaba. Bei Neumond nimm dich in acht; dann würdest du leicht krank werden. Vor Kohabitation während der Regel hüte dich (du würdest sonst sterben); die Regel ist gefährlich; (sie bringt) Krankheiten viele." Den Beschnittenen des Binbingastammes wird einige Male gesagt, sie dürfen jene Männer nicht ansehen, welche zu ihnen im Verhältnis des Schwiegervaters stehen. Sie werden vor jedem Streit mit Männern gewarnt. Bei den Loritjastämmen wird dem tatata (Beschnittenen) eingeschärft: „Du sollst so gehorsam sein, wie wir gehorsam sind! Du sollst dich ebenso betragen wie wir selbst! . . . Wir sind sehr zornig; wenn ein Beschnittener nicht gehorchte, so haben wir ihn erschlagen . . . Wenn du leben willst, so betrage dich gut, sonst mußt du ins Feuer (geworfen) brennen!"

Wir können im großen und ganzen einen doppelten Parallelismus der Formen konstatieren: In beiden Riten werden die Initiierten gequält und belehrt. In beiden Riten kommen außerdem Akte vor, die eine Wieder- oder Neugeburt darstellen sollen. Ihnen stehen bemerkenswerte Unter-

schiede gegenüber. Die Initiationsriten der deutschen Gesellenverbände sind weitgehend entsexualisiert und rationalisiert. Von der Circumcision ist nichts mehr zu sehen, die Lehrlinge werden nur einfach gequält und das in einer bestimmten, durch den Beruf determinierten Weise. Verhaltungsmaßregeln gegen die Mütter fehlen völlig, was den Sexualverkehr betrifft, so findet sich nur hie und da die Erwähnung, daß er nunmehr gestattet oder erwünscht sei. Dominierend ist ein den Primitiven völlig fern liegender Gedanke, die Achtung vor dem Handwerk, in das der Jünger aufgenommen werden soll, die wiederholte ausführliche und dringende Aufforderung, auf dessen Reinheit zu sehen, die im Satze gipfelt: „Du mußt dich jetzo zum Handwerk halten, wie es redlich und ehrlich ist. Wenn es aber nicht redlich und ehrlich ist, so nimm Geld und Geldeswert und hilf, solches ehrlich machen. Hilf Handwerks Gewohnheit stärken und nicht schwächen, hilf eher zehn ehrlich machen als einen unehrlich. Wenn es aber nicht sein kann, so nimm dein Bündel und lauf davon." Sind wir bei Anerkennung solcher formalen Gleichheit und inhaltlichen Verschiedenheit wirklich berechtigt, von einer Verwandtschaft zu sprechen? Aber damit nicht genug der Unterschiede. Die affektive Einstellung zum ganzen Ritus ist doch offensichtlich eine grundverschiedene. Im Leben des Primitiven gibt es wenig Perioden, die von der Zeit der Pubertätsriten an Bedeutung und Feierlichkeit übertroffen werden. Die Gesamtheit des Volkes ist daran beteiligt, die Häuptlinge und die Priester. Die Rechte, die dem jugendlichen Primitiven, der den Ritus erduldet hat, verliehen werden, sind dauernd und endgültig. Der Stamm ist nur in zwei große Altersklassen geschieden, der Beschnittene ist Mann und aller Stammesrechte fähig. Wie anders der Lehrling, den man in den Gesellenverband aufnimmt. Alles geschieht in Heimlichkeit, kaum geduldet von den Behörden, verabscheut von allen friedliebenden Bürgern. Die Zunft der Meister ist entweder ganz unbeteiligt oder sie fügt sich nur dem Votum der Gesellenschaft, denn für sie ist die Gesellwerdung des Lehrlings mit dessen Lossprechung vor versammelter Zunft erledigt. Der Zustand, in den der Initiierte eintritt, ist ein vorübergehender. Ein paar Wander- und ein paar Sitz- oder Mutjahre und der Gesell ist Meister und damit ökonomischer Feind der Gesellenorganisation, die seine Willkür hemmt, geworden. Die Sexualfreiheit, die ihm gewährt wird, ist eine sehr beschränkte, denn Heirat war den Gesellen ausdrücklich verboten, der verheiratete Gesell verwirkte das Meisterrecht auf Lebenszeit. Der Besuch von Frauenhäusern aber war in vielen Gesellenkorporationen verächtlich und wurde mancherorts sogar pönalisiert. Konnte der Lehrling unter solchen Umständen dem Ritus eine erhabene und feierliche Bedeutung beimessen, konnte er Ehrfurcht vor einer Organisation

empfinden, die ihn unter Qualen aufnahm, um sich nachher auf seine Kosten gütlich zu tun?

Die Unterschiede sind gewiß grundlegend. Aber der Kulturunterschied der Deutschen des XVII. Jahrhunderts und der Primitiven des vergangenen Jahrhunderts ist nicht minder wesentlich. Trotz aller Verschiedenheit kann die Ähnlichkeit der Ausdrucksform bedeutsames Symptom für einen ähnlichen Seelenzustand und für ähnliche Absichten der beiden Riten sein. Wir können eine Entscheidung darüber nicht durch eine Vergleichung der äußerlichen Fassade, die die Riten darstellen, herbeiführen, sondern nur, indem wir untersuchen, ob der psychische Antrieb zur Veranstaltung solcher Zeremonien bei den primitiven Stämmen und bei den deutschen Gesellenverbänden, überhaupt bei den früheren deutschen Organisationen auf ständischer Grundlage, gleich oder ähnlich ist. Für die Pubertätsriten der Primitiven liegen solche Untersuchungen in Freuds „Totem und Tabu" und Reiks „Problemen der Religionspsychologie" vor. Wir registrieren an diesem Orte ihre Ergebnisse, um sie sodann auf die Initiationsriten der deutschen Gesellenverbände anzuwenden.

Reik stellt zunächst fest, daß die Gefühle der Erwachsenen den Knaben gegenüber zwiespältig, ambivalent sind. Feindselige Impulse müssen zumindest unbewußt vorhanden sein, denn nur aus ihnen ist das Raffinement mancher Qualen erklärlich. Die Primitiven identifizieren sich mit dem Ungeheuer, das die Knaben angeblich beißt, beschneidet, also in Ersatzform kastriert. Der Sinn der Kastration und der sie vertretenden Beschneidung ist eine Unterstützung des Inzestverbotes: dieses wieder wird durch die physiologischen Veränderungen der Pubertät herausgefordert, die inzestuösen Sexualverkehr in den Bereich der Möglichkeit rücken. Mit dem Auftreten solcher Wünsche greift in den Knaben Erbitterung und Tötungsabsicht gegen die Väter Platz, die ihnen im Wege stehen. Die Bestrafung dafür geschieht einerseits durch die angeblichen Mut- und Standhaftigkeitsproben, andererseits durch die Simulation der Tötung, Verschlingung durch das Ungeheuer. Dieser symbolischen Tötung mag wohl eine Zeit wirklicher Tötung einzelner Knaben vorausgegangen sein. Die Tötung der Knaben durch das Ungeheuer, das ein Ahnenrepräsentant ist, erfolgt kannibalisch. Das Talionsgesetz legt die Vermutung nahe, daß einer solchen Strafe ein gleichartiger Wunsch des Bestraften vorausgegangen sein muß, daß also die Knaben begehrten, die Väter oder die Väterrepräsentanz zu fressen. Dieser Hypothese kommen ausgedehnte Speiseverbote zu Hilfe, denen die Knaben während der Zeit der Riten unterliegen und die erst nach dem Vollzug des Ritus, bei einigen Stämmen parallel mit zunehmendem Alter, aufgehoben werden. Im Gegensatze zu den Speisebeschränkungen vor der Beschneidung

tritt beim Nangabund, nach der Wiederauferstehung der getöteten Männer, welche die Ahnen symbolisieren sollen, eine Art Kommunion sämtlicher Teilnehmer ein, indem vier alte Männer jedem teilnehmenden Jüngling ein Stück geheiligter Nahrung in solenner Weise darbieten. Dieser Ritus leitet direkt zur Totenmahlzeit der Primitiven und damit zum ersten Teil jenes Ereignisses, auf das Freud den Ursprung der Sozietät mit ihren Schöpfungen zurückführt: auf das Töten und Verzehren des Vaters in der Urhorde. Inzest- und Mordverhinderung bilden also einen wesentlichen Teil der primitiven Pubertätsriten. Die Ambivalenz der Gefühlsregungen, die die Erwachsenheit gegenüber der Jugend empfindet, wirkt auf eine manifeste Verkehrung dieser Absicht ins Gegenteil hin. Die Beschneidung wird als Beförderungsmittel des Sexualverkehres erklärt, die Martern als Mutproben. Die feindseligen Regungen werden von den zärtlichen in den Hintergrund gedrängt. Man läßt die Triebe der Jugend gewähren, aber man verändert ihr Ziel. Der Inzestwunsch wird in sexuelle Freiheit unter Aufrichtung der Inzestschranke verwandelt, die Mordimpulse gegen die Erwachsenen werden durch die Aufnahme der Knaben in deren Kreis besänftigt; durch sie werden die zärtlichen Regungen der Knaben gegen die Väter mobilisiert, der Aggressionstrieb, der durch das Gefühl des Ausgeschlossenseins verstärkt wurde, wird seiner Schärfe beraubt.

Unter Übergehung von Erklärungversuchen Reiks, die sich auf Phänomene beziehen, die sich in den Initiationsriten der deutschen Gesellenverbände nicht darbieten, betrachten wir noch eine Seite des primitiven Zeremonial, die in allen Organisationen von Männern eine große Rolle spielt, also auch in unserem Falle. Die Unmöglichkeit der Realisierung jener inzestuösen Wünsche, die sich auf die Mutter richteten und die Brüder zum Urmord trieben, hatte doppelte Wirkung: Eine allgemein gültige Versagung dieses Liebesobjektes, das Inzestverbot, nachmals ausgeweitet zur Exogamie, und eine Verstärkung der homosexuellen Neigungen innerhalb der Brüderschar, die außerdem durch den Druck der Schuld zusammengehalten wurde. Dieses Schuldbewußtsein wollte nach außen projiziert werden, die Brüder mußten nach Reik ihre Haßimpulse gegen jene geltend machen, die Ursache ihres Vergehens war. Der Haß gegen die Frau, die Mutter ist, und das ist eben die Frau an sich, mußte zum Haß gegen das Geschlecht werden. Die Männer suchten eine Lebensform, unabhängig von der Frau und deren Anreiz zu verbotenem Tun. Sie fanden sie im Männerbund, später im Geheimbund und Männerhaus, die im wesentlichen auf Abschreckung von Frauen und Kindern beruhen, die nach einem mittelalterlichen Gildewort „von der Männer Heimlichkeit" nichts zu wissen brauchen.

IV.

Indem wir die Richtigkeit dieser psychoanalytischen Deutung der Pubertätsriten anerkennen, erhebt sich die Frage, ob sich der Gesellenverband gegenüber den Lehrlingen, diese im Vergleich zu ihm, in einer ähnlichen Situation befanden, wie die Väter- und Söhnegeneration der Primitiven. Zu ihrer Lösung müssen wir uns vorerst mit dem Leben des deutschen Lehrlings der Vergangenheit beschäftigen. Das älteste deutsche Handwerk kannte keine besonderen rechtlichen oder gesellschaftlichen Bestimmungen für seinen Nachwuchs, da es größtenteils unfreies Gewerbe war, das auf adeligen oder geistlichen Besitztümern ausgeübt wurde. Das flache Land versorgte sich fast durchwegs hauswirtschaftlich. Die Entwicklung der Berufstände und die Ordnungen für den Gewerbebetrieb kommen erst mit dem Städtewesen und der Ausübung der Handwerke durch Freigeborene oder Freigewordene auf. Mit ihnen beginnt auch eine Regelung des Lehrlingswesens. Während ursprünglich Erwachsene in die Lehre gingen und sich selbständig machten, wenn sie genug erlernt zu haben glaubten, begannen nun die sich allerorts bildenden Korporationen das Alter des Lehrlings und die Dauer seiner Lehrzeit festzusetzen. Während sich im XIV. Jahrhundert noch Bestimmungen für verheiratete Lehrlinge finden, u. a., daß sie die Lehre trotz Verheiratung fortzusetzen hätten, klagt man im XVI. Jahrhundert von den Metzgern: „. . . die Kinder gingen so frühe zum Handwerk, daß sie noch nicht so kräftig, ein Lamb zur Schlachtbank zu hetzen." Während in der ältesten Zeit der angelernte Lehrling einfach Meister wurde, eine Einrichtung, die in England, allerdings bei der sehr ausgedehnten Lehrzeit von sieben Jahren, bestehen blieb, entstand in Frankreich der Compagnonnage und der Stand der compagnons, in Deutschland die Gesellenschaft und der Geselle oder — ältere Bezeichnung — Knecht. Ob allein der ökonomische Grund der angewachsenen Menschenkonkurrenz maßgebend dafür gewesen, muß vorläufig dahingestellt bleiben. Daß die Zünfte aus eigenem diese Erschwerung der Gewerbeausübung in die Wege geleitet hätten, ist aber gewiß eine völlig irrige Anschauung. Bei wirklichem Bedarf an arbeitenden Kräften wären eben alle die Bestimmungen, die den Zuzug zum Handwerk erschweren sollten, weggefallen. Auch die Vergrößerung des notwendigen Betriebskapitales konnte keine ausschlaggebende Rolle spielen. Der wandernde Geselle war kaum in der Lage, bedeutende Ersparnisse zu machen. Gewiß ist, daß die Zünfte seit ihrer Entstehung bestrebt waren, das Handwerk zu einer engeren Familienangelegenheit zu machen; zahllose Begünstigungen für die Meistersöhne und diejenigen Gesellen, welche auf eine Meisterstochter oder -witwe „muten", deuten darauf hin.

Aber alle Absperrungsmaßnahmen wären nicht imstande gewesen, eine neue soziale Form, den Gesellen, für die die frühere Zeit, die Unfreie und Freie kannte, aber keine Übergänge zwischen diesen, gar kein Vorbild lieferte, zu erfinden. Ob und wann eine allgemeine Herabsetzung des Lebensalters, in dem der junge Mensch beruflich zu arbeiten beginnt, eintrat und ob diese Verjüngung der arbeitenden Bevölkerung den Typ Gesell, den Menschen geschaffen hat, der die technische, aber noch nicht die „moralische" und daher rechtliche Fähigkeit zur Selbständigkeit besitzt, ist gleichfalls ungewiß und bloßen Vermutungen anheimgegeben. Gewiß scheint nur eine allgemeine Änderung der Familienstruktur durch die Städtegründung. Die primitive Großfamilie, wie sie auf dem Lande noch durch Jahrhunderte bestehen blieb, war eine in der Stadt unmögliche soziale Erscheinung. Die Stadt ist gleichsam von Geburt an nicht auf einem autokratischen Prinzip, sondern auf einem demokratischen aufgebaut, die einzelnen Bewohner sind auch in lebensnotwendigen Dingen aufeinander angewiesen. Die Mannigfaltigkeit der städtischen Berufstätigkeit spaltet die Familien, schafft aber auf der anderen Seite interfamiliale Interessenvertretungen. Die patrizische Großfamilie der Römer konnte gleichfalls in den Städten nicht breiten Fuß fassen, denn sie beruhte auf unfreier Arbeit und Stadtluft machte frei. Es entwickelte sich notwendig als die der Stadt gemäße Familienform die Kleinfamilie; die Berufsarbeit des Familienerhalters wurde aus ihrem Rahmen hinausverlegt und in der Werkstätte eine nicht mehr auf Blutsbanden beruhende Arbeitsgemeinschaft Freier geschaffen. Und das ist das Neuartige. Das Altertum kannte lokale Arbeitsvereinigung Unfreier; freie Männer fanden sich nur im Kriege, bei der Jagd und in der Politik zu gemeinsamer Arbeit und unter gemeinsamem Befehl zusammen.

Die neue Art zu arbeiten erforderte neue Arbeitsformen. Diese konnten den ökonomischen Tatsachen naturgemäß nur nachhinken, wie denn alle Konsequenzen der ökonomischen Situation von der Familie immer nur spät, zögernd und halb gezogen werden. Die Ausbildung der Arbeit mußte aus der Familie hinausverlegt werden, weil die Familie nicht mehr alleinige Arbeitsgemeinschaft war, weil sich auf dem Wege der Arbeitsteilung die Tätigkeit des Mannes einerseits von der Familie geschieden, andererseits mit den Tätigkeiten anderer Männer vereinigt hatte. Das Zögern und die Inkonsequenz der familialen Entwicklung liegt nun darin, daß der jugendliche Berufsanwärter nicht in gleicher Weise wie der Erwachsene sein Leben zwischen Familie und Werkverrichtung teilte, sondern man für ihn eine Überbrückung dieser Gegensätze suchte und in der Übergabe des Lehrlings in die Familie und Zucht des Lehrherrn fand. Man empfand zweifellos die

Trennung von Familienleben und Beruf als neuartig und bedrückend und man konnte nicht glauben, daß eine berufliche Erziehung ohne völlige Verbundenheit mit dem übrigen Leben dem jungen Menschen förderlich sein könnte. Es steckt in dem Versuche, die Einheit von Familienleben und Beruf wenigstens für den Jugendlichen wieder herzustellen, ein Stück retrospektiver Wunschtendenz, Sehnsucht nach früheren Zuständen. Davon abgesehen war die Aufnahme des Lehrlings in die Familie des Lehrherrn an und für sich zweckmäßig. Der ungeheuer lange Arbeitstag hätte eine Zugehörigkeit zu einem anderen Haushalt vielleicht gar nicht ermöglicht. Und die Beziehungen zwischen den Menschen waren noch nicht genügend versachlicht, um zwischen Berufsarbeit und persönlichen Diensten scheiden zu können. Zu lernen war unmöglich, ohne zu dienen.

Vergegenwärtigen wir uns nun die psychische Situation des mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Lehrlings. Er war in einer Pseudofamilie und unter einer Pseudopatria potestas. Er hatte gegen die Familie seines Lehrherrn alle Verpflichtungen des regulären Familienmitgliedes, sie ihm gegenüber alle Hoheits- und Zuchtrechte. Der Lehrling war nicht Haussohn, sondern Hausbediensteter. Erst im XVI. und XVII. Jahrhundert war die Entwicklung des Individualitätsbegriffes weit genug gediehen, um durch Zunft und Obrigkeit gegen die schreiendsten Lehrlingsmißbräuche einwirken zu lassen. Ursprünglich war der Meister befugt, das „Lernkind" zu „züchtigen mit Ruten und anders, außer mit gewaffneter Hand und ohne Verwundung und soll auch dessen dem Gerichte noch den Freunden keine Geltnus haben." (Stadtrecht von Augsburg 1276.) Auch den Gesellen war das „Lernkind" in ähnlicher Weise untergeordnet. Allen gegenüber mußte er sich unterwürfig betragen, aber Züchtigungsrecht gleich dem Meister besaß über ihn nur der, bei dem er an Meisters Statt unmittelbar lernte. Der Lehrling war also tatsächlich fameliert, versklavt. Er war unterstes Glied in der Stufenreihe der Arbeitsgliederung und den Übergeordneten praktisch mit Ausschluß des Rechtsweges ausgeliefert, er war aber auch im Familienleben des Lehrherrn an der tiefsten Stelle postiert, mußte die niedrigsten häuslichen Verrichtungen ausüben und stand in bezug auf Nahrung, Kleidung und Wohnung gewiß hinter den Meisterskindern zurück. Vom Elternhause konnte er schwerlich unterstützt werden. Reiche Familien ließen ihre Söhne selten ein Handwerk lernen, das weit geringer als der Kaufmannstand eingeschätzt wurde, vom Stadtregiment lange Zeit hindurch völlig ausgeschaltet war und dessen Angehörige in manchen Orten cives minores waren. Es waren entweder sozial tieferstehende Schichten, für die Zunft und Bürgertum einen Aufstieg bedeutete, in älterer Zeit

wohl auch Unfreie, die der Gewalt ihrer Herren in die Stadt entflohen waren oder Handwerker selbst, die bei mehreren Söhnen genötigt waren, den einen oder den anderen anderswo lernen zu lassen, da die Lehrlingshaltung sehr eingeschränkt war.

Wir glauben nach dieser Schilderung der keineswegs angenehmen sozialen Lage des Lehrlings annehmen zu können, daß sich in ihm während seiner Lehrzeit eine beträchtliche Erbitterung, Haß und Neid gegen die Erwachsenen aufspeicherte. Oft genug wurde ja das Maß dessen, was der Junge zu ertragen hatte, voll; alle Innungsstatuten weisen Maßnahmen gegen das Entlaufen von Lehrlingen auf. Zu den Erwachsenen mußte er auch die Gesellen rechnen, ja sein Haß mußte sich eigentlich in erster Reihe gegen sie richten. Denn gerade die Gesellen sperrten sich gegen die Lehrlinge hermetisch ab, um ja nicht die Gefahr einer sozialen Gleichstellung aufkommen zu lassen. Sie waren in der Werkstätte noch mehr als der Meister, der immerhin Vaterstelle zu vertreten hatte und für die Güte der Ausbildung verantwortlich war, geneigt, den Jungen zu quälen, zu necken und zu persönlichen Dienstleistungen zu gebrauchen. Und daß neidvoller Haß gegen sozial Begünstigte sich nicht gegen sehr Hochstehende, sondern gegen die nahen Vordermänner richtet, die erreichbar sind, in deren Lage man sich ohneweiters hineinversetzen kann, deren Fähigkeiten man zu besitzen glaubt und daß man deren Hochmutsäußerungen und Demütigungen schwerer als diejenigen weit Übergeordneter erträgt, ist ja beinahe eine sozialpsychologische Regel zu nennen. Die Haßeinstellung mußte reaktiv durch unerwiderte Zärtlichkeit gesteigert werden, die der Lehrling den Gesellen oder einzelnen Gesellen gegenüber empfand und die nach der Lage der Dinge stets unerwidert bleiben mußte. Dieser jugendliche Sklave, der wußte, daß in einem bestimmten Zeitpunkte seine Sklaverei ein Ende nehmen und er ein Maß von Freiheit genießen werde, das zu seinem gegenwärtigen Zustande in schärfstem Widerspruch stand, mußte eine ungeheure Menge Explosivstoff bei sich aufgespeichert haben, der bei Aufhebung der einschränkenden Bestimmungen sozial gefährlich werden konnte.

Grund zu der einen Annahme, die die Primitiven zur Veranstaltung von Pubertätsriten veranlaßt, war also zweifellos vorhanden. Die Gesellenverbände hatten Furcht vor dem neuen Genossen, dessen Rache sie treffen konnte, sobald er „freigesprochen" wurde. Aber die Furcht könnte bloß vor dem sozialen Aggressionstrieb bestanden haben und dieser könnte durch Rezeption des Lehrlings in die Korporation der Gesellen besänftigt worden sein. Dieser Umstand spielt ja bei der Aufnahme in die primitiven Bünde eine Rolle. Er ist aber im Vergleiche zu den Ursachen für die Circumzision,

also für die Abwehr inzestuöser Wünsche, nicht sehr belangvoll. Wir können einen Teil der Veranstaltungen der deutschen Gesellenverbände damit erklären: die Wiedergeburts- und Taufzeremonien. Der Lehrling soll vergessen, daß seine nunmehrigen Brüder seine früheren Peiniger waren, er soll seinen Rachegelüsten gegen sie entsagen, ein Lehrling soll, wie wir oben bei den Beutlern sahen, unter der Schoßbank, das stellvertretende weibliche Genitale, hindurchkriechen, ein Geselle wieder hervorkriechen. Es kann sich durchaus nicht darum handeln, ihn nur die Martern des Ritus selbst vergessen zu lassen, denn oft genug werden diese nach der Taufe oder nach der symbolisierten Geburt fortgesetzt. Sondern der neue Stand ist ein vom alten so himmelweit verschiedener, der Jünger soll mit einem Schlage seine früheren Kameraden, sein Elternhaus und das Haus seines Lehrherrn im Stiche lassen, seine Feinde sollen seine Freunde werden, was verboten war, soll erlaubt sein, aber was dem Lehrling ziemte, dem Gesellen nicht anstehen: da war es nur natürlich, daß man der Fähigkeit zu solcher Verwandlung mißtraute und aus dem Lehrling kurzerhand einen „neuen Menschen" machte; statt wie der Wachtmeister in Schillers „Wallenstein", mit der Einkleidung des Rekruten dessen neue Menschwerdung erledigt zu sehen. Wir werden weiter unten erfahren, daß solche Maßnahmen, die dem primitiven Ritus „of death and resurrection" (Frazer) entsprechen, nicht allein an Jugend gebunden sind, sondern auch von bedeutenderen Korporationen der Erwachsenen bei der Mitgliedsaufnahme für notwendig erachtet wurden.

Eine Erklärung für den Sinn der Quälereien haben wir aber noch nicht gefunden. Wir müssen uns zuerst fragen, ob wir auch bei den Martern der Gesellenverbände eine Zweiteilung treffen können, wie sie Reik in den Pubertätsriten der Primitiven überzeugend nachgewiesen hat: Ob auch hier zu scheiden ist zwischen Akten, die auf Kastration, Beschneidung und ähnliches hindeuten und Vornahmen, die eine Bestrafung der feindseligen Regungen der Initiierten darstellen und durch grausame Impulse der Erwachsenen gegen die Jugend verstärkt werden. Von einer eigentlichen Beschneidung kann bei den deutschen Gesellenverbänden freilich nicht die Rede sein; aber daß an Ähnliches gedacht wurde, beweist die Bezeichnung des Initiierten bei den besonders grausamen Weißgärbern als Juden, das heißt Beschnittene oder zu Beschneidende. Darauf weist ferner die Inspektion der Zähne und die Behauptung, der Lehrling habe „einen bösen Zahn", bei den Beutlern hin, wenn man sich der Zeremonie des Zahnausschlagens bei den Australiern erinnert, die die Beschneidung vertritt. Und daß umgekehrt der Lehrling Kastrationsangst hatte, geht klar aus dem

oben wiedergegebenen Versekonglomerat der Tischler hervor, wo es heißt: „Hernach tut man sich auch befleißen, — Daß mit einem starken Eisen, — Der Ast vom Leibe wird abgehauen, — Wo nicht Vorbitt geschieht von einer Jungfrauen, — Daß er noch länger bleibet stehen." — Was der Ast am Leibe bedeutet, hat die psychoanalytische Traumdeutung zur Genüge dargetan, ebenso, daß Kastrationsträume sein Ausreißen oder Abhauen fürchten. Das Interesse, das die Jungfrau gerade am Stehenbleiben des Astes hat, während sie bei den übrigen angeführten Martern nichts dergleichen äußert, läßt sich auch nur aus der Auflösung der symbolischen Ausdrucksweise erklären. Wir finden aber auch mit großer Häufigkeit eine Art Entmannung, die einen sehr abgeschwächten Kastrationsersatz darstellt, weil sie sich auf ein sekundäres Geschlechtsmerkmal bezieht: das Barbieren des Bartes, dem das Auszupfen des Bartes bei den Primitiven entspricht. Es geschieht bei den Gesellenverbänden auf besonders schmerzhafte Weise, nämlich mit stumpfen Instrumenten. Im Aufmalen eines künstlichen Bartes, Einschwärzen und Abkratzen des Gesichtes haben wir eine Fortentwicklung der ursprünglichen Zeremonie, die gewiß immer den wirklichen, sprossenden Jünglingsbart entfernte, zu erblicken. Sie wurde allerdings mit manchen anderen Zügen ausgestattet, die wir später, bei der Darstellung der Beschmutzungstendenz einiger Riten, behandeln wollen.

Eine weitere Gruppe von Martern will sich aber in das Ensemble der primitiven Pubertätsriten nicht einreihen. Das sind diejenigen Maßnahmen, die vom Beruf herrühren, mit dem Handwerkszeug ausgeführt werden und den aufzunehmenden Lehrling quasi als Werkstück behandeln. Ihnen kommt in späterer Zeit die größte Bedeutung zu, nach ihnen ist auch der Ritus benannt, so bei den Schneidern, Böttchern, Tischlern usw. Warum bearbeitet man den Lehrling in grausamer Weise mit seinem Handwerkszeug? In den Initiationsriten der deutschen Gesellenverbände ist dafür kein Grund angegeben, weil man den Zweck entweder nicht mehr wußte oder als bekannt annahm. Aber in den Initiationsriten der deutschen Universitäten, in der sogenannten „Deposition", deren Darstellung und Deutung dem Handwerkszeremonial folgen soll, findet sich ein Passus, der eine allgemeine Tendenz enthüllt und dem daher Allgemeingültigkeit beigemessen werden darf. Nach verschiedenen Quälereien werden die Initiierten[1] „gleich groben Klötzen gründlich behauen und behobelt. Ein Bohrer bearbeitet einen nicht sehr anständigen Körperteil (warum diese verschrobene Ausdrucksweise?!),

[1] Emil Reike: Der Lehrer. Monographien zur deutschen Kulturgeschichte, Band 9.

so sollen die Beanen (terminus technicus für die Initiierten) es lernen, die Bretter der schönen Künste zu bohren." Am Beanen wird hier eine Tätigkeit ausgeübt, die er seinerseits fortan in der Wissenschaft tun soll. Er wird angeeifert, in sie gleich einem Bohrer einzudringen, eine Metapher, die auf eine libidinöse Beziehung zur Wissenschaft hindeutet. Nehmen wir dazu, was von Multatulis Beziehung zur Mathematik im Zentralblatt für Psa. I, zitiert wurde: „Ich habe ihre Fußknöchel, ihre Knie gesehen, ja die Hüfte und die Lenden dann und wann", erinnern wir uns des verschleierten Bildes zu Sais, der doppeldeutigen nuda veritas, der alma mater, an deren Brüsten die Wissensdurstigen saugen — und es wird uns die Vermutung nahegelegt, daß der Beruf, in den die Initiationsriten einführten, sei er Wissenschaft, sei er Handwerk, eine bestimmte sexuelle Bedeutung hat, Repräsentanz eines weiblichen Liebesobjektes ist, zu dem der junge Student oder Gesell in bestimmte Beziehungen treten soll.

Reik hat nachgewiesen, daß die Behauptung der Primitiven, die Circumzision habe sexuell förderliche Wirkung, eine Umordnung des psychischen Materials zu dem rationellen Ziel der Sexualhygiene darstellt, daß „eine Verkehrung in das Gegenteil der wirklichen Motivierung" stattgefunden hat. Auch in den vorliegenden Fällen, in dem Bohren bei der Deposition, in der Bearbeitung durch die verschiedenen Handwerkszeuge bei den Gesellenverbänden waren ursprünglich gewiß nicht Ermunterungs-, sondern Abschreckungstendenzen enthalten.

Der Primitive fürchtet, daß die heranwachsende Söhnegeneration die Inzestschranke überschreiten werde. Er bedroht sie dafür mit Kastration, führt diese ursprünglich aus, begnügt sich dann später mit Circumzision, Zahnausreißen usw. Die Universität und das Handwerk, die in früheren Jahrhunderten nicht objektive und unveränderliche Werte waren, sondern aus der Gesamtheit der Studierenden und Lehrer, der Gesellen und Meister gebildet wurden, reine Personalverbände darstellten, fürchteten für die „Ehre ihres Berufes". Bis zur Gesellenschaft war der Lehrling unter steter Aufsicht des stellvertretenden Vaters, des Lehrherrn gewesen, der ihn in handwerklicher und häuslicher Zucht hielt, sein Tun beaufsichtigte. Nun wurde er frei, er durfte ohne fremde Aufsicht und selbständig arbeiten, er sollte wandern, er war dem Züchtigungsrecht des Lehrherrn entwachsen, er hatte zum erstenmal in seinem Leben Vorrechte und nicht nur Pflichten. Und er wurde unversehens in die Periode seines Lebens eingeführt, der sexuell und sozial das größte Maß von Freiheit eignet. Ähnlich der Student, der aus der Rutenzucht des Lehrers und aus dem Vaterhause in eine fremde Stadt kam, wo er nach eigenem Ermessen über sein Leben verfügen, nach eigenem

Gutdünken am wissenschaftlichen Betriebe mitarbeiten sollte. Die Neulinge brachten für die bereits Inkorporierten allerhand Störungen und Gefahren, sie waren imstande, eine Revolutionierung des Berufes, eine Nichtachtung der Tradition hervorzurufen. Es war nötig, ihnen die altehrwürdige Bedeutung des Handwerkes in dauerhafter Weise einzuprägen. Durch seine menschlichen Träger ließ sie der Beruf wissen, daß er Ehrfurcht verlange, daß er nicht geschändet werden dürfe. Mit den ihm eigentümlichen Gerätschaften mußten die Initiierten gequält werden, um die Macht des Handwerks, das sie nun als Freie aufnahm, zu spüren, sich ihr zu beugen und an ihrer Mehrung mitzuwirken. Die Überbetonung der Standesehre bei der Gesellenschaft, die nach vier einwandfreien Ahnen bei der Aufnahme ins Handwerk fragte, der Ausschluß von Kindern aller „unehrlichen Gewerbe", zu denen sogar Bader, Müller, Leineweber, Stadtbeamte gerechnet wurden, das sorgfältig ausgebildete System des „Scheltens" und „Unehrlich"-Erklärens, das mit großer Strenge gehandhabt wurde und eine Menge von Zügen ähnlich dem primitiven tabu aufweist, hat viel zu denken und zu erklären gegeben; und die Überspitzung des Ehrbegriffes bei den Studenten ist bekannt. Was liegt näher, als die Anwendung der psychoanalytischen Deutung, daß hier starke Gegenwirkungen verdrängt werden mußten, um ein solches „System", einen Ehrenkodex, zu erzeugen. Wir müssen eine ursprüngliche Lust, die Berufsausübung zu mißbrauchen, aber nicht so sehr in ökonomischer, als viel mehr in sozialer Beziehung annehmen und sehen die Gegentendenz in ethischen Vorschriften und in einer handgreiflichen Abschreckungszeremonie wirksam.

Neben dieser Gruppe von Quälereien bleibt auch noch diejenige Spezies erhalten, die als Strafe für die feindseligen Impulse der Aufzunehmenden gegen die aufnehmende Korporation angesehen werden kann und in einfachen Schlägen mit und ohne Rute, im Durchpeitschen und dergleichen besteht. Auch Verwundungen scheinen früher nicht gefehlt zu haben, wie eine Verordnung gegen das Messertragen bei den Buchbindern beweist. Die Zweiteilung: reale Inzestverhinderung — Strafe für Auflehnung gegen die Väter, besteht also den Grundzügen nach auch in den Initiationsriten der deutschen Gesellenverbände. Die zweite Gruppe weist eine sehr nahe Verwandtschaft mit den Bräuchen der Primitiven auf, weil das Motiv das gleiche geblieben ist. Das Inzestverbot aber hat eine bemerkenswerte Umbildung erfahren. Es handelt sich nicht mehr um reale Inzestverhinderung, sondern um Schutz des Berufes, der, wie wir gezeigt haben, leicht eine gewisse libidinöse Besetzung, und zwar als Mutterimago erhalten kann[1],

[1] Die französischen Compagnons heißen den Ort des Aufnahmsaktus und der sonstigen Zusammenkunft „la mère". (s. u.)

gegen die Initiierten, die sich ihm zum erstenmal frei widmen sollen. Es bestehen aber trotzdem noch Rudimente von Kastrationshandlungen. Auf welche Weise sind diese zustande gekommen oder umgekehrt, wie konnte das Inzestverbot zu einer so wunderlichen Abweichung und Umbildung gelangen?

Die Beantwortung dieser Frage, die uns wahrscheinlich manchen Aufschluß über die Genese von Rationalisierungen geben könnte, ist deshalb so schwierig, weil die Registrierung der Riten dem kleinen Zeitraum entstammt, als sie schon überreif und dem Verschwinden nahe waren; wären Dokumente aus früheren Zeiten vorhanden, so könnten wir leicht feststellen, wie die Entwicklung der primitiven zu den kultivierten Anschauungen und Ausdrucksformen vor sich gegangen ist. Da uns der Weg der historischen Forschung durch die Ungunst des Materiales versperrt ist, können wir uns nur noch auf die Weise der Lösung des Problems nähern, daß wir die Riten von Berufsgruppen betrachten, die primitiver als das Handwerk sind und daher auch mehr Primitivität der Bräuche vermuten lassen. Nun wird uns von den Knechten auf dem Braunschweiger Lande zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts berichtet[1]: „Hänseln der Knechte": Die Bedingungen für die Pferdejungen (Enken) und andere Lehrlinge, um Knecht werden zu können, sind folgende: 1. 17 Jahre alt sein; 2. muß er zwei Zentner Korn tragen können. Kann er das nicht, muß er 20 Jahre alt sein, um Knecht werden zu können. — Bei der Aufnahme versammeln sich die Knechte im Kruge, die „Jungens" kommen, der älteste klopft an die Tür. „Wer ist da?" ruft der älteste Knecht. — „Jungens." — „Was wollen die?" — „Knechte werden." — „Kommt herein." — Wenn keiner der Knechte etwas gegen die Aufnahme einzuwenden hat, haben die Aufgenommenen noch folgende Pflichten: 1. Sie haben, wenn sie sitzen, aufzustehen, falls ein älterer Knecht eintritt; 2. Sie haben diesem kleinere Dienstleistungen zu tun, etwa ein Streichholz zu bringen; 3. Dürfen sie noch keine „jungemäkens" nach Hause begleiten. Bei dieser Gelegenheit bekommen die jungen Knechte ihren Spitznamen oder „terneiznamen", der ihnen bleibt. Ein gleichfalls auf Pennalismus beruhender Fastnachtsbrauch, der mehr oder minder häufig auf den Dörfern stattfindet und auch als Gebrauch beim Hänseln vorkommt, ist das Barbieren der Enken oder Kleinknechte. In der Gegend von Schöppenstedt wurden die zu barbierenden Enken im Tanzsaale auf Stühle mit dem Rücken gegeneinandergesetzt und an der Nase und Kinn, wo ihnen später der Bart sprossen soll,

[1] Richard Andree: a. a. O. S. 332.

mit Heede bestopft. Dann erscheint der Altknecht mit einem großen hölzernen Rasiermesser bewaffnet und einem Halsseile, welches die Stelle des Streichriemens vertritt; er hängt letzteres dem Enken um den Hals, setzt ihm nicht gerade sanft einen Fuß auf die Brust und beginnt nun sein Messer zu schärfen, das gelegentlich dem Enken ins Gesicht fährt. Ist das Messer endlich scharf, so geht das Bartabnehmen in der Weise vor sich, daß die den Bart vertretende Heede dem Enken zopfweise losgerissen, mit einem Besen auf eine Holzschaufel gefegt und in eine Kiepe geworfen wird. Nach Beendigung dieses Vorganges, der mit ein bis eineinhalb Mark bezahlt werden muß, ist der Enke Knecht. Er kann nun an den Spinnstuben teilnehmen und ungehindert mit Mädchen verkehren."

„Der Barbiertanz wird von Knechten aufgeführt. Einer sitzt mitten im Saale, wird scheinbar eingeseift und mit einem großen Holzstück barbiert; andere sammeln die abrasierten Haare in einer Kiepe; die Menge tanzt um den Barbierten herum, der schließlich über einen Stuhl gezogen und geschlagen wird. Dabei singt man: Wi wellt den juden den bart afsnîen, — He schriet, he roppet un wellt nich lîen. — Wi wellt'n ôvern schemel ziehen, — Un wellt'n jetzt den bart afsnîen". Hier tritt die innige Beziehung zum Ideengehalt der primitiven Riten klar zu Tage: Achtung vor den Erwachsenen — Sexuelle Gesetze. Die Kastration ist völlig auf das Barbieren verlegt, das als einziges wirkliches Zeremonial bestehen bleibt, die Pubertät ist zur Erwachsenheit hinaufverlegt und es wird eine Prüfung der Stärke vorgenommen. Wir haben also trotz der Aufzeichnung, die zwei Jahrhunderte später erfolgte als die der Gesellenverbandsriten, eine primitivere Form des Brauches vor uns. Das, was bei jenen Riten den größten Raum einnimmt und am meisten Beachtung hervorgerufen hat, fehlt, der Begriff der Standesehre und seine Wahrung gegen die Eintretenden durch Marter und Belehrung.

V.

Wir glauben jetzt, eine Möglichkeit von Verständnis für die historische Entwicklung der Initiationsriten aufgewiesen zu haben, allerdings eine hypothetische. Wir nehmen an, daß die europäischen Urgesellschaften, deren soziale Verfassung sich von der primitiven nicht wesentlich unterschied, ähnliche Riten wie die primitiven Gesellschaften ausgebildet hatten. Den Pubertätsriten (und den allgemeinen Initiationsriten, über die weiter unten gesprochen werden soll) kam eine besondere Resistenz zu, die ihre Erhaltung auch zu einem Zeitpunkte gestattete, als schon keinerlei kulturelle und soziale Ähnlichkeit mehr zwischen den europäischen Völkern und den primitiven Stämmen bestand. Als besonders konservativ dürfen in dieser

Beziehung die Germanen gelten, bei denen sich ein anderes Produkt der primitiven Sozietät, das Mutterrecht, gleichfalls sehr lange gehalten hat. An und für sich ist die Resistenz des Brauches leicht erklärlich; er ist einem Erlebnis der Urgesellschaft entsprungen, das mit jeder neuen Generation wiederzukehren droht und das stets die gleiche Wachsamkeit der Gesellschaft erfordert. Bei den Germanen haben aber auch die primitiven Gesellschaftsformen des Geheimbundes, Männerbundes und Männerhauses eine Verbreitung und Weiterbildung in Form von Schwurgenossenschaften und Gilden erhalten, die den Fortbestand des an solche Bünde geknüpften Zeremoniales begünstigten. Die Entstehung dieser Gilden reicht nach historisch beglaubigten Urkunden bis weit in die Zeit heidnischer Vorstellungen zurück, das Wort gildi bezeichnet nach Wilda[1] in einer norwegischen Urkunde im Gegensatz zu veitzlor, „ein minder zahlreiches — erlaubtes — christliches Gelage." Gegen den Mißbrauch, den die Geistlichkeit, die sich auch in Gilden zusammenschloß, mit diesen trieb, richten sich zahlreiche Verordnungen der oberen Kirchenbehörden[2]. In solchen ursprünglich religiösen Gilden[3] vereinigten sich nun diejenigen, denen ein großes Besitztum und Hörige zum Schutze ihrer Rechte und ihres Lebens mangelten, besonders Fremde und „magenlose" Leute. Die sozialen Aufgaben der Sippe, insbesondere das Einstehen für die ökonomische und persönliche Sicherheit der

[1] Wilda: Gildenwesen im Mittelalter. Halle 1831.

[2] ebda. Capitula Hincmari. Reims de a. 852. „pastos autem et comessationes, quas divina autoritas vetat, ubi et gravedines et indebitae exactiones et turpes et inanes letitiae et rixae, saepe etiam, sicut experti sumus, usque ad homicidia et odia et disensiones accidere solent — penitus interdicimus."

[3] Lujo Brentano: Die Arbeitergilden der Gegenwart, I: „Abgesehen von den politischen Interessen, für die der Staat sorgte, finden wir nur in einer Beziehung keine besondere Fürsorge der Familie erwähnt, in religiöser. Die Sorge für die religiösen Interessen war Sache sämtlicher Volksgenossen. — Als aber die einzelnen Individuen sich zu schwach fühlten gegenüber der großen hier zu erreichenden Aufgabe, haben sie sich zu allen Zeiten und allen Religionen stets zum Gottesdienst verbunden, oft das ganze Volk, später in eigenen Opfergenossenschaften, wie wir sie z. B. in den religiösen Vereinen der Römer und, noch deutlicher ausgebildet, in den geistlichen Gilden und Bruderschaften des Mittelalters erblicken."

Karl Hegel: Städte und Gilden der germanischen Völker, Leipzig 1891. „Gilde, gothisch Gild, ahd gelt, kelt, angels. gield, gyld, altnord. gildi, heißt ursprünglich nichts anderes als Vergeltung. Damit sinnverwandt ist Buße, wodurch Frevel gesühnt, und Opfer, wodurch den Göttern vergolten wird. Daher heißt kelt ahd. cacremonia, gottesdienstliche Handlung, gield angels. Opfer, wie in der angels. Übersetzung der Genesis das Opfer Abels. Die heidnischen Opfer wurden mit Opfermahlzeiten und Trinkgelagen begangen. Daher heißt gildi altnord. das Trinkgelage und die Zusammenkunft, in der es stattfindet."

Sippegenossen, wurde Aufgabe einer auf freiwilligen Zusammenschluß gegründeten Korporation. Je kleiner und je weniger seßhaft die Familien waren, desto zahlreicher und umfassender, nach innen wie nach außen, wurden die Gilden. Die Vereinigungen der Auslandsfahrer oder die Organisation des Bergeschen Hansekontors z. B. sind bereits zu so vielseitigen Gebilden geworden, daß sie das ganze Leben der Angehörigen umfassen und darin höchstens noch von Mönchs- oder Ritterorden übertroffen werden. Auf je primitiverer Grundlage der Zusammenschluß der Gildegenossen ruhte, je strenger die Anforderungen und je größer die Rechte der Gildegenossen untereinander waren, desto schärfer waren wahrscheinlich auch die Aufnahmebestimmungen. Je weniger christianisiert der Boden war, auf dem die Gilde entstand, desto heidnischer wurde der Gilderitus. Die Rezeption der Genossen geschah so wie die Aufnahme der Kultgenossen in alten Zeiten. Und als es dazu kam, daß man Jugendliche in die Korporationen einführen mußte, griff man eben zu den Riten, mit denen in alter Zeit Jugendliche in die Gemeinschaft der Erwachsenen aufgenommen wurden. Das geschah in den ältesten Zeiten, als es noch keinen Stand Halbfreier, keinen compagnonnage und keine Gesellenschaft gab, durch die gesamte Korporation. Mit dem Auftreten eigener Verbände der Gesellen ging die Initiation an diese über. In Deutschland und in Frankreich entwickelten sich bestimmte Formen hiefür, in Deutschland blieben sie urwüchsiger, in Frankreich wurden sie fast völlig christianisiert. Daß man gerade den Zeitpunkt der Gesellwerdung wählen mußte und die Initiation nicht schon bei der Aufnahme des Lehrlings vornahm, wurde bereits angedeutet. Der oben zitierte Adrian Beier weist mit Recht auf die Ähnlichkeit der geschilderten Riten mit dem Brauche der manumissio servorum und der emancipatio liberorum hin. Solange der jugendliche Berufsanwärter hauszugehörig war und unter einer patria potestas stand — wurde diese auch nur von einem Vaterersatz ausgeübt — bestand keine Gefahr von Ausschreitungen und daher kein Anlaß, vor diesen zu warnen. Die Gesellenschaft brachte die Loslösung von der Familie, soziale und sexuelle Freiheit. Der Vater verschwand, die Familie mit ihm und die Schar der unabhängigen Brüder, die nur durch eigene Gesetze und frei gewählte Obere zusammengehalten wurde, nahm den Lehrling auf. Das war der gefährliche Punkt; nun war es nötig, ihn sozietätgerecht zu machen. Man bediente sich dazu der uralten Mittel, änderte sie aber, wahrscheinlich ganz unbewußt und mit sehr matter Rationalisierung, der neuen Aufgabe entsprechend, allmählich um.

Wenn wir den Initiationsriten der deutschen Gesellenverbände diesen Sinn unterlegen, können wir uns auch leicht den Zusammenhang zwischen

ihren beiden Teilen, dem archaischen und dem rationalistisch-ethischen, erklären. Auch die Primitiven halten die Gelegenheit der Pubertätsriten für günstig, dem jungen Menschen Verhaltungsmaßregeln aller Art, Unterweisung in der Stammestradition usw. zu erteilen. Die gleiche Tendenz hat bei den Gesellenverbänden die unter den obwaltenden Umständen natürlich formal stark abweichende Ansprache erzeugt, die den Initiierten über alles belehrt, was für ihn in dem neuen Stand von Wichtigkeit sein kann. Wir nehmen nun den Aufbau des gesamten Ritus deutlich wahr. Sein ursprünglicher Teil, zu dem ich die Kastrationshandlungen, die Namengebung und die Bestrafung durch einfaches Schlagen oder Peitschen zähle, stimmt mit den ursprünglichen Bräuchen der Primitiven weitgehend überein, wenn auch unter den Einflüssen der Zivilisation und der christlichen Religion etwas abgeblaßt. Darüber baut sich sehr ausgebreitet der Zug von Bräuchen auf, in dem noch zur Zeit der Aufzeichnung Sinn und Saft steckte, der von Beruf zu Beruf verschieden war und in dem sich die Besonderheiten des aufnehmenden Bundes auslebten: die Bearbeitung mit den Handwerkszeugen zu dem Zwecke der Einschüchterung, dazu die ausdrückliche mündliche Warnung vor Schändung des Berufes und die Belehrung, die dem Novizen frommt. Wir können hier eine „Sublimierung" in statu nascendi erkennen. Ein ursprünglich nur sexuellen Zwecken dienender Brauch wird zu einem sozialen und ethischen.

VI.

Eingangs der Schilderung der Initiationsriten, die die deutschen Gesellenverbände übten, wurde erwähnt, daß auch andere mittelalterliche Korporationen Bräuche aufweisen, die ihnen sehr ähnlich sind. Von einer Darstellung dieser Bräuche wäre nun kaum ein weiterer psychologischer Gewinn zu erhoffen und, wenn ihrer im folgenden gedacht wird, so geschieht das mehr zur Verbreiterung unserer bisherigen Erkenntnisse von den historischen Gesellungsformen und zur Herausarbeitung der sozialen und der beruflichen Differenzen von innen her. Eine Art von Riten erweckt aber unser Interesse auch aus einem anderen Grunde und enthüllt eine weitere Formenverwandtschaft zwischen primitiven und kultivierten Bräuchen. Es sind die sogenannten Spiele, die vom Metzgerhandwerk in Bayern und Ungarn, vom hanseatischen Kontor in Bergen und von den deutschen Handwerkern daselbst überliefert sind, von denen aus wir den Übergang zu den Initiationsriten von Gesellschaften Erwachsener und für Erwachsene finden werden, wie sie uns bei den reisenden Kaufleuten entgegen-

treten, eine Art von Aufnahme, die dem Prinzip der Pubertätsriten völlig zu widersprechen scheint und schon deshalb an diesem Orte geschildert werden muß.

Über den Metzgersprung in München berichtet H. A. Berlepsch[1]:

Am Fastnachtmontag zieht die versammelte Zunft zum Fischbrunnen am Schrannen- oder Hauptplatz. Hier angekommen, treten die Lehrlinge aus dem Zuge heraus, kleiden sich um, hüllen sich in eng anliegende, ziemlich wasserdichte und wohlverschlossene Schafspelze, die emblematisch um und um mit Lämmer- und Kalbsschwänzeln geziert sind, so daß, wie einer der Lehrlinge sich schüttelt, dieselben um den ganzen Leib und Kopf herumpuddeln. In gleicher Kleidung ist auch der Altgeselle. So umwandeln sie unter schallendem Gelächter der dichtgedrängten Zuschauermenge den Rand des Brunnens dreimal, stellen sich sodann auf den Rand des Brunnens und der Altgeselle nimmt eine sehr hochwichtige Amtsmiene an, um den feierlichen Aktus der Taufe gleichsam vorzunehmen. Nachdem er auch hier wieder einige Gläser Rotwein auf die Gesundheit verschiedener Behörden geleert und inzwischen auch eines hinter sich ausgegossen hat, nimmt er die Freisprechung vor. Die Sprüche, während welcher der Altgeselle den betreffenden Lehrling öfter und derb auf die Achsel schlägt, um ihn, wie man sagt, an die Beschwerlichkeiten des Lebens zu erinnern, haben ganz das Gepräge der auch bei anderen Handwerken üblichen Scherze, die bei der Lossprechung vorgenommen werden und scheinen zumeist auf die Belustigung des versammelten Volkes berechnet zu sein. Ein solcher Spruch lautet:

Altgeselle: Wo kommst du her, aus welchem Land? — Lehrling: Allhier bin ich gar wohlbekannt, — Allhier hab' ich das Metzgerhandwerk gelernt, — Und will ein rechtschaffener Metzgerknecht wer'n. — Altgesell: Ja, ja, du hast das Handwerk gelernt, — Und sollst ein rechtschaffener Metzgerknecht wer'n. — Werd' aber getauft zu dieser Frist, — Weil du gern Fleisch, Bratwurst und Bradl ißt. — Sag an mir deinen Namen und Stammen, — So will ich dich taufen in Gottes Namen. — Lehrling: Mit Nam' und Stamm heiß' ich N. N. in Ehren, — Das Taufen kann mir niemand wehren. — Altgesell: Nein, nein, das Taufen kann dir niemand wehren, — Aber dein' Namen und Stammen muß verändert wer'n, — Du sollst hinfüro heißen Hans Georg Gut, — Der viel verdient und nichts vertut.

Sind diese Sprüche nun erfolgt, so springen plötzlich alle freigesprochenen [illegible]buben in den großen steinernen Wassertrog und werfen aus demselben Nüsse [illegible] das Volk, welches hiedurch mit ins Spiel gezogen, nach den Nüssen hascht [illegible] wie es dem Brunnen zu nahe kommt, mit den Wasserscheffeln über und über [illegible] Ist nun unter endlosem, laut aufschallendem Gelächter dieser Spaß eine [illegible]lieben, so steigen die getauften Lehrbuben als neue Gesellen aus [illegible]nmehr wird einem jeden von seinem Anverwandten oder Paten eine

[1] [illegible]erlepsch: Chronik der Gewerke. St. Gallen. Bd. 5. S. 177 ff.

weiße Serviette um den Hals gebunden und darauf ein rotes Band, an welchem goldene und silberne Schaumünzen, angehenkelte Taler als Tauf- und Firmgeschenke befestigt sind. Der Geselle ist nun rein, frei und darf auf dem hiernach folgenden Faschingstanz mit einem ehrbaren Mädchen sich weidlich herumtummeln und den Willkommbecher leeren."

Ähnliche Spiele waren in Tölz üblich und sind auch als sogenanntes Lehrjungenbad der Fleischer in Ungarn überliefert. In Kempten gab es das Schnellen und Prellen der Metzgerlehrlinge. An diesem Brauche ist nur bemerkenswert, daß er bis zum Jahre 1525 dem Abt zu Ehren vor der Abtei abgehalten wurde und daß gleichzeitig mit ihm die Innung dem Fürst-Abt ein Pfund Heller „zur Verehrung" dedizierte, so daß er also gleichsam als Servitut der Metzgerinnung erscheint.

Wir sehen an dem Metzgersprung in München, daß sich der Initiationsritus unter gewissen Bedingungen zum Spiel und Fest entwickeln kann, an dem das ganze Stadtvolk, wenn auch nur als Zuschauer teilnimmt, daß er also hier Zeremonial schlechthin geworden ist und seinen Einschüchterungscharakter gänzlich eingebüßt hat. An den Flachheiten des Brauches, die sich insbesondere in den läppischen Versen zeigen, wird deutlich, daß sich die Publizität wie überall nur auf Kosten des Sinnes und Inhaltes entwickeln kann.

Eine andere Art Spiel stellen die hanseatischen dar, wie sie Holberg[1] vom Kontor in Bergen überliefert. Sie sind nicht allein wegen Zahl, Solennität und Grausamkeit bemerkenswert, sondern auch darum, weil die Ursache zu ihrer Veranstaltung in den eigentümlichen sozialen Verhältnissen der Bergenschen Hanseleute begründet und klar erkennbar ist, weil in ihnen mancherlei psychische Motivationen des Ritus deutlich werden, die bei anderen verborgen blieben.

1. Das erste Spiel ist das Rauchspiel genannt. Abends 10 Uhr ging es von der Brücke, wo die Novitiaten oder Neulinge sollten aufgenommen werden, nach der Schustergasse. Im Gefolge ein Narr, ein verkleideter Bauer und ein Bauernweib. An der Seite der Leute hing ein Band mit einem Butternapf. Im Scharfhause füllten sie die Näpfe mit „Haaren, altem Holtze und anderen stinkenden Sachen" und kehrten unter Trommelschlag in gleicher Ordnung nach dem Hofe zurück. Unterwegs bewarfen sie die Umstehenden mit Kot, Unflat und das Bauernweib begoß sie mit Wasser. Zu Hause wurde der Lehrling nach dem Schütting geführt und mit einem Stricke um den Leib emporgezogen. Das gesammelte stinkende Material wurde unter ihm angezündet und er damit geräuchert. Damit sein Hals mit Rauch gefüllt werde, mußte er verschiedene Fragen beantworten. Nachher wurde er aus dem sogenannten Feuerhause wieder herausgeführt und außerhalb der Tür aus sechs Tonnen mit Wasser begossen. Bei diesem Spiele kam einmal ein Erstickungsfall vor.

---

[1] Ludewig Freiherr von Holberg: Beschreibung der berühmten Haupt- und Handelstadt Bergen. Aus dem Dänischen. Leipzig 1759.

2. Darauf folgte das Wasserspiel am neunten Tage nach dem dritten Pfingsttage, und zwar an einem Mittwoch. Die Lehrlinge wurden befragt, ob sie Lust zum Spiele hätten, dann zu Tisch gebeten, herrlich bewirtet und durften ihre besten Freunde zum Mahl einladen. Zwischen drei und vier Uhr wurden sie in ein Boot gesetzt und aufs Wasser in die Gegend des Schlosses hinausgeführt. Die die Probe bestehen sollten, wurden nackt ausgekleidet, von zwei anderen bei den Armen genommen und dreimal untergetaucht. Unterdessen schlugen ihnen andere mit Rudern auf den Rücken. Einer mußte den Lehrling mit einem dickbelaubten Maizweig bedecken, angeblich, damit sie nicht zu stark geschlagen würden. Dann wurden sie angekleidet, zurückgeführt und abermals bewirtet. Ein Autor meint, sie hätten bei diesem Mahle ihren Herren aufgewartet. „Die Veranlassung zu diesem Spiele hat eine Weibsperson gegeben, welche in Mannskleidern von Deutschland gekommen war und sich eine geraume Zeit auf dem Kontor aufgehalten hatte, bis sie zuletzt verraten oder entdeckt ward. Weil aber nach den Gesetzen der Gesellschaft keine Frauensperson sich auf dem Kontor aufhalten durfte, so ward zu dem Ende das Wasserspiel angeordnet, da man die Lehrlinge nackt auskleidete, um also von ihrem Geschlecht überzeugt zu sein. Es scheint aber fast eine Nachahmung der bekannten Historie mit der Päpstin Johanna und dem durchlöcherten Stuhl zu sein."

3. „Das dritte Spiel war das Borge- oder Versteckspiel und ward sonst auch das Staupenspiel genannt. Vier Tage nach dem Wasserspiel wurde auf jedem Hofe das Staupenspiel gehalten, und zwar in alten Zeiten einmal des Jahres, hernach jedes zweite und endlich alle drei Jahre. Es mußten aber die Lehrlinge sich anfänglich viermal, doch zuletzt nur dreimal, und zwar einmal im Jahre diesem Spiele unterwerfen". Die Teilnehmer versammelten sich in einem Hofe und fuhren von dort ins nächste Holz um Maizweige. Dieser Ausflug mußte den ganzen Tag währen. In ihrer Abwesenheit wurde in einem Winkel des Schütting das Borgen oder Paradies vorbereitet. Das war ein viereckiger, eingehegter Platz, behangen mit Leinenteppichen, darauf die Hofzeichen zu sehen waren. Darinnen war eine Lade oder Bank, worauf die Spieler gelegt wurden. Man band auch Ruten und wählte als Exekutoren der Prozedur acht bis zehn der größten und stärksten Kontorleute, welche diese Probe bereits überstanden hatten. Die abends heimgekehrten Lehrlinge mußten ihre Rutenbündel in den Schütting tragen. Die anderen richteten vor jedem Hofe, wo das Spiel gehalten wurde, einen Tannenbaum bei ihrer Wippe auf. Am Tage des Spieles selbst versammeln sich alle im Hofe und werden paarweise geordnet. Der Zug geht nach einem Garten außerhalb des Tores unter Anführung der zwei jüngsten Hauswirte. Die zwei Anführer tragen schwarze Mäntel und Degen. Sie wurden Rechenmeister genannt und fungierten an diesem Tag als Küchenmeister zur Bewirtung der Gäste. An ihrer Seite der Narr und der Bauer mit einem Bart von weißen Ochsen- und Kuhschwänzen, ein Kalbfell auf dem Rücken. Beide reden die Begegnenden in Versen an und bieten ihnen Wein aus Flaschen dar, die sie an der Seite tragen. Neben ihnen ein Lehrling als Bauernweib verkleidet, mit Peitsche und Wassereimer, der die Vorübergehenden besprengt. Die ganze Stadt ist auf den Beinen und sieht zu. Beim Garten angekommen, erhält jeder einen Maizweig. Es wird der Rückzug in der gleichen Ordnung angetreten.

Beim Weinkeller auf der Brücke erhalten alle ein Glas Wein, gehen hierauf um die mit Grün behangene Wippe herum und dann zu den Höfen, wo das Spiel vor sich geht. Dort geben sie am Schütting ihre Maizweige oder Rechenstöcke ab.

In der Stube redet sie nun der älteste Hauswirt oder Hofherr also an: „Weil ihr heute euer Spiel oder Probe ablegen sollt, so sehet wohl zu, daß eure Aufführung nach diesem ordentlich sei; verhaltet euch vorsichtig und treu in allen euren Verrichtungen, hütet euch vor aller Trunkenheit, Unordnung und Mutwillen, wo ihr anders wollt, daß euch diese Probe soll zugerechnet werden. Wer keine Lust dazu hat, oder sich nicht getraut, solches zu halten, der hat noch die Freiheit, zurückzutreten". Wenn hierauf der älteste Lehrling geantwortet hat, daß sie ihre Pflicht tun wollen, soferne ihnen nur gnädige Bauern (so heißen diejenigen, von denen sie gepeitscht werden sollen) vergönnt würden, so wird ihnen das versprochen und das Spiel beginnt. Mittags kommen die eingeladenen Gäste zum Schütting und werden von den Lehrlingen bedient. Nach der Mahlzeit treten zwei auf, als große Herren gekleidet. Einer von ihnen stellt einen Herrn, der zweite einen Diener vor; die beiden streiten und schließen nach langem Streit einen Vergleich, der die Schuld dem Narren gibt. Dieser wird nun mit Gewalt genommen und nach dem Paradies geführt, um dort abgestraft zu werden, weil er Uneinigkeit zwischen Herr und Diener gestiftet habe. Ist es ein Uneingeweihter, so wird er sehr übel zugerichtet. Unterdessen werden alle Fremden, die nicht zum Kontor gehören, aus dem Hause verwiesen, die Lehrlinge in eine Stube versammelt und derart mit Essen und Trinken traktiert, daß die meisten berauscht werden und so ihre Peiniger nicht mehr erkennen. Dann führt man sie wieder in den Schütting, danach ins Paradies und ein jeder wird von starken und handfesten Leuten gehalten, während sie ein anderer peitscht, solange, als ein dritter dazu auf einem Becken schlägt. Auf diesen kommt es an, wie lange das Peitschen währen soll.

Sobald der Narr, der diese Probe zuerst ausstehen muß, aus dem Loche oder Paradies kommt, beklagt er sich über die Gewalttat dieser Bauern und tröstet sich damit, daß er einen anderen holen wolle, dem es nicht besser ergehen solle. Ergreift den ältesten Lehrling und bringt ihn ins Paradies, indem er spricht: „Ehr sey Gott, Ehr sey Gott — Das red ich wahrlich sonder Spott.(!) — Ey krup in das heilige Paradeis, — Dar schalt du schmecken barckenreis, — Barckenreis und supen, — Als 24 buren up die stert können stupen". Während des Peitschens wird außer dem Becken noch eine Trommel geschlagen, damit das Geschrei nicht hörbar werde. Der Narr bringt zum Schluß den jüngsten Lehrling auf den Schultern herein und bittet, daß das Spiel zum Flore und Wachstum der Handlung fortdauern möge. Hierauf wird das Abendmahl eingenommen, bei dem die Lehrlinge aufwarten. (Zum letzten Mal?)

Außer diesen drei Spielen gab es die folgenden: „I. Hauptwerpen oder Werpend; denjenigen, der diese Probe ausstehen sollte, legte man in eine Ochsenhaut und zog ihn durch die sogenannte Lyr oder Öffnung im Dache des Schütting. II. Das Balbierspiel, da wurden erstlich Nase und Mund mit Unflat von Katzen und Hunden beschmiert und hernach mit einem hölzernen Messer oder Schere abgekratzt. III. Das Beichtspiel bestand darin, daß einer mußte zur Beichte gehen und nach Beschaffenheit seines Verbrechens ausgestrichen ward".

Ob derartiges auch in anderen Niederlassungen der Hanse, etwa in Nischni-Nowgorod oder London vorgekommen ist, bleibt ungewiß, da über die Existenz des Spieles in Bergen nur ein außenstehender Historiograph orientiert und die hanseatischen Urkunden, so weit publiziert, darüber nichts verlauten lassen. Möglich bleibt es immerhin. Von der widersinnigen, geradezu blasphemischen Rationalisierung, mit der die Kontorleute den Brauch zu deuten und zu rechtfertigen versuchten, wurde bereits oben gesprochen. Um zu besserem Verständnisse zu gelangen, werden wir einen kurzen Blick auf die Verhältnisse des bergenschen Kontors werfen müssen. Der Anfang des hanseatischen Handels zu Bergen datiert von der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts her, zur Gründung des Kontors auf der Garpenbrücke[1] kommt es im Jahre 1435 nach dem Vergleich mit dem König Erich. Zweck des Kontors war die Vertretung der seefahrenden Hansekaufleute in Norwegen, Vertrieb der hansischen Waren, Einkauf der nordischen Produkte. Es waren Angestellte, denen sogar das Geschäftemachen auf eigene Faust untersagt war, wenn auch das Verbot nicht sehr streng gehalten wurde. Merken wir noch an, daß sich die Gründung des Kontors unter langwierigen Seekriegen mit den Norwegern vollzog, daß die Deutschen ursprünglich nicht über den Winter in Bergen bleiben durften, daß sie die Brücke erst nach Kämpfen mit der handeltreibenden Bürgerschaft, die dort saß, eroberten und befestigten, daß immerwährender Haß und Krieg zwischen den Norwegern und Deutschen in Bergen bestand und daß sich diese alle ihre Privilegien nur mit Waffengewalt ertrotzen und erhalten konnten.

Das Kontor auf der Garpenbrücke bestand aus einzelnen Höfen unter einem Hauswirt, der wieder über einige „Bediente oder Gesellen" kommandierte, welche die Wareneln- und -auslieferung überwachten und darüber, „daß alles von den Jungens richtig und wohl verrichtet werde". Es gab zweierlei Jungens: Bootjungen oder Knechte (Erwachsene) für den Bootsdienst und Stubenjungen (Unerwachsene) für die geringsten Dienste in Stube und Haushaltung, Aufwarten usw. „Niemand wird Gesell, ohne daß er vorhero Stubenjung oder nachhero Bootsknecht gewesen ist. Wenn aber diese Klassen durchgegangen sind, so wird er nach gewissen Proben unter die Gesellen aufgenommen. Alle Kontorleute sind unverheiratet und, wenn sich einer von ihnen verheiratet, so muß er sogleich das Kontor und die

[1] Sartorius: Geschichte des hanseatischen Bundes, Göttingen 1803, T. 2, S. 335: „Garpenbrücke und Garper wurden die Deutschen und ihre Niederlage zu Bergen genannt. Die Etymologie ist ungewiß; die Versuche, das Wort von Laus herzuleiten, zeigen wenigstens von dem wohlverdienten Haß gegen diese Fremdlinge, die sich wie Läuse dort eingenistet hatten."

Brücke verlassen und sich in der Stadt niederlassen." Sartorius[1] meint: „Etliche tausend unverheiratete Deutsche auf dem Kontor hatten in die Bürgerhäuser Zutritt gefunden, sie hatten die Weiber gewonnen; wie hätten diese den hansischen Geschenken widerstehen sollen? Durch die Weiber beherrschten sie hinwiederum die Männer und ein zahlloser Haufe leichten Volks war ihnen ohnehin gänzlich in der Stadt ergeben, welche von dem schändlichen Gewerbe lebte, den Lüsten dieser deutschen kaufmännischen und gewerbetreibenden Mönche zu dienen; denn alle ohne Unterschied unterhielten gefällige Dirnen." Und weiter: „Die Entstehung dieser Initiationen, oder wie sie auf der Niederlage hießen, dieser Spiele, liegt viel näher. Alle Zunftgenossen hatten für die aufzunehmenden Lehrlinge und Gesellen dergleichen. — Auf dem Kontor wurden nun diese Gebräuche um so abenteuerlicher ausgebildet, da das klösterliche Leben, der lange Winteraufenthalt im Schütting, die Langeweile, die Abgeschiedenheit in unwirtbaren Gegenden von der Vaterstadt, eine ungezügelte rohe Phantasie zu den sonderbarsten Verirrungen trieb."

Außerhalb des Kontors gab es in Bergen auch deutsche Handwerker, genannt die fünf Ämter oder schlechthin Schuster, in der Schustergasse. Ihre Spiele galten mit einer Ausnahme, dem sogenannten Preckspiel, gleichfalls der Neuaufnahme von Lehrlingen in die Zünfte. Unser Autor[2] berichtet hierüber:

„I. Preckspiel. Einmal im Jahre am Ostertag auf Nordnäs. An diesem Tage gingen die Schuster nach St. Margarethen Kirchhof, und wenn sie endlich sich daselbst um den Baum versammlet, so mußte einer, der auf denselben gestiegen war, erzählen, was für Weiber und Mädgens in der Stadt übel berüchtigt waren und welche sich hätten in diesem Jahre zu Falle bringen lassen. Dieses Spiel hätte sich besser zu einem Fastnachtsspiel als auf einen Ostertag geschicket. II. Ravelspiel. Es war auf der Schustergasse eine Grube, wohl sechs oder neun Fuß tief, und mit Kalk, Haaren und anderem Unflat angefüllet. In diese Pfütze ward einer gestürzet und von den Umstehenden mit Kalk und Steinen geworfen, wenn er seinen Kopf aus dem stinkenden und faulen Wasser herausziehen wollte. Dieses Spiel mußten die Goldschmiedsjungens und Schinders ausstehen, ehe sie angenommen wurden. III. Damsspiel. Dieses stellten die Schinder und Schuster in dem sogenannten Skarfhause an und war fast ebenso wie das Ravelspiel beschaffen. IV. Fordanbye. Bei diesem Spiele steckte man den Kopf des Lehrlings in eine Tonne, welche mit Teer, Kalk, Häringslake und Haar ausgefüllt war und womit man ihm seinen Mund auswusch. V. Erilisk. Sie hatten in ihrer Gasse ein hölzernes Bild. Dieses nahmen die ältesten Schuster und trugen solches nach der Obergasse, wo die meisten Huren wohnten.

[1] Sartorius, ibd. S. 342 und 364.
[2] Holberg, ibd.

Hier warfen sie dieses Bild in den Kot und wälzten es in allem Unflat, welchen sie nur finden konnten, herum. Hierauf mußten die Neuangekommenen umhergehen und solches wieder aufsuchen. Wenn sie es nun gefunden, so mußten sie es mit den Händen wieder reinigen und abwaschen und endlich mit Pfeifen und Trommeln wieder nach Hause tragen.

Alle diese Spiele sind nunmehro und zwar schon vor geraumer Zeit aufgehoben. Unter allen aber hat keines länger gewähret, als das sogenannte Brixenspiel. Dieses ward in der Woche vor Fasten gehalten. In derselben wurden die neuangekommenen Jungens in der Stadt herumgeführet, wo sie vor der Tür eines jeden Meisters mußten niederfallen und sich peitschen lassen. Eben dergleichen Aufzüge machten sie auch, wenn sie ihre Schilder von einem Ort zum andern tragen ließen."

Eine Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß die Rezeption in die Hansa, das Hänseln, nicht nur auf Bergen beschränkt blieb oder dort entstand, sondern in den Hansestädten selbst aufkam und von dort auf das bergensche Kontor übernommen wurde, wo es allerdings dann einen Bedeutungszuwachs und eine Änderung des Zeremoniales erfuhr. Das Hänseln ist nämlich im ausgehenden Mittelalter bei Fuhrleuten und reisenden Kaufleuten allgemein in Übung, teilweise unmittelbar an den ursprünglichen Sinn des Brauches mahnend, teilweise bereits deformiert und mit fortschreitender Zeit immer mehr zu einer fixen Abgabe erstarrt. Wir lesen darüber bei Beier[1]:

[1] Beier, a. a. O.: „Secuti mercatores, similem adversus novitios ve etiam extraneos introduxerunt morem, ac certos ludos aliaque exercitia instituerunt, ut nisi prius ludum mercatorium quis colluserit, h. e. nisi ridiculus esse, plagas, balneum, suspendium, fumum, ustulationem et nescio quae praeterea tormenta alia, nonnumquam cum vitae periculo perpeti voluerit, ac perpessus etiam sit, in numerum mercatorum neque recipiatur neque privilegiis frui permittatur, quantumcunque annos Tyrocinii compleverit, artemque probe didicerit.

Iidem mercatores alium morem initiandi habent, quem dicunt Hänseln et quidem ut puto, a receptione in Hansam Teutonicam, qui nec ipse contingit absque injuriosa recipiendi tractatione, sic ut vexatio in proverbium abierit, ein Hänsigen an einem haben. Sed resedit tandem apud mercatores mediocris conditionis; mediterraneos; imo defuit ad Aurigas. Atque res ita se habet: mercatores, si quem itineris comitem, ad nundinas praecipue, habent cui antea haec neque visa nec trita est via, solent enim praeviis aliquod ludiciris ceremoniis suam in Hansam suscipere, pflegen ihn zu hänsel quod Neostadii ante sylvam Thuringiciam consuevisse testatur, atque insuper alies loci morisque, per lapidem perforratum perependi, prope Isenacum recordatur. Sic et exteri negotiatores nundinas hebdomatarias Jenenses frequentare solitos, oportuit annuam pensionem, quod vocatum fuit der Hänsel-Groschen. Aurigas quod attinit, fecerunt illi terminum hunc Hänsellationis sibi quasi proprium, dum Primicerum suum, Hänsel-Meuster, et quae pro receptione in collegium suum pendenda est, Pecuniam, Hänsel-Geld; actum ipsum receptionis seu initiationis, das Hänseln

„Es folgten (dem Brauche der Initiation) die Kaufleute, führten ihn ähnlich bei Neuaufzunehmenden und Fremden ein und veranstalteten gewisse Spiele und Proben. Bevor nun einer nicht das Spiel der Kaufleute gespielt hatte, d. h. (wär's kein Scherz) Plagen, Schwerthiebe, Aufgehängtwerden, Räucherung, Brandverwundung und ich weiß nicht, welche Quälereien überdies, mitunter mit Lebensgefahr ertragen wollte und hätte er sie auch ertragen und nicht die gebührende Lehrzeit abgedient und das Handwerk richtig gelernt, so konnte er nicht in die Gesellschaft der Kaufleute aufgenommen werden. Dies die Absicht des Brauches.

Die Kaufleute halten auch noch einen anderen Initiationsritus, das sogenannte Hänseln, und den nach meiner Meinung nach Art der Aufnahme in die deutsche Hansa. Der kommt nun nicht allein bei dieser ruchlosen Art von Aufnahme vor, von der das Sprichwort ‚ein Hänsigen an einem haben' stammt, sondern auch bei geringeren Kaufleuten, die zu Land reisen und fehlt auch nicht bei Fuhrleuten. So sieht der Vorgang aus: Wenn die Kaufleute, vorzüglich bei Marktfahrten, einen Gefährten mithaben, der diesen Weg noch nicht besah und nicht befuhr, dann nehmen sie ihn vorweg durch mancherlei scherzhafte Zeremonien in ihre Hansa auf, pflegen ihn zu hänseln. Es wird bezeugt, daß das ihre Gepflogenheit zu Neustadt in Thüringen war und es wird auch eines anderen Ortes und Brauches gedacht, nämlich des Hindurchkriechens durch ein Felsenloch bei Eisenach" (das Nadelöhr hieß, wie ein anderer gleichzeitiger Schriftsteller berichtet). „So mußten auch fremde Kaufleute, die den Jenenser Wochenmarkt aufsuchten, eine Jahressteuer oder einen Betrag ein- für allemal zahlen, der Hänselgroschen hieß." (Was die Fuhrleute angeht, sagt die Fußnote deutlich genug. Meine Übersetzung hält sich äußerlich so wenig an das Original, daß eine Wiedergabe des lateinischen Textes geboten erschien.)

Im Jahre 1556 errichten sieben Kaufleute aus Schwäbisch-Gmünd und Nürnberg, welche die Messe zu Frankfurt a. M. besuchten, daselbst eine Gesellschaft, welche sie Schwägerschaft oder Tafelrecht nannten. In der Ordnung heißt es[1]: „Da sich mittler Zeit zutragen würde, das guete erliche

---

appellant. Ita enim sonant verba suae conventionis, quam, in vim statutorum confirmandam d. 28. Junii 1641, Senatui exhibuerunt: Art. I. Alle und jede, so alhier mit Pferden usw. auch alsobalden 1 Reichstaler und 3 Schillinge andere Gebühren, Hänsel-Geld, wie an andern Orten auch gebräuchlich. Art. II. Demnach auch die ganze Gesellschaft zu gewisser Zeit des Jahres uff den Burgkeller oder in des Hänsel-Meisters Behausung oder es usw. Art. XVIII. ibid. sollen alle schuldig sein, vor der Gespahnschaft zu stehen und sich Hänseln zu lassen."

[1] Wilda: a. a. O. S. 270.

fremdte Herren herkommen, sich mit opvermelten Schwägern zu Tisch und Schwägerschaft einlassen, und zuvor diese Messe weder vur sich selbst noch vur Herren wegen gebraucht, dieselbe sollen nach genugsamer Erfahrung dieser Schwägerschaft, doch anderst nicht dann ungetaufte Haiden eingenommen werden, und mag eine erbare Schwägerschaft dieselbe wie dann von Alters Herkommen ist Hänseln und Taufen lassen, wie die Schwägerschaft für gut ansehen würde."

Nach Beier ist es auch wahrscheinlich, daß zumindest das zweite Spiel auf Bergen nicht dem Hansekontor allein eignete, sondern allgemeiner Fischerbrauch war. Er erwähnt, daß die Schiffsleute mancherorts ihre Novizen mit Stricken gebunden dreimal in den See werfen und außen um das Schiff herum hin und her ziehen. Etwas ähnliches weiß auch Kuntzendamm[1] zu erzählen: „Wenn die Schiffer unter die Linie kommen, so pflegen sie allemal diejenigen zu taufen, welche die Linie noch nicht passiert haben. Der älteste Bootsknecht taucht sie in ein Faß Wasser und läßt sie hernach schwören, daß sie über diese Gewohnheit halten wollen; will jemand dieser Hudeley überhoben sein, so muß er ein Trinkgeld spendieren, damit wird er nur mit Wasser besprengt." Die Taufbräuche der Seeleute auf großer Fahrt beim Überschreiten des Äquators (die Neptunstaufe) sind ja allgemein bekannt und jedenfalls nur als spätes Derivat dieser ursprünglich an den Küsten und in den Seestädten geübten Taufe anzusprechen.

VII.

Wir haben nunmehr bei einer zweiten Berufsgruppe, die nicht minder bedeutungsvoll als das Handwerk ist, eine Einrichtung ähnlich den Initiationsriten der deutschen Gesellenverbände angetroffen. Es sind die Kaufleute, Fuhrleute und Schiffer, also Verkehrsberufe. Denn von den Kaufleuten, so weit sie nicht auf Reisen waren, oder sich ständig in der Fremde aufhielten, fehlt eine Überlieferung derartigen Zeremonials. Eine genaue Beschreibung nach Art der Handwerkerriten ist nur vom Hansekontor in Bergen überliefert und die Spiele, die dort abgehalten wurden, sind offenbar in dieser hohen Bedeutung ein Ausnahmefall. So viel steht jedenfalls fest, daß Hänseln und Gesellenmachen im Grunde das gleiche bedeutet, früher auch gar nicht scharf auseinandergehalten wurde. Die große Verbreitung bei Organisationen, in denen keine Organe, die dem Gesellen äquivalent wären, vorhanden sind, erbringt den Beweis für unsere Vermutung, daß die Aufnahme ursprünglich den Übergang Pubertät-

[1] Kuntzendamm: De ritu depositionis, Königsberg, 1703.

Erwachsenheit dokumentieren sollte und daß Entstehungszeit und -ursache erheblich älter als die Gesellenverbände, ja völlig unabhängig von ihnen sind. Der späten Aufzeichnung der Riten in den Kaufmannsgilden entspricht ihre Entartung. Mancherorts werden sie einfach nur mehr als Taxe von irgendwelchen Fremden eingehoben, obwohl daneben in dem Hindurchkriechen durch ein Felsenloch die allerursprünglichste Form, sinnlos geworden, weiterbesteht. Wo die innere Berechtigung zur Ausübung des Ritus mangelt, wie bei manchen Reisegesellschaften der späteren Zeit, kann er umso leichter entarten und schließlich auch in seiner Aufmachung dartun, daß die bewußte Tendenz der Abschreckung oder der scherzhaften Prellerei gesiegt hat.

Abgesehen von dem Hauptunterschied der Handwerks- und Kaufmannriten, der im Fehlen des Gesellenstandes bei den Kaufleuten begründet ist, besteht ein zweiter, durch die Differenz der beiderseitigen Berufsauffassung und -ausübung bedingter. Händler, Händlerdiener und Handwerker sind grundverschieden, auch wenn man sich nicht gerade den Händler des Hochkapitalismus und den Handwerker des XIV. Jahrhunderts vor Augen hält. Aber schon in den frühesten Zeiten mußten Stoff und Stoffbewältigung der Ware und ihrer Verkäuflichkeit grundsätzlich entgegenstehen und mußte dieser Gegensatz bewußt empfunden werden. Auch damals schon mußte ein Zusammenschluß von Kaufleuten ein anderes Gesicht haben als einer von Handarbeitern. Der Händlerstand widerstrebt naturgemäß der Bindung an den Stoff und der Betonung der stofflichen Berufsinhalte; er ist auch kein günstiger Boden für die Herausbildung von Begriffen wie Standesehre, Reinheit des Berufes usw. Der tüchtige Kaufmann verdankt seinen Erfolg in Gegenwart wie in Vergangenheit kaum einer besonderen Lauterkeit in der Geschäftsgebarung und kaufmännische Solidität[1] bedeutet etwas ganz anderes als Materialechtheit und künstlerische Materialbearbeitung des Handwerkers. Was der Zunft selbstverständliches Ziel des Zusammenschlusses war, Erleichterung und Regulierung der Produktion für jeden einzelnen Zunftgenossen, Beschneidung großer Verdienste, Verhinderung von Spekulation — wer einen großen Posten Material günstig einkaufte, mußte einen Teil den Zunftmitgliedern zum Gestehungspreise abgeben — Sicherung des standesgemäßen Unterhaltes für alle Meister, Verlegung der beruflichen Tüchtigkeit in den Produktionsprozeß und nicht in dessen Kommerzialisierung — eben dem mußte der Händler widerstreben, um Händler bleiben zu können. Auf dem Wege der Konkurrenz entstanden,

[1] Darüber bemerkenswertes in Werner Sombart: „Der Bourgeois".

konnte er nur durch Konkurrenz weiterbestehen und wenn er sich mit anderen zusammentat, dann gewiß nur zur Abwehr noch gefährlicherer Dritter. Wir dürfen also von ihm mit mehr Berechtigung als vom Handwerker etwas aussagen, das eine kurzsichtige Gesellschaftslehre als einziges ständiges Gesellungsprinzip deklariert: die objektiven Gefahren der Außenwelt waren größer als die subjektiven der aufgehobenen Konkurrenz im Innern; so wurde der Zusammenschluß möglich. Und da die objektiven Gefahren nirgends größer sein können als in der Fremde, auf Reisen, bei der Eroberung neuer Märkte, wurde der Zusammenschluß bei solchen Gelegenheiten ein besonders enger. Wir sehen so leicht ein, daß uns Initiationsriten der Kaufleute nur von Auslands-, Marktfahrern und von ausländischen Handelsstationen überliefert sind. Je mehr aufeinander angewiesen, desto ordensmäßiger die Korporation, desto bedeutungsvoller die Aufnahme und das mit ihr verbundene Zeremonial. Der Hänselgroschen und das Staupenspiel sind in der Tat Ausdrücke *eines* Prinzips, aber quantitativ so weit verschiedene, daß die Quantität hart am Umschlagen in die Qualität ist. Wir nehmen nunmehr eine neue Bedeutung der Initiationsriten wahr, die uns ihre bald starke, bald abgeblaßte Form, soweit sie nicht durch den Zeitwandel bedingt ist, erklärt. Sie sind Gradmesser der sozialen Intensität, der Stärke ursprünglicher Gesellungstriebe, die in einer Gesellschaft herrschen. Je weitgehender die Vereinsamung, das Losreissen aus der Familie und aus den Bindungen der Heimat, je merklicher das Gefühl des Aufeinander-Angewiesenseins, desto weiter rücken rationale Gesellungsprinzipien in den Hintergrund, desto kräftiger machen sich die primitiven bemerkbar, desto mehr Sado-Masochismus und Homosexualität tritt in Aktion. Die hanseatischen Spiele stellen leicht erkennbar darin das Äußerste dar[1].

Dadurch klärt sich auch die merkwürdige Erscheinung auf, daß sich die Riten in diesen Berufsgruppen zum Teil sehr ursprünglich erhalten hatten, obwohl die Kaufleute sozial und kulturell weit über den Handwerkern standen. Es fehlt in ihnen ein Moment, das bei den Handwerkerriten den größten Unterschied zwischen der primitiven und kultivierten Erscheinungsform des Brauches ausmacht, die Marter mit Handwerkszeug und die mit ihr verbundene Warnung vor Schändung des Berufes. Händler und Händlerdiener haben kein eigentliches Handwerkszeug, sind nicht mit Stoffbearbeitung in so tief symbolischer Weise wie der Handwerker verknüpft.

[1] Es bedarf kaum besonderer Erwähnung, daß mir die Verwandtschaft und Ähnlichkeit der früheren Handwerker- und Kaufmannsgilden bekannt und begreiflich ist. Hier handelt es sich mir nur um Herausarbeitung der Differenzen, die gerne übersehen werden.

Das Tauchen und Taufen der Seefahrer, die Bezeichnung der Matrosen als Reifenstücke kann man kaum in übertragenstem Sinne hierher stellen. Es fehlt ihnen aber gleicherweise der ausgeprägte Berufsehrbegriff anderer Stände. Ihr Zusammenschluß ist mehr vorübergehender Art, ihre relativ große Freizügigkeit läßt den eigentlichen Zunftgeist nicht aufkommen. Dagegen nehmen wir wohl wahr, welch hohe Bedeutung der Wahrung des Geheimnisses zukommt, weil das Geschäftsgeheimnis hier eine ganz andere Rolle als im Handwerk spielt. Endlich wird auch eine im Verhältnis zu den Riten der Gesellenverbände sehr starke Beschmutzungstendenz auffallend. Man darf sie vielleicht durch analytische Momente, die an der Bildung des Händlercharakters beteiligt sind, verursacht denken, doch ist bei der spärlichen Materialüberlieferung kein plausibler Kausalnexus zu konstruieren. Als sicher kann gelten, daß das Vorkommen von Aufnahmsriten, die sich von den allgemein üblichen formal unterscheiden, bei den deutschen Handwerkern in Bergen, nur deren Unterordnung unter das Kontor zuzuschreiben ist und daß der Ritus seinem Wesen nach mit dem bei der Rezeption von Kaufmannslehrlingen gebräuchlichen durchaus übereinstimmt. Über die Bedeutung des Spieles Erlisk, das ein neues „sexualethisches" Moment involviert, sind wegen der oberflächlichen Aufzeichnung nur Mutmaßungen möglich.

Der Spielcharakter ist das Bindeglied zwischen dem Metzgersprung, einem Handwerksritus, und der Rezeption auf dem Hanseatischen Bergen. Er widerstreitet allerdings dem Prinzipe der Heimlichkeit, dem die meisten Gesellenverbände in ihren Bräuchen folgen. Hier ist offenbar zu ganz anderem Zwecke und aus ganz anderen Gründen eine Umbildung des Brauches eingetreten, die ihn der primitiven Sitte, bei der er bekanntlich Festesrolle spielt, angleicht. Dort Erstarrung des Brauches, Sinnloswerden des ursprünglichen Zweckes, hier lebendiges Empfinden für die Weihe des Ritus, wenn auch unter Umdeutung des Sinnes. Dort daher passive Zuschauer, „Volksbelustigung", hier aktive Menge, höchst dramatischer Vorgang.

Noch eine Tatsache der Initiationsriten der Händler und der ihnen Nahestehenden bleibt unerklärt. Wie konnte der Brauch auf Jugendliche und auf Erwachsene gleichermaßen zur Anwendung kommen, besteht hier denn überhaupt noch ein Schein von Ähnlichkeit zwischen ihm und zwischen den Pubertätsriten der Primitiven? Darauf kann vor allem erwidert werden: wenn vielleicht auch nicht mit den Pubertätsriten, dann doch mit einem anderen Initiationsritus der Primitiven, dessen Darstellung wir Frazer[1]

[1] Frazer, ibd. Seite 237.

entnehmen: „In some tribes of Central and Northern Australia the initiation of a medicine-man into the mysteries of his craft is supposed to be accomplished by certain spirits, who kill him, cut out his internal organs, and having provided him with a new bring him to life again. Sometimes the spirits kindly replace the man's human organs by their own spiritual organs; sometimes along with the new organs they insert magical stones in his body or even a serpent, and the stones or the serpents naturally endow the new wizards with marvellous powers. In some tribes the initiation takes place in a cave, where the spirits dwell. After the man has been restored to life with a new heart, a new pair of lungs, and so forth, he returns to his people in a more or less dazed condition, which his friends may at first mistake for insanity, though afterwards they recognize its true character as inspiration." Es handelt sich hier zweifelsohne um die solenne Einführung in einen Beruf unter Einhaltung eines der Anschauung von „death and resurrection" durchaus entsprechenden Rituals. Es ist ferner klar, daß dieser Ritus späterer Zeit als die Pubertätsriten entstammt, die lange vor der Herausbildung einer beruflichen Differenzierung auftreten. Der Begriff Priester muß schon eine beträchtliche Entwicklung hinter sich haben, bevor ein Bedürfnis danach empfunden wird, den, der diesen Beruf ergreift, durch das beliebte Mittel der Neuschaffung von seinem bisherigen Leben zu trennen und ihm damit Rückhalt und Macht unter seinen Stammesgenossen, die bis dahin auf gleicher Ebene standen, zu verschaffen. Der Brauch der Einführung in das Priesteramt ist infolgedessen als Derivat des Pubertätsritus zu bezeichnen. Eine Gemeinsamkeit ist insoferne nach wie vor gegeben, als mit den Pubertätsriten auch eine Art Berufswechsel, besser Bereicherung der Knabentätigkeit eintritt, indem der Jugendliche nach der Initiation Vollkrieger wird. Analog verfuhren die Deutschen in der Schwertleite (siehe diese). Krieger und Priester sind die ersten bemerkenswerten beruflichen Differenzierungen, der nächste Schritt führt zum Händler einerseits, zur gewerblichen Arbeit andererseits. Aber Krieger, Priester und Händler haben ein gemeinsames Band. Die Ausübung ihrer Berufe verleiht zuerst soziale Macht oder umgekehrt erobern sie als erste Macht, sie sind die ersten Herrscher und ihnen gelingt als ersten die Eigentumsbildung. Unter Vermeidung unvorsichtiger Analogien darf mindestens behauptet werden, daß zwischen der Initiation von Jugendlichen und Erwachsenen das gleiche Verhältnis bei primitiven und kultivierten Gesellschaften statt hat und wir konstatieren als auffallende Tatsache, daß es nur gewisse Berufsgruppen Erwachsener sind, bei denen eine feierliche Initiation für nötig befunden wird, und zwar von relativ hoher sozialer Bedeutung, im Besitze besonderer Geheimnisse und Fähigkeiten, bedingungsloser dem

Berufsgenossen ausgeliefert, auf sein Wohlwollen und seine Hilfe stärker angewiesen, kurz Aristokratie. Für die reisenden Kaufleute und für die Fuhrleute, die ursprünglich nichts anderes als sie waren und erst später die Händlerfunktion aufgaben, trifft das ohne weiters zu.

VIII.

Was der französische compagnonnage mit den Lehrlingen, die compagnons werden sollten, vornahm, ist seiner äußeren Form nach etwas von der Initiation der deutschen Gesellenverbände so Verschiedenes, daß es beim ersten Anblick absurd erscheint, die beiden Riten auf gleiche Grundkräfte zurückführen zu wollen. Aber compagnonnage und Gesellenverband sind ihrer Entwicklung, Bedeutung und ihrem Schicksale nach im übrigen so ähnlich, daß die völlig abweichende Gestaltung eines soziologisch so wichtigen Zuges, wie der Initiation, noch unerklärlicher schiene. Die Bildung von Korporationen der französischen Gesellen, compagnons, erfolgt aus den gleichen Ursachen, wie die der deutschen, der rascheren ökonomischen Entwicklung Frankreichs entsprechend etwas früher. Auch in Frankreich beruht Stärke und Einheitlichkeit des Vorgehens der compagnons auf der Wanderschaft, der Tour de France und dem mit ihr ausgebildeten Herbergswesen und Arbeitsnachweis. Sie scheinen von vorneherein nicht darauf gerechnet zu haben, daß ihre Verbände alle Gesellen gleichen Handwerks umfassen könnten, denn sie bemühten sich Zeit ihres Bestehens, die Lehrlinge nach der Freisprechung und die sonstigen außenstehenden Berufsgenossen durch Zureden, Drohungen und Gewalt in ihre Reihen zu bringen, so daß die Gewerbebehörden wiederholt Maßnahmen zum Schutze der Unorganisierten und der Lehrlinge ergriffen. Der Korporationszwang bildet selbstverständlich auch scharfe Gegensätze zwischen compagnonnage und corporation de métier, maîtrise, aus, weil er zu allgemein gültigen Arbeits- und Lohnregulierungen nötigt. In Frankreich sind aber in den einzelnen métiers nicht einmal alle compagnons zu einem Verbande zusammengeschlossen, sondern in den meisten Gewerben gibt es zwei einander heftig befehdende Organisationen, die compagnons du devoir, kurz dévorants geheißen, und die compagnons du devoir de liberté, abgekürzt (bei den Tischlern) gavots. Beide waren ungemein straff organisiert. Sie trugen ihre Fehden oft durch Vertreter aus, zuweilen durch Anfertigung von Meisterstücken. Die Sieger erhielten das Arbeitsmonopol für einen bestimmten Bezirk oder eine Stadt. In Paris waren sie lange Zeit hindurch auf je ein Seine-Ufer beschränkt. Die Spaltung soll (legendär) ihren Ausgang vom

Baugewerbe genommen haben, und zwar während des Baues der Kathedrale von Orléans.

Der Initiationsritus ist am weitesten bei den dévorants ausgebildet, aber auch bei den compagnons du devoir de liberté gab es noch spät im XVIII. Jahrhundert feierliche Aufnahmen. Die Quelle, nach der der Ritus in dieser Untersuchung geschildert wird, bildet ein Gutachten des Pariser Doktorenkollegiums über die Abschaffung der Initiation aus dem XVII. Jahrhundert. Es findet sich im Anhange zu Levasseurs „Histoire des classes ouvrières en France"[1]. In ihr werden als Ausübende der „pratiques impiés, sacrilèges et supersistieuses" die compagnons du devoir der Sattler, Schuster, Schneider, Messerschmiede und Hutmacher genannt, also zum Teil solcher Handwerke, von denen in Deutschland nichts Absonderliches in dieser Beziehung berichtet wird. Der Brauch sollte, wie die Gesellen vorgaben, dreierlei Bedeutung haben: „Honneur à Dieu, conserver le bien du maistre et à maintenir les compagnons". Das Kollegium bemerkt hiezu: „Aber ganz im Gegenteil schänden diese compagnons Gott gar sehr, prophanieren alle Mysterien unserer Religion, vernichten ihre Meister, indem sie ihre Werkstätten der Knechte berauben, während jeder an diesen Veranstaltungen Teilnehmende sich in der Vorstellung gefällt, eine Heldentat vollbracht zu haben und sie schädigen sich selbst durch die Mißbräuche des devoir (als Inbegriff des compagnonnage), die sie zwingen, an andere Abgaben zu zahlen, um zechen zu dürfen. Auch nützt der compagnonnage der Meisterzunft gar nichts. Sie haben eigene Rechtsprechung, sie wählen Funktionäre, einen Vorsitzenden, einen Stellvertreter, einen Schreiber und einen Sergeant (in diesem Zusammenhange unübersetzbar). Sie haben einen Nachrichtendienst in den Städten und ein Kennwort, das sie geheimhalten und sie bilden demgemäß eine Angriffsfront gegen die Lehrlinge ihres métiers, die an ihren Umtrieben nicht teilnehmen, prügeln und plagen und quälen sie, in ihre Vereinigung einzutreten.

Die gottlosen und frevelhaften Handlungen, die sie bei ihrer Aufnahme verüben, sind nach den verschiedenen Gewerben verschieden. Nichtsdestoweniger haben sie alle das gemein; erstens, daß sie jeden, der aufgenommen werden soll, bei den heiligen Evangelien schwören lassen, daß er nichts entdecken werde, weder Vater noch Mutter, Weib noch Kind, Priester noch Geistlichem, nicht einmal bei der Beichte, davon, was er macht und machen sieht. Zum Zwecke der Aufnahme benützen sie eine Schenke, die sie „la mère" nennen, weil sie sich dort gewöhnlich wie bei ihrer gemeinsamen

[1] Paris 1859, tome II.

Mutter versammeln. Darinnen haben sie zwei Zimmer, so gelegen, daß man leicht von dem einen in das andere gelangen kann, des einen bedienen sie sich für ihre schändlichen Handlungen, des anderen für das Fest. Sie verschließen sorgsam Türen und Fenster, um nicht irgendwie überrascht zu werden. Zweitens veranlassen sie die Lehrlinge, einen Taufpaten und eine Taufpatin zu wählen. Nun geben sie ihnen einen neuen Namen, wie er ihnen gerade einfällt. Sie taufen sie zum Spott und üben auch noch andere verfluchte Zeremonien bei der Aufnahme, die ihren métiers gemäß ihren teuflischen Traditionen eigentümlich sind." (Die Übersetzung ist absichtlich möglichst wortgetreu an das in älterem Französisch abgefaßte Original gehalten.)

Diese Schilderung läßt an und für sich nur auf einen Aufnahmsakt ohne Quälereien schließen, der aber im übrigen dem der deutschen Gesellenverbände ähnelt. Einen Unterschied macht nur die Benützung zweier Zimmer und die Wahl einer Patin neben einem Paten. In ersterem dürfen wir nächst seiner technischer Vorteilhaftigkeit ein Symbol für die Zweizeitigkeit des ganzen Ritus erblicken. Die Rezeption, der leidvolle Vorgang, soll in einem anderen Raume stattfinden, wie das Fest, an dem der Neuaufzunehmende bereits als Gleichberechtigter teilnimmt. Sein Übergang von einem Zustand in einen zweiten wird verdeutlicht. Die Abweichung des Ritus der compagnons von dem der deutschen Gesellenverbände besteht in seiner Geltung als religiöser Akt, die ein klerikalisiertes Zeremonial bedingt. Wir haben über den Einfluß der Kirche auf die Gesellenverbände, über deren Teilnahme an dem Kirchenfest, über die Taufe und die Fastnachtspredigt bereits gesprochen. Hier tritt uns aber eine Umformung dieses Einflusses entgegen, die wir nicht mehr als durch die Kirche hervorgerufen ansehen können, sondern die auf tiefere Quellen, auf unmittelbar religiöses Empfinden hinweist, das sich in einer von der allgemeinen Auffassung bedeutsam unterschiedenen Weise äußert. Levasseur[1] berichtet von den Hutmachern: (In ihrer mère) „hatte jedes Möbelstück eine symbolische Bedeutung; das Fenster stellte das Kreuz dar; das Bett die Krippe, in der der Herr geboren war; die vier Füße waren die vier Evangelisten, der Boden das heilige Grab. Ein Kreuz war auf dem Tisch aufgestellt, an jeder Seite des Kreuzes zwei Behälter mit brennenden Kerzen. Diese waren Mond und Sonne. Bei den Werkzeugen der Passion ein Salzfaß, dessen Salz das heilige Salböl war, unter das man 30 Denare legte, den Preis für Judas. Ein Stuhl unterhalb des Kamins stellte das Taufbecken dar. An

[1] a. a. O. tome. I. Seite 498 ff.

diesem Platze hielten sich, geschmückt mit entsprechenden Verzierungen, der Vorsitzende, der Stellvertreter und der Schreiber der Bruderschaft auf, die die Namen Pilatus, Annas und Kaiphas trugen.

Der Aufzunehmende wurde vom Paten und von der Patin, die er sich gewählt hatte, hereingeführt und machte drei Schritte, indem er sprach: »Honneur à Dieu, honneur à la table, honneur à mon prévôt.« Darauf gab er letzterem einen Kuß, indem er sprach: «A Dieu ne plaise que ce baiser soit tel qui celui de Judas.» Nun unterzog er sich der Prüfung. Er schwur, niemals an irgendwen das Geheimnis der Bruderschaft zu verraten, auch in der Beichte nicht das Kennwort (mot de passe) zu entdecken und antwortete auf die Fragen des Vorsitzenden nach all den Gegenständen, die ihn umgaben (d. h. nach ihrer symbolischen Bedeutung). Sodann kamen die compagnons herein, nachdem sie zuvor dreimal geklopft hatten. — «Que cherchez-vous ici?» Fragte man sie. «Dieu et les apôtres.» Und sie ergriffen den Neuaufgenommenen, brachten seine Kleider in Unordnung (!) und führten ihn zwangsweise, so wie Jesus Christus geführt worden war, (!) vor Pilatus und die anderen Richter. «Que représentez-vous?» Sagten diese. Und jedesmal antwortete der Neuaufgenommene: «A Dieu ne plaise, que je représente le Seigneur» Schließlich ließen ihn Pate und Patin auf den Stuhl setzen, der das Taufbecken vorstellte, gaben ihm ein Tuch um den Hals, darauf steckten sie ihm ein Stück Brot, Salz und Wein in den Mund, begossen sein Haupt mit Wasser und stießen ihn dreimal gegen den Kamin, indem sie ihm den neuen Namen gaben, den er fortan als compagnon du devoir tragen sollte. Der (neue) compagnon dankte: «Je n'ai manger morcau si salé, ni bu coup de vin si serré; trois coups à la chiminée mon parrain et ma marraine m'ont frapper, à quois je reconnais être bon compagnon passé». (Was wohl dem deutschen ‚gemachter Gesell' entspricht.) Und er war aufgenommen."

So weit die Hutmacher. Bei den übrigen compagnons haben wir uns den Vorgang ähnlich vorzustellen, wenn auch Variationen, auf die übrigens das Gutachten des Doktorenkollegiums hinweist, häufig waren. Von den Schneidern wird uns insbesondere über eine «histoire des trois compagnons» berichtet, «pleine d'impuretés» nennen sie die Theologen, in der es sich scheinbar um blasphemische Verwendung der Dreieinigkeit gehandelt hat.

Es ist nun einerseits klar, daß diese Riten viel weniger als die der deutschen Gesellenverbände und aller anderen bisher erwähnten Gesellschaften grausamen Tendenzen Raum geben. Der Bericht über sie datiert etwa ein halbes Jahrhundert früher als die Aufzeichnungen des Konrektors Friese. Milderung durch höhere Kulturstufe kann daher kaum angenommen

werden. Eine körperliche Züchtigung ist eigentlich nur mehr in dem etwas dunklen Satze „und sie ergriffen ihn, brachten seine Kleidung in Unordnung" usw. zu erblicken, das dreimalige Stoßen gegen den Kamin hat mehr feierliche als schmerzhafte Bedeutung. (Die Quellen über das Zeremonial des compagnonnage sind leider für Studierende in Deutschland derzeit unerreichbar, so daß mir eine Vergleichung und Vermehrung des Materiales unmöglich war.) Andererseits ist der ganze Vorgang symbolisch in den Rahmen der Passion gebracht und enthält dramatisierte Bruchstücke aus ihr. Das Interesse an der Passion und ihre dramatische Darstellung ist an und für sich sehr begreiflich und war zu allen Zeiten und bei den verschiedensten Gesellschaften in christlichen Ländern vorhanden. Hier gilt es nur eine Erklärung für die Auswahl gerade dieser Stellen zu geben und deren Determinierung durch den Vorgang der Rezeption plausibel zu machen. Das ist deshalb besonders schwierig, weil die Art der Darstellung sich weder an die Ueberlieferung der Evangelisten hält, noch sonst unter einheitlichem Gesichtspunkte entstanden ist, sondern offenbar bald dieser, bald jener miteinander im Grunde unverträglichen Symbolisierung dienen soll. Als mit unserem geringen historischen Material im einzelnen unerklärbar schalten wir die Symbolisierung des Zimmers und seiner Gegenstände aus. Sie ist in dem von uns wiedergegebenen Texte auch nur unvollständig angeführt, im Gutachten des Doktorenkollegiums beispielsweise weit ausführlicher beschrieben, aber auch dort von Handwerk zu Handwerk sehr verschieden und stellenweise undeutlich. Wenn wir davon absehen, bleibt noch der Judaskuß, den der Initiierte dem Prévôt gibt, respektive gegen dessen Auslegung als Judaskuß er sich verwahrt. Dieser Vorgang erklärt sich einfach aus der Verallgemeinerung des Eigennamens Judas zum Gattungsnamen Verräter; vor Verrat ihrer Bräuche und Abmachungen fürchten sich alle Korporationen der Vergangenheit und der Lehrling wird überall ursprünglich als „Meister- und Gesellenverräter" angesehen. In den Verbänden der compagnons scheint besonders der Verrat an die Kleriker, der Zwang, den diese in der Beichte ausüben könnten, gefürchtet worden zu sein und der Schwur bezieht sich auch darauf. Die Furcht war gewiß begründet. Denn was die compagnons bei der Rezeption taten, mußte in den Augen der Kirche als Häresie und Blasphemie erscheinen. Die Ironie des Geschehens will es, daß der Initiierte sich gegen eine Gleichstellung mit Judas verwahren muß, während er bestimmt zu den 30 Denaren, die als Judaslohn auf dem Tische liegen, das Ganze oder einen Teil als Initiationsgebühr entrichtet. Daß der Prévôt Christus darstellen muß, wenn der Initiierte, indem er ihn küßt, den Verdacht des Judaskusses von sich

abwehrt, stört offenbar die andere Funktion des Prevot als Pilatus gar nicht. Diese ist auch in der Tat die wesentliche.

Wir finden eine dreifache Beziehung zwischen dem Initiierten und der Imago Christi. Erstens darin, daß die drei Beamten des Verbandes die Menschen darstellen, die Christus gerichtet und ihm Übles getan haben und zugleich die sind, welche die neuen compagnon prüfen und richten sollen. Zweitens in dem Satze „und sie führten ihn, wie Jesus Christus geführt worden war, vor Pilatus und die anderen Richter". Diese Bemerkung kann weder von dem Doktorenkollegium herrühren, das eine solche Analogie doch als ketzerisch bezeichnen müßte, noch von Levasseur, der in solchen Fällen nur Urkunden sprechen läßt; in ihr muß Sinn, Absicht, Auffassung derer, die den Ritus veranstalteten, gewesen sein. Sie setzten den neuen compagnon und die Art von Passion, die er mitmachen mußte, mit Christus und der historischen Passion in Vergleich. Aber dann die merkwürdige dritte Erwähnung: die Frage des Richters: „Que représentez-vous?" Und die beteuernde Antwort des Initiierten: „A Dieu ne plaise que je représente le Seigneur." Das ganze klingt wie ein zwar — aber. Du bist zwar in deinen Leiden Christus ähnlich, aber du darfst dich beileibe nicht ihm gleichsetzen.

Levasseur und wer sonst den Vorgang beschreibt, nennt ihn bizarr und mysteriös. Das mag ebenso ein Unwerturteil sein, als ein Eingeständnis der Unfähigkeit zur Erklärung. Auf rationale Weise ist diese auch schlechterdings unmöglich. Die „Logik" der Vorgänge gestattet nicht, daß ein Gedankenausdruck bald als Position, bald als Negation seiner selbst erscheint und beide Male gilt; für die Bewußtseinspsychologie ist ein Ja und Nein nebeneinander ausgeschlossen. Der Psychoanalyse erscheint der Vorgang auf Grund zweier fundamentaler seelischer Tatsachen möglich: auf Grund der Ambivalenz der Gefühlsregungen und auf Grund der Zeitlosigkeit des Unbewußten, die sich im bewußtgewordenen Vorgang als Nebeneinander entgegengesetzter Vorstellungen, als Gleichzeitigkeit genetisch auseinanderfallender Eindrücke emaniert. Wir haben uns den Ritus des compagnonnage ähnlich dem der deutschen Gesellenverbände als historisch geschichtet und ähnlich allen Initiationsriten als Ausdruck ambivalenter Gefühlsregungen der aufnehmenden Korporation gegen den Novizen vorzustellen. Durch diese beiden Tatsachen ist eine doppelte Erklärungsmöglichkeit geboten: eine historische und eine psychologische. Die historische sagt: Ursprünglich wurde eine Ähnlichkeit zwischen der Imago des leidenden Christus und dem Novizen empfunden und in der dramatisierten Passion, dem Rahmen der Initiation, zum Ausdrucke gebracht. Als diese Empfindung anstößig wurde,

als vielleicht dem Novizen die Bedeutung eines solchen Parallelismus in verändertem Lichte erschien oder als man Verrat an den Klerus und darauf Verfolgungen wegen Häresie fürchtete, wollte man die Initiationsfeier fortan unmöglich machen, indem man den Novizen bekennen ließ, er stelle beileibe nicht Christus dar, ohne aber das alte Zeremonial weiter auszuüben, so daß beide einander widersprechende Vorgänge nebeneinander bestehen blieben. Aber daß sie bestehen bleiben konnten, daß man sich über diesen „Unsinn" nicht klar wurde, deutet auf eine bestimmte Funktion, des Widerspruches hin, macht seine psychisch zweckmäßige Determinierung wahrscheinlich. Diese kann nur darin bestehen, daß in der Gleichschaltung des Initiierten mit dem leidenden Christus ein Ausdruck für die zwiespältigen Gefühle der Korporation gegen den Novizen gefunden wird. Man mußte ihn quälen, wie Christus von seinen Zeitgenossen gequält worden war. Vielleicht geschah die Quälerei ursprünglich wirklich, traten die später anscheinend nur zu Prüfungszwecken symbolisierten Gegenstände, wie Kreuz, Taufbecken, Grab, alle in Aktion, wurde er getauft, gekreuzigt, begraben, um danach als mit neuem Geiste Begabter aufzuerstehen, wie Christus getan hat, und wie es der Ritus von „death and resurrection" erheischt, der allen Pubertätsriten zugrunde liegt. Alle Symbole wären unter dieser Voraussetzung ursprünglich lebendig und blutvoll gewesen, hätten als Beistelle für einen tatsächlichen sakralen Vorgang gedient. In den Qualen der Passion wird der Novize geläutert. Dadurch, daß er aber in der Zeremonie Christus gleichgesetzt wird, sind auch alle sittlichen Regungen befriedigt und schweigt das Schuldbewußtsein der Peiniger. Er wird erhoben, so hoch nur ein Mensch erhoben werden kann, sein Leiden ist Ananke.

Dürfen wir einer frühmittelalterlichen Gewerkschaft — denn der Brauch muß in dieser Form sehr alt sein — eine solche Erkenntnis des leidenden Christus zutrauen, die das Wesen des aufrührerischen und darum leidenden Sohnes enthüllt, die als lebendige Empfindung einer historischen Menschengruppe dokumentiert, was Freud[1] mit großen Strichen als den Entwicklungsgang des totemistischen Prinzips in den Religionen gezeichnet hat? Wir können nicht Fakten unwiderleglich sprechen lassen, wir beschränken uns darauf, zu konstatieren, daß nichts im Ritus, in der Art seiner Aufmachung und in den Reden, die von ihm überliefert sind, dieser Auffassung widerstreitet, manches dafür spricht. Wir kämen so dazu, die Ausstattung des Raumes als Ort der Leiden Christi und diejenigen Züge, die den Novizen mit dem leidenden Christus identifizieren, als den ursprünglichsten

[1] Freud: „Totem und Tabu" IV.

Zug (über dem völlig verschwundenen archaischen der bloßen Quälerei) im Ritus zu bezeichnen. Wir sehen es dann als Verdrängungsvorgang an, daß die Ausstattungsgegenstände zu Symbolen, die nicht mehr (mit Ausnahme des Taufbeckens) in ihrer Symboleigenschaft benützt werden, herabsinken. Wir begreifen, daß gerade diese Benennungen sowie die Namen der drei Beamten als Reste der ursprünglichen Form des Ritus erhalten blieben, weil Namen sich leicht lange tradieren, auch wenn in ihnen kein rechter Sinn mehr wohnt. Im Laufe der Zeit ergreift der Veränderungsvorgang immer mehr Teile des Ritus und verschont nur die Taufe, als einen rational erfaßbaren Teil. Sein Werk ist beschlossen in der Beteuerung: „A Dieu ne plaise que je représente le Seigneur", die der Initiierte auszusprechen hat und die den Beweis erbringen soll, daß er selbst nicht mehr an die anstößig gewordene ursprüngliche Bedeutung des Ritus denkt. Gewiß war die Veranlassung für solche Sicherung gegeben, forderte der Ritus zu derartigen Gedanken auf und mußten diese erst feierlich abgeschworen werden. Für die Gegenwart, die die Struktur des Ritus durchleuchtet, hat diese Beteuerung natürlich nur den Sinn einer Wiederkehr des Verdrängten aus dem Verdrängenden.

Warum Verdrängung stattfinden, der Ritus, wenn auch unvollkommen, seines alten Sinnes entkleidet werden mußte, ist schwer zu entscheiden. Wahrscheinlich vertrug sich ein Spiel, das die Imago Christi so vermenschlichte, nicht mehr mit der steigenden Glorifikation und Vergöttlichung dieser Imago. Vielleicht auch knüpfte eine solche Verwendung der Passion an heidnischen Religionsbestand, an früheres Sektenwesen, das nicht mehr lebendig war, an. Darüber kann es nur Vermutungen geben, die sich auf die Heimlichkeit des Vorganges und auf die auffallende Furcht vor der Kirche stützen.

Die Anerkennung eines solchen Erklärungsversuches rückt die Rezeption der compagnons in das Ensemble der übrigen bisher behandelten Initiationsriten ein. Sie stellt eine Abart, eine Seiten- und Fortentwicklung des Brauches ins Religiöse dar, aber die Riten haben alle eine gemeinsame Wurzel und sie bleiben nur so lange lebendig, als diese Wurzel sie nährt. Der compagnonnage hat übrigens an der Rezeption der campagnons sehr zähe festgehalten. Perdiguier[1] erzählt noch von seiner Aufnahme unter die gavots, noch von den heftigen Kämpfen zwischen dévorants und gavots und von einem mit der Rezeption korrespondierenden Brauch der Ausschließung und der Verrufung, der conduite de Grénoble.

[1] Agricol Perdiguier: „Memoires d'un compagnon." Neuausgabe, Paris, 1914.

Eine merkwürdige Fortentwicklung der Rezeption, eine Dauerquälerei, ein völliges Seitenstück zum Pennalismus auf den Hochschulen, weisen die Bauarbeiter auf. Bei diesen ehrwürdigen und auf ihre Tradition nicht wenig eingebildeten compagnons hatte man eine eigene Art, die renards, das sind Mittelglieder zwischen Lehrlingen (lapins) und compagnons (chiens) zu behandeln. Sie stimmt wie der Name mit der ursprünglichen Behandlung der Füchse auf den Hochschulen überein. Barbaret[1] nennt sie „une véritable tyrannie et souvent très capricieuse." Es gab einen „fléau des renards" und einen „terreur des renards". Beide waren im wesentlichen Zwang zu erniedrigenden persönlichen Dienstleistungen, die der renard dem compagnon leisten mußte. Da eine Auspressung der renards in finanzieller Hinsicht, wie sie bei den Studenten üblich war, nicht gut geschehen konnte, setzte sich das „ökonomische" Prinzip der Unterdrückung und Ausbeutung der Jungen durch die Erwachsenen anders durch. Man schickte die renards aufs Land, zur eintönigeren und schlechter bezahlten Arbeit: „On l'envoyait dans les broussailles." Dieses Unwesen soll nach Barbaret bis in die sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts gedauert haben. In ihm sind die letzten Ausläufer und Entartungen sinnvoller Bräuche zu sehen, die Korrekturen, die ein rationalistisches Zeitalter am unverständlich gewordenen Ritual alter Zeiten anzubringen sich vermißt.

IX.

Der Initiationsritus der deutschen Studentenschaft, die Deposition, hat von allen Initiationsriten früherer Gesellschaften das meiste Aufsehen erregt und die umfangreichste Literatur hinterlassen. Da aber die zeitgenössische apologetisch, die spätere verurteilend vom Brauche spricht, läßt sich trotzdem kein ganz klares Bild vom Wesen und von der Bedeutung der Institution gewinnen. Über die Entstehung der Deposition wird berichtet[2]: „Den Geist der Kollegien müssen wir uns durchaus nach Analogie des heutigen Internatsgeistes vorstellen. Wo viele zusammen sind, in Kaserne und Seminar, leidet die Vertiefung des einzelnen, es bildet sich eine Art lustiger Konvention, eine derbe, fidele Allgemeinstimmung, eine Fülle überlieferter Schnurren, Anödungen und Renommistereien. Und in jedem Falle werden die Jüngeren terrorisiert. Das haben auch die mittelalterlichen Kollegienordnungen nicht beseitigen können: die Entwicklung der Aufnahme-

[1] Barbaret: „le travail en France." Tom III, Paris 1897.

[2] Schulze und Ssymank: „Das deutsche Studententum von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart." Leipzig 1910. Seite 37 ff.

bräuche beweist es. Als „Deposition" (Ablegen, Ausziehen des alten Adam) werden die studentischen Aufnahmebräuche zusammengefaßt. Kein Zweifel, der enorme Ruck, den der Neuling mit der Aufnahme in den Scholarenkreis machte, mußte symbolisch angedeutet werden. Auch das Altertum hatte seine Fuchstaufen (Wasserweihen), aber ein spezieller Zusammenhang besteht nicht, um so mehr, als die Deposition in Italien unbekannt ist. Im XIV. Jahrhundert begegnet uns nur das schon mehrfach genannte Eintrittsgeld ‚bejaunium', und alle Verbote beziehen sich nur darauf, eine gewaltsame Eintreibung des bejauniums zu verhindern." Im XV. Jahrhundert bilden sich dann, offenbar unter Nachahmung klösterlicher und kirchlicher sowie besonders zunftmäßiger Bräuche, eigentliche Depositionssitten aus. 1493 wird für das Pariser Bernhards-Kolleg das erste Depositionsverbot ausgesprochen. Der Ausdruck Deposition (depositio beani) kommt in dieser Zeit am frühesten in den Erfurter Statuten von 1447 vor. Noch kennen und gestatten die Universitätsstatuten (wohlgemerkt, nur die Statuten) bloß die Form, daß der Burschenrektor vom bean eine Gebühr erhebt und verbieten alles Weitergehende, was sich damit verbinden könnte, besonders ungebührliche Quälereien (indebitae exactiones). So die gleichlautenden Paragraphen der Wiener und Kölner Statuten, die auf das französische Muster zurückgehen.

Der Ritus selbst hat eine historische Entwicklung durchgemacht, die sich in Abweichungen seiner Überlieferung noch teilweise erkennen läßt. Eine der frühesten Darstellungen, die nach dem Scholarenwegweiser von 1481, lautet (in hochdeutscher Überarbeitung der zitierten Autoren)[1]:

„Im Beisein eines Magisters nahen sich ihm (dem Beanen) zwei Scholaren, beide seine Landsleute. Sie tun so, als ob sie von der Anwesenheit des Beanen nichts wüßten, erst gräßlicher Gestank — so geben sie vor — veranlaßt sie, sich nach der Ursache umzusehen. Der Bean wird entdeckt: ‚Welch ein Ungetüm!' sagt der eine zum andern, ‚sieh weg, sein Anblick schadet Geist und Augen. Er ist ein gehörntes Vieh mit Rindsohren und mit Hauern auf beiden Seiten, mit denen es wie ein Wildschwein stoßen will. Die krumme Nase gleicht einem Eulenschnabel, die Augen sind rot, entzündet und wutflammend. Wehe, wen es packt! Es wird ihn kreuz und klein reißen usw.' Schließlich wird es als Bean erkannt und nun werden ernsthafte Ausstellungen an ihm gemacht, wird Benehmen und Haltung getadelt: Wie könne er nur in Anwesenheit eines Magisters sitzen bleiben! Und nun stehe er wieder wie ein Klotz und geniere sich gar nicht vor den Anwesenden usw. Da der Bean trotz einiger vorbereitender Worte des Magisters nun doch die Fassung verloren hat, nimmt sich der eine seiner scheinbar an und spricht auf den andern ein: Der Neuling sei sein Lands-

[1] a. a. O. S. 56.

mann, man dürfe es nicht zu schlimm mit ihm treiben, — und versucht, den Bean zu trösten, um ihn aber sofort wieder mit Schimpfworten zu überschütten. Nachdem die Minderwertigkeit des Beanen genügend festgestellt ist, wird an Abhilfe gedacht. Der Arzt muß eingreifen, er soll zusehen, was sich bei einer solchen Mißgeburt noch tun läßt. Der eine Scholar, dessen medizinische Bildung vom anderen gerühmt wird, erscheint mit Instrumenten. Ein paar aufmunternde Worte: ‚Schon naht die Zeit des Heils, da wirst du von jeglicher Abnormität des Leibes und der Seele frei und erhältst an allen Privilegien unserer Genossenschaft teil.' Und der schlimmste Teil der Prozedur beginnt. Der Bean wird von den Hörnern befreit, der Zahn wird ihm gezogen, die Ohren werden verschnitten, der Star wird gestochen und der Bart wird geschoren. Damit er aber diese umfassende Kur überstehe, wird als Stärkungsmittel eine Salbe aus infernalischen Bestandteilen verwendet. Trotzdem geht es ihm schlimmer und schlimmer. Schließlich kann nur noch ein Gewaltmittel helfen, man muß ihn im Bursenabtritt aufhängen. Zu beichten hat der Bean Lebensmitteldiebstähle und sexuelle Sünden. Aber er findet dafür gnädige Richter, seine Strafe besteht darin, daß er Magister und Scholaren einen Schmaus geben muß, wie denn der Neuling in allen Bursen für einen gemeinsamen Trunk Geld zu stiften hatte."

Die Aufzeichnungen und Dissertationen über die Deposition zeigen ein stereotypes Bild, seien sie lateinisch oder deutsch abgefaßt: Eine Einleitung, in der der Bestand von depositionsähnlichen Sitten in Athen, Konstantinopel, Beiruth, bei den Pythagoräern, in den griechischen Philosophenschulen nachgewiesen wird, und hierauf die rationale Erläuterung der einzelnen Akte und Operationen, die der Bean über sich ergehen lassen muß und deren ausführliche Wiedergabe den oben dargestellten Bräuchen nur wenig hinzuzufügen vermag [1].

„Ihr seid nun in der Lehr so weit kommen, daß ihr sollt das Studium Philosophicum antreten; damit ihr nun solches nicht mit ungewaschenen Händen angreifet, noch damit umgehet, wie ein Schwein mit einem Bettelsack; so müßt ihr wissen, wie ihr euch reinigen sollt, mit was für Sitte ihr sollt gezieret sein, wann ihr mit Ruhm den Namen eines wahrhaften Studenten tragen wollet.

Solches zeuget euch die Deposition gar fein. Und damit wir auf unser Vorhaben kommen, so seid ihr anfangs auf diesen Platz geführt worden, in solchem Habit, als wann ihr nicht Menschen, sondern unvernünftige, gehörnte Tiere wäret. — In dem Wort Bachant wird fast dieses alles begriffen, welches herkommt von bacchari, soviel heißt als wüten und toben; sich stellen wie die bacchae, die mit unsinnigem Geschrei das bacchi-Fest begangen haben. Ihr habt aber nunmehr den Bachantenrock ausgezogen und seid nun wieder in menschlicher Gestalt für uns gebracht. Darum seid erinnert, daß ihr euch der Bachantenpossen hinfüro entschlaget und euch an solche Sitten gewöhnet, dabei man möge erkennen, daß ihr rechtschaffene,

[1] De origine, causis, typis et ceremoniis illius ritus, qui vulgo in scholis depositio appellatur, oratio M. Johannis Dinckelij. Zirka 1630.

vernünftige Menschen seid, so die Kinderschuh ausgezogen haben, wert, daß man euch rechte Studenten nenne. Und dieses habt ihr bei dem Bachantenrock zu merken.

Daß man aber mit dem Strehl euer Haar gekämmet und die Scher gebraucht, hat diese Bedeutung: Daß ihr euer Haar sollt sauber halten (!?). Und dieselben nicht ziehen entweder zum Stolz oder zum abscheulichen Greuel.

Was den Ohrlöffel betrifft, hat es diese Meinung, daß eure Gehör soll aufmerksam sein zur Lehre der Tugend und der Weisheit, und soll sich aller Unsauberkeit und Narrenteidungen und schädlichen Reden entziehen. Eure Ohren sind der Trichter, dardurch euch die Wissenschaft und Kunst eingegossen wird, die Herren Professores und Praeceptores haben sonst keinen anderen Trichter, euch etwas einzugießen. —

Ferner daß man euch mit einer langen Zangen einen Eberzahn aus dem Mund gezogen, hat diese Bedeutung: Daß ihr niemals sollet beissig sein, auch niemand guten Leumden und Namen mit schwarzen verleumderischen Zähnen vernagen; Lästerungen und übele Nachredungen sind nichts anderes als Bachantenzähne, wollte Gott, daß sie jederman ausgezogen würden.

Über das hat der Depositor euer Händ und Nägel mit einer Feil gesäubert; damit wird zu verstehen geben, daß ihr euer Händ sollt gebrauchen nicht zu unnötigen Waffen, zum Raufen und Schlagen, zum Rauben und Stehlen, sondern zu euern Büchern, zu nützlichem Schreiben und solcher Arbeiten, die von einem Studenten erfordert werden. Ex ungue leonem: Man erkennt den Vogel an den Federn und den Löwen an den Klauen. Seht wohl zu, daß ihr keine Bachantennägel habt. Tut niemand unrecht und laßt jedem das seine. Weiter sind euch auch mit schwarzer Farb Bärte angemalt worden. Was bedeut das? Der Apostel Paulus sagt an einem Ort, da ich ein Kind war, da tät ich als ein Kind und hatte kindische Anschläg. Da ich aber ein Mann ward, tat ich ab, was kindisch war. Also auch ihr haltet euch dafür, daß ihr Kinder gewesen und daß ihr euch nicht mehr sollt mit Kinderpossen beschleppen. Ihr geht nun allgemach dem männlichen Alter zu, da ihr euch nun selbst klüglich sollet regieren und die unziemliche affecten im Zaum halten.

Daß man aber auch den Hobel, Sägen, Beil und andere Instrumente gebraucht, wird damit angezeigt, daß alles, was euch übel ansteht, es sei am Leib oder Gemüt, soll abgehauen und abgeschafft werden. Es sagen zwar die Latiner: ‚non ex quovis ligno fit Mercurius', man kann nicht aus jedem Holz ein künstlich Bild schnitzeln. Ist wahr, dann es ist mancher Klotz und Block so grob, daß er sich nicht wohl behauen lasset, und ist nirgend zu tauglich als zum Ofen. Ihr aber sollt keine so groben Klötz sein, sondern sollt lassen an euch arbeiten, auf daß ihr heute oder morgen taugliche Bauhölzer und Bilder seid, die man möge zum Bau des gemeinen Wesens oder zur Zierde desselben füglich gebrauchen.

Ihr seid auch zu Füßen gelegen aller derer, die diesem actui zugeschaut haben. Dabei sollt ihr ein Denkzeichen haben der Demut und Diensthaftigkeit. — Wer unterdienstbar ist, der bekommt bald gute Freund; darum so lernt hiebei observanz zu Ehren mit euersgleichen recht zu leben; bildet euch ja keine Hochheit oder solche Geschicklichkeit ein, daß ihr Niedere solltet verachten, sondern gebt Ehre denen, die Ehre gebühret.

Endlich sind euch die Hörner abgeschlagen worden: das ist ein solches Zeichen, daß der Bacchant gänzlich in euch soll getötet sein. Wir haben in unserem Christtum diese Lehre, daß der sündige Mensch in uns solle ersterben und täglich wieder ein neuer Mensch auferstehen, der für Gott in Gerechtigkeit und Reinheit lebe. Eben dieses wird euch in der Deposition gewiesen.

Ihr seid als Bacchanten gestorben und als Studenten wieder auferstanden. Darum seht zu, daß ihr euer Lebtag nit wieder in diejenigen Laster fallt, denen ihr einmal ein gutnacht geben. Und hütet euch, daß euch durch Faulheit und schändliches Leben die Bacchanten-Hörner nicht wieder wachsen.

Dieses sind kürzlich die Lehren, welche bei bisher gebrauchter Deposition in Acht zu nehmen; woraus dann erscheint, daß die Deposition ein solcher Gebrauch sei, der billig auf hohen Schulen als ein nützliches und heilsames Werk erhalten werde.

Ist noch übrig, daß man euch Salz und Wein gereicht: Sal sapientiae und vinum laetitiae; das Salz der Weisheit und der Wein der Freude.

Weil ihr denn jetzt versteht, was die Deposition sei, und habt euch festiglich vorgesetzt, denjenigen Erinnerungen, so die Deposition mit sich bringt, nachzuleben wie ihr gehört habt: so creiere ich euch hiemit auf Befehl und im Namen des Herrn Rectoris Magnifici zu Studenten, ruf euch auch derfür aus mit herzlichem Wunsche, daß der liebe Gott als die Bronquell aller Weisheit euere Studia wolle segnen, damit sie dermalen einst gereichen mögen zu seines Namens Preis, zur Erbauung christlichen gemeinen Wesens, dem Nächsten zum Nutz, eueren Eltern und Verwandten zur Freude und euch selbst zur zeitlichen und ewigen Wohlfahrt. Amen!"

Auch eine eigene Depositionspoesie war entwickelt, wie das folgende Gedicht, nur eines von vielen, beweist[1].

„Salvete candidi hospites — Conviviumque sospites — Quod apparatu dicite — Hospes paravit sumite. — Beanus iste sordidus — Spectandus altis cornibus — Ut sit novus Scholasticus — Providerit de montibus. — Mos est cibum magnatibus — Condire morionibus — Nos dum jocamur crassius — Bonis studemus moribus. — Lignum fricamus horridum — Crassum dolanum rusticum — Curvum quod est, hoc flectimus — Altum quod est deponimus. — Ut hoc novum seu militem — Nostrum referre in ordinem — Queamus atque stipitem — Formare doctam Palladem. — Contrariis contraria — Curanda pharmacis mala — Ferox asellus esurit — Laetuca labris convenit. — Ubi malignus nodus est — Quaerendus asper clavus est — Ut haec dometur bestia — Addenda verbis verbera. — Vos interim dum ludicro — Tempus datis spectaculo — Vultus severos ponite — Frontem serenam sumite. — Finis".

Wir haben es hier, der größeren literarischen Gewandtheit, dem höheren Bildungsgang, dem Geiste der Studentenschaft, der Duldung und Anerkennung durch die vorgesetzten Behörden und dem späten Datum der Wiedergabe entsprechend mit einem Brauche zu tun, der starke autoritative Gewalt besaß und ohne Zweifel ein eminentes Bedürfnis lange Zeit hindurch

[1] Dinebri, Jambici in ritum Depositionis, Straßburg 1664.

befriedigt haben muß. Daß er im Vergleiche zu den übrigen uns bekannt gewordenen Initiationsriten eine wahre Kunstform z. B. in der Ansprache des Depositors, deren hochdeutsch orthographierter Text nach einer zeitgenössischen Übersetzung des lateinischen Originals oben wiedergegeben wurde, darstellt, nimmt deshalb weiter nicht Wunder, ebenso klar ist, daß seine Offiziosität eine sehr starke Rationalisierung und Ethisierung des ursprünglichen Sinnes und vielleicht auch mancher ursprünglicher Handlungen erzeugen mußte. Die Ähnlichkeit mit den Bräuchen der deutschen Gesellenverbände ist trotzdem unverkennbar, und was zu deren Analyse gesagt werden konnte, gilt hier beinahe unverändert. Manche archaische Züge finden sich in der Deposition trotz ihres höheren Kulturniveaus (wenn man hier überhaupt noch von Kultur sprechen will) deutlicher ausgeprägt, bestehen in noch naiverer Form, so etwa Analerotik (Kloakenbedeutung im Studentenleben), Kastrationsdrohungen usw. Über die Stellung der Initiierten zu den eingesessenen Studenten wurde bereits gelegentlich der Beschreibung der Gesellenverbandsriten einiges angeführt und es wird daher genügen, nur mehr wenige weitere Momente, die für die Gestaltung des Ritus von Bedeutung waren, zu erwähnen.

Zuerst der Ausdruck selbst: Depositio (Ablegung) der Beanenhörner. Ein Kennzeichen für die tierische Einschätzung des Beanen einerseits, die bei jeder Gelegenheit betont wird, andererseits für Furcht vor dessen Agressionstendenzen. Die Studenten führen — so geht wenigstens aus den „Themata medica de beanorum etc. affectibus", ein an die Depositoren gerichtetes Gutachten, wie alle diese Schriften scherzhaft gehalten, hervor — den Beanismus bis auf die Muttermilch und die schlechte häusliche Erziehung zurück. Es wird angenommen, daß es teils aufrührerische, teils „muckerische" Einflüsse seien, die den Beanen für die Sozietät der Studenten untauglich machen, soferne ihn nicht vorher die Deposition geläutert hat. Auf der anderen Seite ist aber natürlich das XVII. Jahrhundert auf den Universitäten weit genug, den Unwert des Brauches und seine Sinnlosigkeit unter den obwaltenden Umständen zu erkennen. Die Ausführenden müssen sich daher zur ernsthaften Miene erst zwingen und stehen ihrer Tätigkeit selbst mehr ironisch als ernsthaft gegenüber. So erweist es sich wenigstens aus dem Gedichte. Die Ansicht von der Unerzogenheit des Beanen hat aber die Deposition überdauert und hat sich eine diese ablösende Institution, den Pennalismus, die Dauerqual, geschaffen, bei der es nicht darauf ankommt, daß sich die Sozietät in einem einmaligen, furchteinflößenden Akt Respekt des Novizen zu verschaffen weiß, sondern ihn der Obhut eines „Führers", dem er persönlich Gefolgschaft leisten muß, über-

gibt, der sich aber in praxi nicht so sehr die studentische Erziehung seines Fuchsen, als vielmehr dessen Erniedrigung und ökonomische Ausbeutung angelegen sein ließ. Der Pennalismus hat es zu Äußerungen von Sadismus gebracht, die gegenwärtig fast unglaublich erscheinen. Sein blasser Abglanz ist im Fuchsenwesen der studentischen Korporationen erhalten und noch heute besteht mehr minder sublim in allen jugendlichen Gesellschaften die Form von Probezeiten, Prüfungen und dergleichen, die sich als Synthese von Pennalismus und Deposition erweist und natürlich durch die sachlichen Inhalte des Zusammenschlusses der Jugendlichen allein nicht im mindesten zu rechtfertigen wäre.

Die Ausdrücke Bean (von bec jaune = Gelbschnabel) und Bachant (fälschlich in der Depositionsrede von bacchari abgeleitet, in Wahrheit wahrscheinlich Umbildung von Vagant) bestehen nebeneinander. Das Bachantentum ist für die Jünger der artes liberales der Vergangenheit typisch. Sein Ursprung wird in den arabischen Orient verlegt, wo die Auffindung von biographischen Zügen des Propheten durch vagierende Studenten als nützliche und religiös förderliche Beschäftigung galt. Der christliche Okzident unterstützte besonders unter Karl dem Großen das Vagieren durch die Verpflichtung der gastlichen Aufnahme von Vaganten, so daß es im frühen Mittelalter teilweise auch als Folgeerscheinung der verminderten geistlichen Pfründen ein numerisch sehr bedeutsames Geistesproletariat auf der Wanderschaft gab. Diesen ökonomischen Bedingungen darf aber nicht mehr als die quantitative Vermehrung derer, die der Sitte folgten, zugeschrieben werden. Ihre psychologische Erklärung steht ebenso aus, wie die für das Gesellenwandern. Die einzelnen Operationen sind nach der Beschreibung früherer Riten nicht neuartig, manche in anderen Gesellschaften zensurierte Absichten werden mit mehr Ungebundenheit verwirklicht, so wenn nach Reike dem Beanen ein Mundwasser aus einer Essenz von Abtrittkräutern gereicht wird und wenn man ihm nach Schulze mit dem Aufhängen in der Kloake droht. Der Einschüchterungscharakter des Deponierens zeigt sich besonders deutlich in der Verszeile „altum quod est deponimus", wobei altum sowohl Horn als auch erigierter Penis bedeuten kann.

Der kirchliche Einschlag tritt uns in der Darreichung von Wein und Salz entgegen, die wieder auf Verwandschaft der Deposition mit der Rezeption der compagnons und so indirekt auf den Ursprung der deutschen Deposition aus einem französischen Ritus hinweist. Die Verwendung von Handwerksgeräten zu Depositionszwecken ist auffallend. Sie entbehrt einer Begründung durch den Beruf des Studenten und ist für den Ritus, wie die

Hansespiele beweisen, an und für sich unnötig. An eine Beeinflussung durch die Gesellenverbände zu glauben fällt deshalb schwer, weil die bewußte Absonderung der Studenten von der Bürgerschaft und insbesondere deren Feindseligkeit gegen die Gesellen sie wenig plausibel macht. Die frühere Deutung, daß Marter mit Handwerkzeug Wahrung der Berufsehre erzwingen will und die übermäßige Ausbildung des Berufsehrbegriffes bei den Studenten läßt eine Absicht, durch solche Martern Achtung vor der alma mater zu erzwingen, im Bereiche der Möglichkeit erscheinen. Nachweisbar ist sie nicht.

X.

Wenn schon der Versuch, in den Initiationsriten der bürgerlichen Berufsstände Tendenzen ähnlich den grausamen und barbarischen der primitiven Pubertätsriten nachzuweisen, als gewagt gelten wird, so wird man sich noch weniger mit dem Gedanken befreunden können, daß auch hinter den poetischen und rührenden, in allen Schulbüchern gefeierten Zeremonien der Schwertleite und des Ritterschlages, hinter der zärtlichen und fürsorglichen Erziehung der ritterlichen Jugend auf den mittelalterlichen Adelshöfen nichts anderes zu vermuten sei. Und in der Tat sind die Erziehungsbräuche des deutschen und des (für das Deutsche vorbildlichen) französischen Rittertums viel sublimerer Natur, als alles, was uns von Erziehungsangelegenheiten bis spät ins XVIII. Jahrhundert hinein überliefert wird. Aber die Ritterschaft ist nicht minder traditionalistisch als das Bürgertum, eher mehr, weil sie ahnenstolz ist und das Wesen ihrer Macht sich nicht auf erworbene, sondern auf ererbte Rechte gründet. Die Waffenübergabe spielt im Leben des jungen Adeligen eine so zentrale Rolle, weil sie ihm mit der Macht und Freiheit über sich selbst auch die über andere gibt, ihn zum Herrn macht, nicht nur zum Genossen. Was in der ältesten germanischen Zeit für das Waffentragen und Waffennehmen Vorschrift war, wurde daher mit geringen Modifikationen in den Kodex des Wehrstandes übernommen, der sich aus der altgermanischen Volksbewaffnung entwickelte, und behielt die ursprüngliche Bedeutung bei. Diese aber war verknüpft mit einem Pubertätsritus, der sicherlich nach Analogie der Primitiven gestaltet war und bei dem die Waffenübergabe nur einen Teil bildete. Das geht noch aus der Tatsache hervor, daß die Schwertleite, das Datum der Mündigkeit des jungen freien Germanen, Wiedergeburtsbedeutung hatte und daß bei den Langobarden „widerboran" geradezu frei heißt[1].

[1] F. von Löher: Ritterschaft und Adel.

Aus dieser Schwertleite, die mit dem Eintritt in die Pubertät zusammenfiel und sich in späterer Zeit auf alle zu Roß Fechtenden erstreckte, sind die beiden zeitlich auseinanderliegenden Zeremonien des Rittertums, die Schwertleite des Knappen und der Ritterschlag (verbunden mit der Annahme der vollständigen Rüstung) hervorgegangen, wobei die letztere ursprünglich ein freiwilliger Akt war und oft erst in hohem Alter des Kandidaten vorgenommen wurde, der einstweilen schon längst de facto Ritter sein mochte, während erstere, obwohl an Solennität hinter dem Ritterschlag weit zurücktretend, regelmäßig stattfand. Sie wurde auch an ein bestimmtes Lebensalter gebunden, während für den Ritterschlag nur ein Minimalalter festgesetzt war, das zudem nicht immer eingehalten wurde.

Die Dreistufung nach Altersklassen, die den historischen Ständen eigentümlich ist, findet sich auch in der Ritterschaft. Sie erstreckt sich aber auf andere Altersklassen und ist nach anderen Intervallen als die der bürgerlichen Gesellschaft eingeteilt, so daß nur ein sehr äußerlicher Parallelismus besteht. Der große Unterschied zwischen bürgerlicher und adeliger Erziehung — und damit auch der zwischen den Riten — liegt in der Tatsache einer sehr früh einsetzenden Allgemeinerziehung des jungen Adeligen außerhalb des Elternhauses und in Gemeinschaft mit sozial gleichen Gefährten. Der Effekt dieser Erziehung mußte natürlich von der bloß beruflichen Ausbildung des Lehrlings in der Familie oder Pseudofamilie sehr verschieden sein. Ganz abgesehen vom materialen der Erziehung: die Formen allein lassen eine andere Einstellung der ritterlichen Gesellschaft zu ihrem Nachwuchs erkennen und garantieren eine andere Triebgestaltung des jungen Adeligen als die des Bürgersohnes war.

Drei Tatsachen scheinen für die ritterliche Erziehung von größter Bedeutung gewesen zu sein: Erstens die Wahl eines Zuchtmeisters, der nicht so sehr der Belehrung des Knaben in verschiedenen Fertigkeiten diente, als dieser vielmehr in ihm einen Herrn zu erblicken hatte, dem er dienen und nacheifern sollte. Also eine Personifikation des knabenhaften Ichideals, mit der er unausgesetzt in intimster Berührung stand und der gegenüber er allen Regungen von Zuneigung freien Lauf lassen durfte, dieses Verhalten geradezu Bildungsziel war. Zweitens, die Aufforderung zur Wahl einer „Dame" in früher Kindheit, mit der der Knabe alle Stadien Liebe angefangen von der mütterlichen durchmachen konnte. Drittens die Freiheit von jeder gleichförmigen Berufsarbeit, die stete Abwechslung zwischen Gymnastik, Musik und persönlichen Dienstleistungen, die Hauptinhalte der Erziehung waren. Bewundernswert ist das Maß unbewußter Vorsorge für möglichst harmonische Abreaktion aller Knabentriebe: ein Vater- und ein Mutterbild, das auf jede

Weise zu lieben nicht nur nicht verboten, sondern sogar gefordert war, die Gesellschaft von Kameraden, Spiel, Bewegung — ein Paradies der Jugend, wenn die Wirklichkeit immer dem Prinzip entsprochen hätte.

Verwunderlich mutet die Verlegung nach der Kindheit an: Mit sieben Jahren scheidet der Knabe aus der Familie und wird männlichen Personen zur kriegerischen und sittlich-religiösen, Damen zur musikalisch-galanten Erziehung übergeben. Nach weiteren sieben Jahren wird er degenreif, Knappe, ein Name, der für alle noch nicht zu Rittern Geschlagenen gilt. Er kommt dem deutschen Gesellen gleich, der in manchen Berufszweigen gleichfalls Knappe heißt, gleichwie im Französischen valet für beide Stände gilt. Der Tag der Wehrhaftmachung des Vierzehnjährigen wird nun Anlaß zu einer Zeremonie, die trotz ihrer Abgeklärtheit ihren Zusammenhang mit der altgermanischen Wehrhaftmachung einerseits, mit den Initiationsriten der bürgerlichen Berufe andererseits verrät: Ihren Beginn bildet eine Kirchenfeier, der der Knappe mit seinen Eltern beiwohnt und bei der ihm der Priester den eingesegneten Degen am Altar umhängt. „In Gegenwart des ganzen Hofstaates mußte er hierauf nochmals das Amt eines Edelknaben verrichten und sich verschiedene minder anständige und unangenehme Behandlungen gefallen lassen, deren Beschluß eine derbe Ohrfeige war[1]." Für die Entwicklung des jungen Ritters gelten scheinbar andere Gesetze als für die des Bürgerknaben. Jener erreicht schon mit 14 Jahren einen Zustand, in den dieser erst mit 18 Jahren eintritt. Die Ritterschaft folgt hiebei dem ursprünglicheren Brauche, der die Veranstaltung solcher Feiern an den Eintritt der physischen Pubertät setzt. Überdies wurde auch die Deposition in vielen Fällen schon am Vierzehnjährigen vollzogen.

Mit der Knappschaft ist nichts weiter erreicht als das Recht auf Waffen, aktive Gefolgschaft. Aber im Sinne der Institution bleibt der Knappe einem Ritter zugewiesen, solange er nicht durch den Ritterschlag ad personam lehensfähig wird. Die Erteilung dieses in seinen Einzelheiten wohlbekannten Privilegs war für das einundzwanzigste Lebensjahr festgesetzt, geschah aber bei Söhnen von Großen oder zum Dank für außerordentliche Taten auch schon in jüngeren Jahren[2]: „Der Kandidat, der mit dem Ritterschwerte umgürtet werden sollte, mußte vorher strenges Fasten halten; mit einem Priester und Taufpaten ganze Nächte in Kirchen oder Kapellen mit Gebetsübungen zubringen; die Sakramente der Buße und des heiligen Abendmahles andächtig empfangen; Bäder als ein Bild der in dem Ritterstande erforder-

[1] Kaiserer: Geschichte des Ritterwesens im Mittelalter. Wien 1804.
[2] Kaiserer: a. a. O.

lichen Reinheit nehmen; weiße Kleider anlegen, die nach dem Beispiele der Neubekehrten ebenfalls für ein Symbol der Reinheit gehalten wurden; und endlich die Predigten, worin die vornehmsten christlichen Glaubens- und Sittenlehren vorgetragen wurden, aufmerksam anhören." Das Schwert wird in der Kirche eingesegnet, darauf geht der Ritter in bloßem Hemde mit gefalteten Händen, das Schwert um den Hals gehängt, zu demjenigen, der ihm den Ritterschlag erteilen soll und wirft sich zu seinen Füßen. Der Herr fragt ihn nach der Aufrichtigkeit seines Begehrens und nimmt ihm den Eid ab, darauf wird er von Rittern oder Damen mit der Rüstung versehen, zum Schluß wird ihm das Schwert um die Hüften gegürtet. Der Herr erhebt sich von seinem Sitze und erteilt ihm den Ritterschlag (französisch: Accolade), drei Schläge mit dem flachen Schwerte auf die Schulter, auf den Hals, oft auch ein Backenstreich mit der flachen Hand. Nach den üblichen Festlichkeiten begibt sich der junge Ritter auf Reisen, sucht fremde Höfe und Abenteuer auf," wandert also.

Die Symbolik des Ritterschlages ist im Grunde nur eine Erweiterung und Vertiefung der bei der Schwertleite angewandten Reinigung und Beichte als Symbol der Wiedergeburt, Vollzug der Waffenübergabe unter Erniedrigung des Kandidaten. Diese — Backenstreich, beziehungsweise Schwertschläge — bringt ein gleichzeitiger Historiker, Johann von Beka, in Beziehung zu der Schmach, die dem Hohepriester Annas zugefügt ward[1] (siehe Compagnonnage), ein weiterer Zusammenhang wird zwischen dem Backenstreich bei der Schwertleite und dem bei der katholischen Firmung gesucht. Über diese erfahren wir[2]: „Nach der Salbung schlägt der Bischof dem Gefirmten gelinde auf die Wange, indem er spricht: Der Friede sei mit dir!" Der römische Katechismus gibt folgende Erklärung dieser Zeremonie: „Damit aber der Gesalbte und Gefirmte sich erinnere, daß er als ein tapferer Kämpfer bereit sein müsse, alles Widrige mit unbesiegbarem Mute für Christi Namen zu tragen, so wird er vom Bischof mit der Hand leicht auf die Wange geschlagen. Zuletzt aber wird ihm der Friede gegeben, damit er erkenne, daß er die Fülle der himmlischen Gnade und den Frieden, welcher alle Begriffe übersteigt, erlangt habe." Wir dürfen die Erklärung des römischen Katechismus den auch schon an anderer Stelle gewürdigten rationalistischen Erklärungsversuchen an die Seite stellen. Ob der Backenstreich auch schon zur Zeit üblich war, als die Firmung noch unmittelbar nach der Taufe erteilt werden durfte oder ob er im Mittelalter, das die

[1] Nach Roth von Schreckenstein: Ritterstand und Ritterwürde, Freiburg in B. 1886.
[2] Thalhofer: Katholische Liturgik. Freiburg 1912. S. 320 ff.

Firmung in die „Jahre der Unterscheidung" hinaufverlegte, zum Firmungszeremonial hinzutrat, ist aus den enzyklopädischen Quellen allein nicht ersichtlich. Es ist aber wahrscheinlich, daß er eine spätere Zutat ist, da zwar von der Salbung noch mit einiger psychologischer Wahrscheinlichkeit eine medikamentöse Wirkung auf den Säugling erwartet werden durfte, ein Backenstreich aber, der die Aufforderung zum Gotteskämpfertum enthält, für dieses Alter ganz sinnlos erscheinen mußte. Hiefür spricht auch die Literatur: „Statt daß der Bischof den Firmling küßte (wie es ursprünglich bei der Friedengebung geschah), berührte er im Verlaufe der Zeit seine Wange bloß mit der Hand. Daraus wurde dann der Backenstreich mit einer ganz anderen Bedeutung als die der Pax hatte." Zu dieser Zeit entspricht die Firmung, die „Mitteilung des heiligen Geistes" (während die Taufe: Sündennachlaß, Mitteilung Gottes, die Eucharistie: Kommunion, Mitteilung des Sohnes) ist, noch in weitgehendem Maße den Anforderungen einer Aufnahme in die Gemeinschaft Erwachsener. Nach ihr betet der Firmling zum erstenmal stehend in der Reihe der Gläubigen mit. Er erhält einen neuen Namen, und zwar den zweiten „geistigen", während der erste bei der Taufe verliehen wurde[1]. Der Backenstreich spielt weiter eine Rolle bei der römischen emancipatio liberorum und manumissio servorum. Über deren altgermanische Form ist nach Grimm (Deutsche Rechtsaltertümer) nichts bekannt. Daß sie ähnlich war, kann leicht sein. Sie würde den Ring schließen zwischen dem kirchlichen Brauch, der sich teilweise auf alte römische Überlieferung stützt, die ihrerseits den altgermanischen beeinflußte oder seit je mit ihm identisch gewesen ist, und aus diesem hätte sich dann wieder der ritterliche entwickelt.

Auch bei der ritterlichen Initiation treten an verschiedenen Stellen Merkmale zu Tage, die eine Verwandtschaft des Zeremonials mit dem der übrigen Stände verraten. Zum Beispiel werden gewissen Knappen vor dem Ritterschlag die Stirnhaare geschoren[2] und ähnlich geht es auch bei der Initiation der „Ritter vom Bade" zu[3]. Diese sei hier etwas ausführlicher wiedergegeben, weil sie ein getreues Abbild der merkwürdigen Vermischung von Romantik und Platitüde, Groteske und Feierlichkeit gibt, aus denen die Ritterweihe entsteht. „Und auf den Abend sollen des Knappen Aufseher nach dem Barbier senden und sie sollen ein Bad zurecht machen . . . und alsdann

[1] Nach F. Probst: Sakramente und Sakramentalien in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten. Tübingen 1872.

[2] Schultz: Höfisches Leben zur Zeit der Minnesänger, Leipzig 1879.

[3] Saint Palaye: Memoires sur l'ancienne chevalerie, deutsch von Klüber 2. Band.

soll man dem Knappen den Bart abscheren und sein Haar rund abschneiden!" Des Knappen Aufseher ziehen ihn aus und setzen ihn in das Bad. Dann tritt einer von den Ordensrittern zu ihm und erzählt ihm die Merkwürdigkeiten des Ordens, gießt ihm einen Teil des Badewassers über die Schultern und geht fort. Hierauf wird der Knappe angezogen und in die Kapelle geführt, wo er die Nacht mit Beten zubringt. „Und wenn der König zur Halle gekommen ist und den Knappen bereit findet, diesen hohen Orden und zeitliche Würde zu empfangen, soll er nach dem Schwerte und den Sporen fragen, welche der Kämmerling einem jungen Knappen abnehmen soll und dem König zeigen; und darauf soll der König den rechten Sporen nehmen und ihn einem der edelsten und artigsten der gegenwärtigen Personen übergeben und sagen: ‚Mache diesen an die Ferse des Knappen'. Und dieser kniend, auf einem Knie, muß den Knappen beim rechten Schenkel nehmen und den Fuß desselben auf sein eigenes Knie setzen, den Sporen an der rechten Ferse des Knappen festmachen; und darauf ein Kreuz über des Knappen Knie schlagen und ihn küssen, worauf, wenn es geschehen, ein anderer Ritter kommt und auf gleiche Art ihm den linken Sporen anlegt. Und dann soll der König aus hohen Gnaden das Schwert nehmen und den Knappen gürten . . . . Und der König, indem er seine eigenen Arme um den Hals des Ritters schlägt, soll sagen: ‚Sein du ein guter Ritter' und ihn nachher küssen." Bei der Tafel muß der Knappe steif sitzen, „nicht anders wie eine Braut". (!) Die Ritter des heiligen Grabes in Jerusalem wurden bekanntlich, über das heilige Grab gebeugt, dreimal über den Rücken geschlagen.

Der Templerorden, dessen Initiationszeremonial zur Zeit seiner Aufhebung das ungeheuerste Aufsehen erregte, hat den Ausbau des Ritus in rein homosexueller Richtung vollzogen. Bei dem Prozesse, der seiner Aufhebung (1307) folgte, wurde ziemlich übereinstimmend angegeben: „Erstens, daß sie diejenigen, die in ihren Orden träten, verbänden, bei ihrer Aufnahme Jesu Christo zu entsagen und dreimal auf ein Kruzifix zu speien. Zweitens, daß sie solche vermöchten, denjenigen, der sie aufnähme, auf den Mund, auf den Nabel und auf den Hintern zu küssen. Drittens, daß sie ihnen erlaubeten, mit ihren Mitbrüdern Sodomiterei zu treiben, wenn sie sich nur von der Vermischung mit Weibspersonen enthielten. Viertens, daß sie bei dieser Zeremonie und in den Generalkapiteln einen Kopf mit einem großen Barte von vergoldetem oder versilbertem Holze ausstelleten, welcher von allen Rittern angebetet würde[1]." Später

[1] Helyot: Geschichte aller Kloster- und Ritterorden. Leipzig 1753—1756.

wurden die Angaben zumeist widerrufen und als Lügen oder Foltererpressungen bezeichnet. Die von Blüher[1] erwähnte Monographie setzt statt Nabel, wahrscheinlich mit Recht, Penis. Die Deutung, die in ihr sowie in der hier zitierten Quelle zu finden ist, daß es sich nämlich um eine gewollte Erniedrigung des Kandidaten handelte, ist nicht ohneweiters von der Hand zu weisen, wenn natürlich auch der Charakter einer manifest homosexuellen Betätigung weitaus auffallender ist. Unter Anerkennung dieser auch zeitgenössisch beglaubigten Auffassung fügt sich selbst das Templerzeremonial zwanglos in das Ensemble der übrigen Initiationsriten ein.

Die modernen Abkömmlinge der ritterlichen Knabenweihe, die sogenannten Kammerfeste der deutschen Kadettenhäuser, sind im Blüherschen Buche mit aller Ausführlichkeit geschildert. Auch hier ist es wertvoll, über der unbestreitbar und unbestrittenen Funktion der homosexuellen Orgie die in allen einzelnen Zügen: Aufknüpfen, Anschwärzen, Stäupen, Begießen durchaus mit den übrigen Initiationsriten verwandte Form und Bedeutung, die mir ursprünglicher und älter als die von Blüher in den Vordergrund gerückte zu sein scheint, nicht zu vergessen.

XI.

Zusammengefaßt stellt sich das Prinzip der Initiation, wie sie hier beschrieben wurde, als ein Zug dar, der die ganze deutsche Gesellschaft der früheren Jahrhunderte und einen Teil der außerdeutschen untereinander verbindet. In ihm dokumentiert sich, auf eine allgemeinste Formel gebracht, die Haltung der Erwachsenheit zur geschlechtsreifen männlichen Jugend. Die Riten, in denen sich diese Haltung äußert, dürfen demgemäß als die Pubertätsriten der Kultivierten bezeichnet werden und erhalten in diesem Titel alles für den Parallelismus primitive — kultivierte Völker in unserem Falle Wesentliche. Das Phänomen der Pubertätsriten ist ein soziales, wenn unter Sozietät etwas über die Kleinfamilie nicht nur Hinausgehendes, sondern ihr in gewissem Sinne Entgegengesetztes begriffen wird. In ihm emaniert nicht das Verhältnis des einzelnen Vaters zum einzelnen Sohne, sondern das Verhältnis zwischen Väter- und Söhnegeneration. Mit der emancipatio liberorum hat er deshalb nichts Wesentliches gemeinsam und alle Erklärungsversuche, die sich auf die unleugbare Ähnlichkeit zwischen ihr und den Initiationsriten stützen, sind von vorneherein zum

[1] Blüher: Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft. Bd. 2.

Mißlingen verurteilt. Wenn wir die Initiationsriten historischer Gesellschaften als Ausdruck einer auch in primitiven Gesellschaften wirkenden Gesetzmäßigkeit ansprechen und dartun, daß die Prüfungen (im heutigen Sinne des Wortes), als welche sie sonst gerne erklärt werden, mit ihnen weniger verwandt sind als die Pubertätsriten der Primitiven, so erhebt sich uns die Frage, wodurch wohl jenes Beharren auf dem Primitivismus bei relativ kultivierten Völkern zu erklären ist, die im übrigen schon längst die Entwicklungsstufe „Barbarei" hinter sich gelassen haben. Es ist gewiß, daß in den Korporationen der vergangenen Jahrhunderte sich der Traditionalismus, der die Vergangenheit ebenso beherrschte, wie der Rationalismus die Gegenwart regiert, seine stärkste Stütze fand. Die Altvorderen galten ihm als die Weisen schlechthin, ihre Auffassungen zu den eigenen zu machen, ward zum leitenden Prinzipe der ständisch gegliederten Gesellschaft. War dieses auch in ökonomischen Dingen nicht immer zu erhalten, erzwangen Veränderungen der Produktionsweise auch Veränderungen in der Wirtschaftsgestaltung des einzelnen, so boten doch alle außerökonomischen Momente, die in den Korporationen zusammenschließend wirkten, eine Beharrungsmöglichkeit, erwiesen sie sich als fast ebenso resistent, wie religiöser Kult und mythische Überlieferung. Auch wo die Initiation offenbar nur mehr Weihe bezwecken sollte, waren daher die Sicherungstendenzen der Erwachsenen immer noch imstande, sich regressiv der Mittel zu bedienen, die dazu bestimmt waren, eine ungebärdige Jugend im Zaume zu halten.

Abstrakt betrachtet, waltet diese Tendenz auch noch heute in allem, was Prüfung heißt. Die „Prüfungsangst" läßt sich nicht einheitlich in Angst vor Prüfung der sexuellen Potenz auflösen, wie es Stekel und andere durch entsprechende Traumanalysen versucht haben, sie entspringt auch dem Gefühle des Prüflings, daß es sich im Grunde gar nicht um objektive Feststellungen von „Fähigkeiten" handle, sondern daß sich in der Prüfung die „Wissenden" und „Mächtigen" gegen ihn verschwören, daß sie daran interessiert sind, ihm seinen Aufstieg, seine Bewährung so sauer wie möglich zu machen. Und wer sollte leugnen, daß solche Empfindungen nicht tatsächlich in den Prüfenden wirken?

Die Resistenz gerade der Initiation erhält aber ihre weitere und grundlegende Erklärung, wenn man sich vergegenwärtigt, was alles an Gefühlen in diesem Produkte von Haß und Zärtlichkeit zwischen Söhnen und Vätern auf beiden Seiten mobilisiert und komprimiert ist. In unmeßbar graue Vorzeit hinauf weisen immer wieder einzelne Züge der Bräuche, die bewußt an der Milderung, unbewußt an der Verschärfung und Entscheidung dieses Gegensatzes arbeiten. Und in unmeßbar ferne Zukunft weisen all

die Sicherungstendenzen der Erwachsenen gegenüber der Jugend, die heute zwar nur mehr zum geringsten Teil ihren Ausdruck in solennen Aufnahmsriten finden, zum Ersatz dafür aber sich in eine Anzahl regulierender Maßnahmen, in ein „System" der Pädagogik verwandelt haben, das die Kultur an Stelle jener kurzen, aber desto gehaltvolleren Zeremonien treten ließ. Die Geschichte der Jugend kann unter solchem Aspekt als der Kampf zwischen feindseligen und zärtlichen, ausbeutenden und Freiheit gewährenden Tendenzen der Erwachsenheit gegen sie betrachtet werden. Auch hier wieder ist das antike Griechenland der sonnenbestrahlte Gipfel, trotz mancher spartanischer Jugendbräuche. Eine etwas paradoxe Formulierung könnte den aufgewiesenen Zusammenhang so ausdrücken, daß jede Sozietät sich umso grausamer gegen ihre Jugend verhalten müsse, je weniger sie sich rechtzeitig um ihre Erziehung, die in diesem Falle nur langsame Vernichtung gesellschaftsfeindlicher Strebungen bedeuten kann, bekümmert hat.

Die solenne Initiation erwies sich als ein Ritus, den, allgemeinst gesprochen, eine Sozietät von Erwachsenen an den eintretenden Jugendlichen vornimmt. Bei einigen Gesellschaften ist aber der Grundsatz, nur Jugendliche in solcher Weise zu rezipieren, durchbrochen und ist die Initiation daher kein Pubertätsritus, auch unter beträchtlicher Anspannung dieses Ausdruckes, sondern einfach eine Mitgliedsaufnahme. Sie trägt trotzdem wesentliche Züge des an Jugendlichen ausgeübten Zeremonials. Die Gesellschaften, die sich ihrer bedienen, ragen in irgend einer Weise über den Durchschnitt der bürgerlichen Gesellschaft empor, sei es, daß sie zu ihrer Beherrschung berufen zu sein glauben, sei es, daß sie durch stärkere Gefahren von außen zusammengehalten werden, sei es, daß sie einen geheimbündlerischen Charakter haben. Mehrere Motive sind für diese Ausweitung des Brauches denkbar. Das eine, wie es in dem Hindurchkriechen durch ein Felsenloch oder in der Reinwaschung und Buße des werdenden Ritters zum Ausdruck kommt, erinnert lebhaft an die Initiation der Medizinmänner, ist ein echter Ritus von death and resurrection. In den Gesellschaften, die ihn üben, muß der Gedanke herrschen, daß es nötig sei, das Vorleben ganz oder wenigstens soweit es „böse" war, auszulöschen, um als Neugeborener in sie einzutreten. Entweder nimmt man an, daß die Teilnahme an der Gesellschaft an ungewöhnliche Fähigkeiten geknüpft sei, wie sie die Menschen im allgemeinen nicht besitzen und wie sie nur Auserwählten im Laufe bestimmter Kulthandlungen zuteil werden oder aber man fürchtet Profanation, Verrat, unbrüderliches Verhalten, kurz Sozietätswidrigkeit und will diese durch die Vernichtung der Vergangenheit auf das geringstmögliche Maß heruntersetzen. Die alte Zeit ist also durchaus nicht der Meinung, daß

der Verstand mit dem Amte komme, sondern hält es für nötig, die Amtsverständigkeit durch zum Teil sehr gewaltsame Maßnahmen hervorzurufen.

Die Aufklärung über die psychischen Kräfte, die an der Bildung der Initiation Teil haben, läßt es begreiflich erscheinen, daß sie seit je innerhalb aller gesellschaftsbildenden Kriterien eine Stellung einnahm, deren Bedeutung sich objektiver Wertung entzieht. Gewiß ist ein Teil dessen, was in der Untersuchung als unbewußt wirkende Tendenz bezeichnet wurde, einmal bewußt gewesen. Und vielleicht nicht einmal in historisch allzu entfernter Zeit. Gewiß war die Initiation seit je mit einem leisen Tabu behaftet, wurde sie ausgeübt aber, konnte man doch ihren Sinn und ihr Geheimnis nicht ganz enträtseln, war sie zum Teil unverständlich gewordene Tradition. Nur aus solchem Gesichtspunkte scheint die Fülle von Variationen, in denen sie allerwärts auftritt, begreiflich. Das, was den historischen Gesellschaften auf einer gewissen Entwicklungsstufe sinnlos erschien, wurde von ihnen irgendwie umgeformt, wobei es nie ohne Rationalisierung und Trivialisierung, ohne Einverleibung heterogener Elemente abging. Die Verkehrung ins Gegenteil ist daher nur eine Teilerscheinung, die äußerste allerdings, in dem Umwandlungsprozeß, den die Gesellschaft an ihrer Tradition vollzog. In der Ethisierung haben wir eine zweite, in der Prüfung eine dritte wesentliche erkannt. Man könnte diese beiden Züge als das positiv Pädagogische am Brauche bezeichnen, ohne damit eine „positive" Wertung verknüpfen zu dürfen.

Mit dem Überhandnehmen der „positiv" pädagogischen Momente ist das Schicksal der Initiation besiegelt. Wo bewußte Beeinflussung des urteilenden Verstandes angestrebt wird, muß die Erschütterung des gläubigen Gefühles an Wirksamkeit verlieren. Wo die Sozietät nicht mehr bestehen zu können glaubt, ohne daß der Einzelne sie in all ihren Zielsetzungen erkennt und billigt, dort verwirkt sie ihr Recht auf seine blinde Anerkennung durch Drohung, Einschüchterung, Marter. Mit der Frage nach der Zweckmäßigkeit erwacht die rationalistische Kritik, verschwindet aller Spuk aus den sozialen Beziehungen — viel früher und intensiver als in der Familie —, werden sie auf das platt Begreifliche abgestellt. Was nicht in solchen Rahmen eingezwängt werden kann, wird mysteriös, unverständlich, formelhaft und geht schließlich ganz zugrunde. Es ist merkwürdig, daß von allen Kriterien für eine berufsständische Korporation der Initiation als erstem dieses Schicksal bereitet wird. Sie geht als Wesensmerkmal einer geschlossenen Gesellschaft im XVII. Jahrhundert de jure, spätestens im XVIII. de facto zugrunde. Im Verlaufe ihres Unterganges beschreibt sie eine regrediente Bahn. Sie verschwindet zuerst als Brauch der „Auserwählten", dann als solcher der ständischen Jugendkorporationen mit ökonomischer Tendenz,

endgültig um die Zeit, da die Umwandlung von Gesellenverbänden in Gewerkschaften freier Arbeiter einsetzt, das sind (um das für unseren Fall Wesentliche hervorzuheben) Vereinigungen Erwachsener von dauerndem Charakter, deren Mitgliedsbewegung sich in der Regel nicht mehr im Triennium oder Quinquennium, sondern mit dem Generationenwechsel vollzieht. Am längsten erhält sich die Initiation mit ihren Derivaten in den Schülervereinigungen als dem einzigen reinen Jugendbereich der neuesten Zeit und hier sind ihre Spuren noch gegenwärtig wahrzunehmen. Sie ist also zu ihrem Ausgangspunkte, dem Pubertätsritus, zurückgekehrt, aber sie hat ihren Sinn verloren: die Rolle der Ausgleicherin zwischen Erwachsenen und Erwachsenden. Sie ist nur mehr Spiel der Unerwachsenen.

Im Gegensatz zu ihr haben sich andere Merkmale der historischen Gesellschaften mit mehr Zähigkeit zu behaupten gewußt. Aber auch sie haben sich mancherlei Abschwächungen gefallen lassen müssen, haben einen Bedeutungswandel erfahren: ich erwähne von den wichtigsten das Wandern, die eigene Gerichtsbarkeit, die Uniform oder die gemeinsamen Erkennungszeichen, den Sittenkodex und die Tafelordnung, die Rangstufen und deren Rechte. Sie alle wurzeln in uralten gesellschaftlichen Anschauungen, wenn auch nicht in so unmeßbar frühen wie die Initiation. Die Geschichte aller dieser einzelnen Formen, ihrer Gestaltung und Verbreitung in den verschiedenen historischen Organisationen, wäre mit ein Zugang zur Jugend als historisch-sozialem Phänomen und die völlige Lösung der Frage: wie stand die Gesellschaft der Vergangenheit der Jugend gegenüber?, in die die vorliegende Untersuchung nur einführen konnte.

Wird diese Frage als die grundlegende der Initiation erkannt, dann bedarf es keiner ausdrücklichen Entschuldigung dafür, daß alle Deutung sich auf ihre Klärung beschränkte und daß deshalb eine so große Zahl von aufklärungsbedürftigen und deutbaren Elementen des wiedergegebenen Materials unberücksichtigt bleiben mußte. Ohne ausgebreitete mythologische, geschichtliche und symbolkundliche Forschungen sind sie allesamt nur beschränkt lösbar. Und diese Forschungsaufgaben kann eine Sozialpsychologie nur aufweisen und abgrenzen, nicht mit eigenen Mitteln bearbeiten.

Vom Inhalte der Deutungsarbeit, die hier geboten wurde, kann nicht die Rede sein, ohne daß auch in zusammenfassender Weise ihrer Methode gedacht würde. Sie ist psychoanalytisch und das wird schon genügen, sie dem Soziologen und Historiker vom Fach fragwürdig erscheinen zu lassen. Aber an der Belehrung Unbelehrbarer kann eine Untersuchung wie sie hier vorliegt, nicht mitwirken. Die Methodenfrage ist vielmehr vom intrapsychoanalytischen Standpunkt aus noch zu bereinigen und mit ihr ein Teil der

Ergebnisse. Die Methode, die hier zur Verwendung gelangte, war die analytische der Völker- und Religionspsychologie, die ihren Niederschlag in den mehrfach zitierten Schriften von Freud und Reik gefunden hat. Das Problem, um das es sich hier handelt, ist aber zweifellos nicht völkerpsychologisch und kaum religionspsychologisch im üblichen Sinne, sondern ist eines der historischen Sozialpsychologie. Wenn die Ergebnisse der Untersuchung schlüssig sind, dann müßte der Anwendungsbereich der früheren psychoanalytischen Arbeiten um dieses eine Gebiet vermehrt werden, dann erweist sich, daß was von psychischen Grundtatsachen und Grundtendenzen in der Kultübung der Primitiven und im Seelenleben der Kinder wirkt, auch am Aufbau der Gesellungsformen auf höherer Entwicklungsstufe beteiligt ist und dann ist die Bezeichnung aller solcher Tatsachen und Tendenzen als sozialpsychologisch gerechtfertigt, weil dieser Begriff Religionsübung aller Art mit deckt.

Diese Begriffserweiterung birgt aber mehr in sich als eine besondere oder bisher ungebräuchliche Nomenklatur, sie weist auf einen Zusammenhang hin, der in der Anwendung der Psychoanalyse selten deutlich wird. Die Psychoanalyse ist als Individualpsychologie entstanden, so sehr ihre Ergebnisse generell-psychologischen Charakter hatten. Auch ihre völkerpsychologischen Untersuchungen gehen im wesentlichen darauf aus, das Verhältnis des Individuums zu den von ihm gesetzten übersinnlichen Gewalten zu beleuchten. Der Vergleich des Seelenlebens der Primitiven mit dem der Neurotiker, die asozial schlechthin sind, indem ihre Triebe mit der Sozietät in Widerspruch geraten, beweist das schlagend. Sie liefert als solche Beiträge zur Lösung sozialpsychologischer Fragen, soweit nämlich an deren Entstehung Vorgänge in der Psyche des Einzelnen, und zwar die gleichen Vorgänge in gleichen Individuen beteiligt sind. Was an sozialpsychischen Inhalten auf diese individualpsychischen Ursachen repartiert werden kann — und hier wiederum nur auf den sexualpsychischen Anteil — das ist den bisherigen psychoanalytischen Erkenntnissen zugänglich. In zweierlei Weise greift aber das hier zur Darstellung gebrachte Problem über diese Grenze hinaus. Soweit individualpsychisch, ist es mehr als eine Angelegenheit der Sexualität, ist es zu einem großen Teil wohl „Ichtrieb" — bedingt; und abgesehen von allem, was an seiner Gestaltung auf Seite der Individuen als solcher mitgewirkt haben mag, bleibt ein Rest, der mit den Erwägungen und Interessen des Einzelnen unvereinbar ist, ein Produkt aus Antagonismus und Sympathie zwischen Individuen, aber kein echtes Produkt individualpsychischer Kräfte, das sich in seine Faktoren zerlegen ließe, sondern ein höher zusammengesetztes, mit dem Individuum inkommensurables Gebilde.

Während die Deutungsarbeit überall vermieden hat, mehr als die allgemein gesicherten Erkenntnisse der Psychoanalyse anzuwenden und sich daher bei allen komplexen Sozialerscheinungen mit Deskription und historischer Analyse begnügt hat, lag an einer entscheidenden Stelle der Zwang vor, diese Grenzen zu überschreiten und einen neuartig angewandten Begriff der Psychoanalyse zu substituieren. Das geschah gelegentlich der für alle beschriebenen Riten geltenden Konstatierung der Tatsache, daß der Wesensunterschied zwischen der primitiven und kultivierten Form des Ritus darin bestehe, daß es nicht mehr auf die Abwehr inzestuöser Regungen, sondern vor allem auf die Abwehr von Tendenzen, die dem Beruf oder der Berufsehre nahe treten, ankomme. Diese Verschiebung wurde als die einzige wirkliche „Sublimierung" im ganzen Aufbau des Ritus bezeichnet, da nur hier offenbar eine ursprünglich sexuellen Zwecken dienende Vornahme zu rein sozialen, später sogar rein ökonomischen Zwecken verwendet wird. Hier liegt also anders als in den Fällen, in denen Sublimierung sonst konstatiert wird, einmal deren Objekt zu Tage; mit ihm ist der Weg, der dazu geführt hat, wenn auch nur hypothetisch erkennbar; und es handelt sich nicht um die Triebverwandlung des X oder Y, sondern um die historischer sozialer Gebilde, die das Stigma des Typischen tragen.

Eine Rekapitulation des Vorganges ergibt: der Sinn der Martern, die den Initiierten veranlassen sollen, den Beruf zu ehren und ihn zünftig auszuüben, kann nur in der Annahme einer psychischen Verwandtschaft des Berufsbegriffes — zumindest der früheren Jahrhunderte — mit dem weiblichen Liebesobjekt gefunden werden. Eine solche „Sexualisierung" der Berufsidee — denn als solche stellt sich die Verschiebung dem Betrachter heute dar — erscheint für die Blütezeit der Riten gar nicht ungeheuerlich. Es ist nicht das Zeitalter moderner Produktion, es ist das vorkapitalistische Zeitalter der handwerksmäßigen Berufsausübung. Sombart[1] charakterisiert sie folgendermaßen: „Die Arbeit des echten Bauern ebenso wie des echten Handwerkers ist einsame Werkschöpfung: in stiller Versunkenheit gibt er sich seiner Beschäftigung hin. Er lebt in seinem Werk, wie der Künstler darin lebt, er gäbe es am liebsten gar nicht dem Markte preis. Unter bitteren Tränen der Bäuerin wird die geliebte Schecke aus dem Stall geholt und zur Schlachtbank geführt; der alte Bourras kämpft um seinen Pfeifenkopf, den ihm der Händler abkaufen will" usw. Diesem Zeitalter bedeuteten Beruf und Arbeit, Beruf und wirtschaftliche Tätigkeit, Beruf und Nahrung noch so Verschiedenes, wie heute dem Künstler. Es ist die Zeit der Werk-

[1] Sombart: Der moderne Kapitalismus. Leipzig 1919. Bd. I. S. 36.

heiligkeit kat' exochen, einer Werkheiligkeit, die sich nicht etwa in der Intensität und Quantität der Arbeit auslebte, denn diese Zeit war durchaus nicht „arbeitsam" im heutigen Sinne, sondern im höchst persönlichen Verhältnis zum Arbeitsprodukt und zu der Art seiner Herstellung. Deshalb sind von allen Riten die der deutschen Gesellenverbände die geeignetsten zur Illustration dieser Beziehung, denn im deutschen Handwerk hat diese Gesinnung ihren stärksten Ausdruck gefunden.

Die historische Betrachtung, die bedenkt, was die Psychoanalyse schon an „Sexualisierungsvorgängen" in der Urproduktion der Primitiven nachzuweisen versucht hat und ahnt, wieviel gleichartige Vorgänge noch auf anderen Gebieten der Urwirtschaft — es sei an die psychologischen Konsequenzen der Hahnschen Viehzüchtungshypothese erinnert — der psychoanalytischen Deutung harren, wird eher geneigt sein, eine fortschreitende Entsexualisierung der wirtschaftlichen Tätigkeiten anzunehmen. Es ist aber dabei von Wichtigkeit, zwischen der Sexualisierung als dynamisch-psychischem Vorgang und zwischen dem Schicksale des Sexualobjekts zu unterscheiden. Es ist möglich, zu einem an und für sich asexuellen Gegenstand — Erde, Wissenschaft — in ein libidinöses Verhältnis zu treten. Es ist aber auch denkbar, daß zunächst nicht das Objekt sexualisiert wird, sondern daß der Mensch sich beim Denken und Arbeiten sexueller Ausdrucksformen, mit Sexualenergie geladener Arbeitsweisen bedient. Zwei ganz heterogene Vorgänge, von denen der eine richtig als Sexualisierung (eines an und für sich asexuellen Gegenstandes) bezeichnet wird, während der andere — und nur er — als echte Sublimierung anzusprechen ist. Der Endeffekt mag bei beiden der gleiche sein und die nachträgliche Unterscheidung deshalb schwierig, die Ereignisse sind grundverschieden und haben für das Individuum durchaus verschiedene Wirkung.

Zweifellos liegt in unserem Falle eine Sublimierung vor. Eine Gruppe von Menschen benützt Riten von ursprünglich sexueller Bestimmung zu asexuellem Zweck, zum Schutze einer „Ichidealbildung" (um den Berufsbegriff psychoanalytisch-terminologisch einzureihen), aber einer Kollektividealbildung, einer, die ihr persönlichstes Verhältnis zum einzelnen abgestreift hat und gesellschaftliches Ideal, Nomos, geworden ist. Der Vorgang ist sexuell, der Effekt muß gar nicht mehr an die ursprüngliche Verwendung gemahnen. Der Vollzug des Ritus erscheint so als eine Bestätigung des psychoanalytischen Lehrsatzes, daß dem Sexualleben Vorbildlichkeit für das übrige Leben zukomme, projiziert auf das Leben eines sozialen Organismus. — —

Die Menschen von heute tragen das unzerstörbare psychische Erbe

ihrer Ahnenreihe mit sich. Die Stücke dieses Erbes sind in historisch ferner Zeit sehr allmählich erworben worden. Heute kennt man den Stücken beim bloßen Ansehen nicht mehr an, aus welcher Zeit sie stammen und auf welche Weise sie erworben wurden, gerade so wie in den modernen Kapitalmassen nicht mehr der Erwerb aus Raub sich von dem aus Handel, der aus akkumulierter Rente sich von dem aus der Mehrarbeit vergangener Jahrhunderte sondern läßt. Unter diesen Umständen fragt es sich, ob man recht daran tut, an der einen Entstehungsart, in unserem Falle der Sexualisierung, festzuhalten und mit diesem Namen die menschlichen Beziehungen zu gewissen Tätigkeiten, wie Ackern, rhythmische Arbeit oder zu gewissen Sachen wie Geld zu bezeichnen. Vielleicht simplifiziert man doch so auf der einen Seite zu viel, um auf der anderen auf eindringendere Erklärungsmöglichkeiten verzichten zu müssen. Wenn darüber prinzipielle Übereinstimmung herrscht, daß die Mittel, mit denen der Mensch aller Zeiten seine Bedürfnisse befriedigt, abhängig sind vom Mittel der Sexualbefriedigung, ihren Ursprung nie ganz verleugnend; wenn das Gleiche für alle Ichinhalte gilt, soferne sie sich von den sexuellen erst nachweisbar oder vermutlich differenziert haben, dann sollte es sich doch nicht mehr darum handeln, diese Beziehung in ihrer Einförmigkeit zu betonen, sondern dann müßte die Forschung den Wegen der Differenzierung nachgehen, sie müßte, um ein in der Psychoanalyse gebräuchliches Bild anzuwenden, die Treppen zu den „oberen" Stockwerken des Seelengebäudes hinaufsteigen, um sich einmal deren Einrichtung zu betrachten und um zu untersuchen, ob sie der im untersten entspreche und was anders sei. In der Kulturgeschichte hat die Menschheit solche Einrichtungen hinterlassen; in ihnen ist zwar kein Lebenshauch mehr zu verspüren. Aber unter der Staubschicht, die sie bedeckt, zeichnen sich dafür bloß die wesenhaften Konturen ab. Was sie zeigen ist Typus, ist Norm, war gültig.

Von Dr. **Siegfried Bernfeld** ist außerdem erschienen:

Die neue Jugend und die Frauen. Wien—Leipzig 1914.

Das jüdische Volk und seine Jugend. Viertes bis siebentes Tausend. Wien—Berlin 1920.

Kinderheim Baumgarten. Ein Bericht über einen ernsthaften Versuch mit neuer Erziehung. Berlin 1921.

Erziehung zur Arbeit und Gemeinschaft. Verzeichnis empfehlenswerter Schriften zur Einführung in die neue Pädagogik. Wien 1921.

In Vorbereitung befindet sich:

Band II der „Beiträge zur Jugendforschung“: **Vom Dichten der Jugendlichen.**

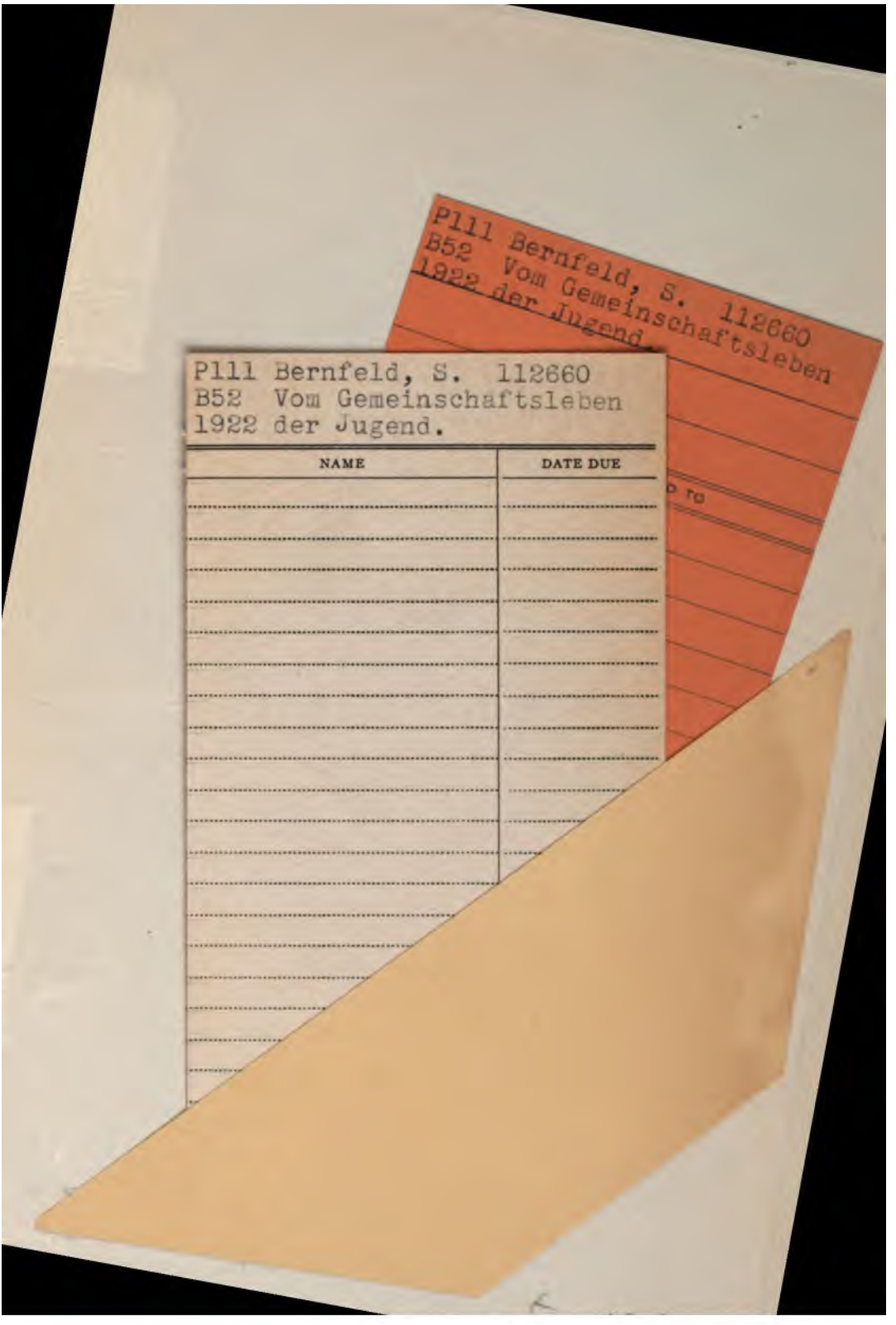
Von **Erwin Kohn** befindet sich in Vorbereitung:

Wirtschaftserziehung. Verlag Gesellschaft und Erziehung. Berlin.

LANE MEDICAL LIBRARY

This book should be returned on or before
the date last stamped below.

10M-4-49-63280


P111 Bernfeld, S. 112660
B52 Vom Gemeinschaftsleben
1922 der Jugend.
NAME
DATE DUE